Vorzeit

# Vorzeit und Gegenwart.

Historisch-romantische Schilderungen

aus

# Schwaben und Franken.

Dritter Band.

Stuttgart.

Verlag von Eduard Fischhaber.

1861.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

# Die Rache der Städtemeisterin.

## Eine Erzählung aus Schwäbisch-Halls Vorzeit

von

**Fr. Norden.**

---

In dichten Flocken fiel der Schnee in einer finstern Decembernacht vom Himmel, und der Kocher trieb rauschend das Treibeis durch die Brücken, welche die freie Reichsstadt Hall in Schwaben mit dem Vorstädtchen, der Weiler, verbindet. Nur der Schein matter Lampen warf sein schwaches Licht aus den hohen Giebelhäusern des Vorstädtchens auf die engen, finstern Gäßchen. Alles saß beim warmen Ofen, die Weiber und Mädchen an der Kunkel und dem Haspel, während das Männervolk auf der Ofenbank lag und sich behaglich streckte. Auch im Hause des Kürschnermeisters Gräter, nächst der St. Johanniskirche, rollte die Spindel, die sein junges Weib rüstig drehte, und während er mit seinem Nachbar, dem Sieder Senft, hinter dem Tische bei einem Kruge Apfelmost saß, las er aus einer alten Chronik vor, denn er war bei den Johanniter-Mönchen gut geschult worden und hatte geistlich werden sollen. Aber schon mit sechszehn Jahren verließ er die Schule, denn das geistliche Leben wollte ihm nicht behagen, und folgte seinem Drange

hinaus in die Welt. Darum trat er bei einem Kürschner in die Lehre, und zog als junger Handwerksgeselle den Rhein hinab nach den Niederlanden, und von da nach Böhmen, und an der Donau wieder herauf in die Heimath nach Schwaben.

Gräter war ein lustiger Kumpan, wohl gelitten auf der Trinkstube der Rathsherren und bei dem landsäßigen Adel, wann solcher in den Herbergen der Stadt Hall abstieg, um sich einen fröhlichen Abend zu machen. Wie sehr auch sein Weib dagegen eiferte, daß er manchmal des Guten zu viel that und über die Zeit ausblieb, so söhnte sie sich immer bald wieder mit ihm aus, denn im Geschäfte gab es keinen rührigern Meister, und sein lustiges Wesen zog ihm viele Kundschaft derer von Adel und von den Geschlechtern in's Haus. Auch heute wäre er schwerlich zu Hause geblieben, wenn nicht sein Nachbar, der Sieder Senft, wegen eines Geschäftes zu ihm gekommen wäre.

„Ja!" — unterbrach den Kürschnermeister, als dieser mit dem Lesen wieder innegehalten und sein feines Fischotterkäpplein von einem Ohre zum andern gerückt hatte, der vierschrötige Sieder, eine lange Gestalt von nahe an den Sechszigen — „man merkt es wohl, daß Ihr auf geistlich studirt habt und zum Pfarrer bestimmt waret. Das fließt Euch ja von den Lippen, wie das Wasser von einem Mühlenrade, und alle die seltsamen Buchstaben, die habt Ihr mit einem Blicke übersehen und lest sie herunter, als hättet Ihr sie auswendig gelernt!" — „In die Chronikbücher und die Krüglein guckt mein Martin mit gleicher Lust!" lachte das Weib des Kürschners, — „aber lieber ist's mir, er liest mir Abends eine alte Geschichte vor, als daß er bei seinen Kumpanen sitzt, denn es ist gar unterhaltend, so zu hören, was sich vor alten Zeiten begeben, und wie es sonst um diese Gegend gestanden hat, wo jetzt unsere Stadt Hall erbaut ist."

„So sind die Weiber" — entgegnete Gräter und kneipte seine Ehehälfte im Scherze in die Wange — „wenn man ein- oder zweimal in der Woche sich einen lustigen Abend macht und den Staub und die feinen Härlein hinunter schwemmen will, die das Handwerk uns in den Hals bringt, dann sind sie gleich mit ihrem Zünglein da und thun dem Manne schandlich!" — „Wahrhaftig!" nahm der Sieder wieder das Wort — „Frau Katharine, Ihr thut Eurem Manne Unrecht, daß Ihr verlangt, er solle ein ganzer Ofenhocker werden, da er Euch doch manchen schönen Abend vorliest und mit seiner Gelehrsamkeit die Zeit vertreibt. Aber, lieber Nachbar! steht denn in Eurem Historienbuche auch Etwas geschrieben von unserer löblichen Siederzunft? Das möchte ich wohl auch einmal hören, wie lange schon unser Salzbrunnen betrieben wird und wer zuerst darauf gekommen ist."

Bedächtlich blätterte der Kürschnermeister seine Chronik durch und erwiederte dann: „Darauf kann ich Euch genügende Antwort geben; hier dieses Kapitel handelt von diesen Punkten, und gibt uns über Alles Aufschluß. „Vor vielen hundert Jahren" — las er nun, nachdem er die Lampe mit einer Nadel geputzt und sich zurecht gerückt hatte — „ist Hall eine unwirthbare, waldige Gegend gewesen, und wo jetzo der Salzbrunnen erbaut ist, war eine herbe Lache, um welche das Wild sich versammelte, um daran zu lecken. Wie nun nach vielen Jahren ein Gaugraf sich in Westheim droben ein Schloß gebaut und auf der Jagd diese Lache entdeckt hatte, errichtete derselbe in dieser Wildniß etliche Hütten und trug seinen Knechten auf, das Salzwasser zu sieden. Als die Kunde hievon über den Rhein hinüber kam, wo die Franken wohnten, die solches Salz zu ihrer Haushaltung brauchten, zogen selbige mit ihren Wagen herüber und holten bei dem Grafen diese Waare, die

sie nach ihrer Sprache „Salsum“, d. h. herbes Wasser, nannten. Darnach gaben die Sieder dem Orte den Namen „Sal,“ der sich mit der Zeit in Hall umänderte. Gleichfalls haben Etliche die Lache „Sule“ geheißen, daher der Salzbrunnen noch bis zum heutigen Tage Sule genannt wird. So geschah es, daß von Jahr zu Jahr der Hütten und Häuser zu Hall mehr wurden, und ein adeliges Geschlecht daselbst ein Schloß auf dem Platze baute, wo jetzt die Michaeliskirche steht. Dieses Geschlecht führte in seinem Schild und Wappen zwei Farben, roth und gelb, und zwei Hörner von derselben Farbe, die sollten das Leben und den Tod bedeuten, und als die Stadt später eine freie Reichsstadt geworden, hat sie dieses Wappen zu dem ihrigen gemacht.“

„Bei St. Michael!“ sprach der Siedermeister und klopfte mit beiden Fäusten auf seine hirschledernen Hosen — „da haben wir's ja — die Sieder sind die älteste Zunft, und unserem Gewerbe verdankt die Stadt ihre Macht und ihren Reichthum!“

„Ehre, dem Ehre gebühret!“ lächelte Gräter, — „doch, höret noch, was besonders von den Siebenburgen der Stadt verzeichnet steht, weßhalb man auch Hall vor Zeiten die Siebenburgen- und die Adelsstadt genannt hat. Zum Schutze der Salzquelle baute der Graf von Westheim, als königlicher Salzgraf, die Burg Hall, und um selbige herum in einem Halbkreise sechs weitere Burgen für die Vorsteher der Salzsiederei. Es waren Thürme, viereckig und vier Stockwerke hoch, jeder mit einem kleinen Hofe und einer Mauer umgeben. In der Mitte, wo jetzt die St. Michaeliskirche steht, baute man die Hauptburg, dieser zur Rechten in der Schuppach (jetzt Gasthof zum Adler) die zweite Burg, den Veldnerthurm, darin der Schultheiß seinen Sitz hatte, und links, im Nonnenhof, den dritten Thurm für den Münzmeister, den Berlerthurm;

weiter abwärts, rechts und links, den vierten und fünften für den Sulmeister, den Aufseher über die Salzquelle, und den Feurer, der über das Holz gesetzt war (das jetzige Majer'sche Haus beim Fischmarkte, und das Sannwald'sche am neuen Thore); rechts und links vom Salzbrunnen der Keßler- und Siederthurm für den Aufseher über die Pfannen und die Siederei (beide abgebrannt 1728)." Der Kürschnermeister hielt etwas inne, dann fuhr er, ein neues Blatt umschlagend, fort: „Nachdem nun die Stadt Hall zugenommen hatte an Bürgern und herein gezogenem Adel, setzte man einen hohen Rath ein, bestehend aus den alten Geschlechtern und dem Adel der Stadt und der umliegenden Schlösser, ihrer Neune. Zudem hat man aufgerichtet aus den Bürgern ein Fünfergericht für die gemeine Gerichtsbarkeit in Schuld- und Klagsachen."

„Das hat mir meine Urahne noch erzählt," fiel der Sieder dem Vorleser in's Wort, — „daß, weil neun Ritter dahier in dem obern Rathe gesessen, man neunmal das Zeichen gegeben, wenn sie sich versammeln sollten, aber es müssen vor Jahren auch noch mehr Adelige um Hall herum ihre Schlösser gehabt haben, als gegenwärtig, da den Kocher hinauf und hinab noch mehrere eingegangene Burgställe zu treffen sind." — „Von dem Adel" — entgegnete der Kürschnermeister, und blätterte weiter in seiner Chronik — „so um Hall herumgesessen, wäre viel zu berichten. Viele sind ausgestorben, viele verdorben. Da sind in Hall gewesen und sind zum Theil noch: die Streckfuße von Strecksburg, die Eberweine, die Veldner, genannt Geyer, die Neuensteine, die Löcher, Schneewasser, Haage, die Theurer, Philippsen, Eberharde und Conraden."

„Ha! ha!" lachte der Siedermeister und klopfte des Kürschners Weib auf die Achsel — „der Conrad hat auch ein böses

Weib gehabt, eine geborene Senftin, die hat ihm das Weinkrüglein hochgehängt, trotzdem, daß sie über die Maßen reich waren. Wenn der arme Schlucker zur Trinkstube ging, hat sie ihm nicht mehr denn zwei Pfennige zu einer Maß Wein mitgegeben. Wollte er ein Schöpplein mehr trinken, so mußte der Stubenknecht dem alten Rathsherrn einen Pfennig vorstrecken, und alle Gäste trieben darum mit dem armen Ehegesponsen ihren lustigen Spott!" — "Nachbar!" zürnte Katharina — „Ihr stellet mir da ein ärgerlich Gleichniß, denn noch nie habe ich meinem Eheherrn die Pfennige zur Zeche in seinen Beutel gezählt; mein einzig Sorgen ist nur, daß er mich nicht täglich allein lässet bei meiner Kunkel, und wenn er die Trinkstube besucht, auch wieder zur Zeit heimkehrt!"

"Katharineli!" — schmunzelte der Kürschnermeister — „bin ich je mit Rumoren heimgekommen und habe ich Dich je in der Nachtruhe gestört, oder gar Dir ein Glied gebrochen, oder die Zunge mit der Zange gezwickt, wie gestern der Schmid Feyerabend in der Gelbingergasse sein haderig Weib zu curiren versuchte? Habe ich je die Brücke verfehlt und bin in den Kocher gefallen, wenn auch des Thurmwächters Ampel noch so düster brannte in stockfinsterer Nacht? Habe ich je den Schlüssel in des Nachbars Hausthüre gesteckt, statt in die unserige? — Wenn Du so Etwas mit Recht behaupten könntest, dann wollte ich das Haus nach dem Avemarialäuten nimmer verlassen wie ein Kind, das der Gassenknecht nach Hause schickt. Aber ein Mann, wie ich, der die Welt gesehen hat, und dem es um seine Kundschaft zu thun ist, der — nu! Du verstehst mich, Alte!"

„Also, beim Adel sind wir stehen geblieben" — fuhr er dann weiter fort — "da kommen noch die von Gabelstein, Bernstein, die Rothe, so ein Wappen führen, gleich den Grafen von Löwenstein, nämlich drei gelbe Legel in einem

rothen Feld; dann die Treutweine, die Bachensteine, die Kurze und Pettersheimer. Das sind die Geschlechter in Hall und um die Stadt herum, und nun im nächsten Kapitel ist beschrieben, was für Edelleute in Schlössern am Kocher gesessen, auf und ab der Stadt. Da kommen nun unterhalb Hall ein Ottendorfer, ein zahlreich, stattlich Geschlecht, also daß auf einmal vier Turnierhengste in einem Turniere aus ihrem Schlosse zogen. Alsdann kamen die Buchhorn, Hirschfelden, Hessenthal, die Grafen von Westheim, die Hohenstein, Sanzenbach, Michelfeld, Dullau, die Stainwag unter Comburg, die Schauenburg, die Limpurg, die Gottwolshausen, Neuenburg ob Gelbingen, die Geyersburg bei Münkheim, die Erlach, Gailenkirchen, Sulmeister von der Sulburg.«

»Das sind meine Vorfahren" — unterbrach den Kürschnermeister der Sieder Senft — „die haben eine namhafte Gerechtigkeit gehabt am Salzbrunnen, führten einen Schild mit zwei blauen und zwei gelben Feldern, auf dem Helme zwei blaue Flügel mit gelben Ecken. Als ein Sulmeister vor Zeiten nach der Jagd auf sein Schlößlein Sulburg kam und sein Jagdwamms, das von Regen triefte, abtrocknen wollte, da ist's über Nacht am Ofen hängen geblieben und hat Feuer gefangen. Das Feuer aber hat um sich gegriffen und die ganze Burg in Asche gelegt. Der Schloßherr hat sie nimmer aufgebaut, hat sein Wappen verändert und ist nach Hall gezogen, darauf seine Nachkommen sich Senft genannt haben.«

»Wieder« — fuhr der Kürschnermeister fort — „saßen um Hall die von Münkheim. Der Letzte ward mit Schild und Helm begraben, und fiel sein Lehen denen von Comberg und Hohenlohe anheim; dann die von Haag, von Enslingen, Braunspach, die Bachenstein von Dettingen. Das war der

reichste Herr auf weit und breit, er vermochte bei dreißigtausend Gulden, verschlemmte und verputzte aber Alles, also, daß er zuletzt die von Hall um eine Pfründe im Spital ansuchen mußte und in großem Elende verstorben ist." — „Darum hat auch" — nahm der Sieder Senft das Wort — „die Stadt Hall mit Recht den Namen Adelsstadt getragen!" — „Wohl mit Recht" — erklärte der Kürschnermeister weiter — „denn die Zahl der Adelsgeschlechter belief sich auf hundertundfünfzig, aber schon lange ist ein großer Theil, der hier Bürger war, hinausgefahren zu allen Thoren, wie die Adelsheime, Altdorfe, Berlichingen, Crailsheime, Morsteine, Schotte, Sontheime, Stetten, Sturmfeder, Weiler und viele Andere, und Manche darunter wurden die erbittertsten Feinde der Stadt. Alte!" — setzte Meister Gräter hinzu — „wie! fülle das Krüglein noch einmal, die Zunge hängt mir am Gaumen!" Willig ergriff Frau Katharina den Krug, zündete eine Lampe an und kam nach kurzer Zeit wieder in die Stube.

„Ho!" — lachte jetzt der Sieder Senft — „darum ist Hall doch nicht zurückgeblieben in seiner Macht und seinem Wohlstande, und der freie Bürgerstand nur um so fröhlicher aufgeblüht! — Und was den auswärts gesessenen, hochfahrenden Adel betrifft, so lassen wir Haller uns nicht von unserem Rechte abtreiben." — „Namentlich nicht die Senfte!" — lächelte Katharina, — „denn Ihr und Euer Bruder haben den Schenk-Limpurgischen Forstknecht übel heimgeschickt, als er Euch Euere Hasengehege zerhieb." — „Alle Teufel!" polterte der Sieder, „was scheeren wir uns in unserem städtischen Gehege um die Schenke, obgleich sie Freiherren sind! Sie meinten letzten Herbst auch, uns bei Bühlenried einen Denkzettel zu geben, als ich und mein Bruder dort mit einigen Knechten jagten. Husch! ist auf einmal der Limpurger-Schenk mit drei Reisigen da, und reitet

querfeldein mit Spieß und Armbrust auf uns zu; aber wir haben ihm den Weg gezeigt und das Herrlein heimgejagt, wie einen angeschossenen Hirsch. Er hat sich selbige Nacht nicht mehr auf seiner Burg sicher gefühlt, und ist nach Comburg hinüber entwichen, weil er meinte, die Haller kommen mit voller Wehr und stürmen sein Nest."

"Das ist's gerade" — sprach Meister Gräter — „der Adel hat auch vordem in der Stadt allzu viele Rechte angesprochen, und dadurch Zwietracht unter der Bürgerschaft entzündet, wie schon im Jahre 1261, worauf gegen dreißig mit ihren Familien die Stadt aus Trotz und im Hader verlassen haben. Nicht anders war es vor hundert Jahren, da man 1340 schrieb, als die Zunftgenossen in den Rath aufgenommen zu werden begehrten. Als der Kaiser den Streit schlichtete, und verordnete, daß künftig, neben zwölf adeligen Bürgern, sechs Nichtadelige und acht von den Handwerkern im Rathe sitzen sollten, und daß, wer der Verordnung nicht gehorsamen wolle, die Stadt auf zehn Meilen weit verlassen müsse, da fuhren wieder gegen dreißig Edelleute aus der Stadt, meist nach Straßburg, wo sie einer Gasse den Namen ‚Hallergasse' gaben."

„Wenn sie Alle so reich gewesen wären, wie der Rathsherr Eberhard von Eltershofen" — sagte der Sieder — "dann hätte man sie wohl ungern ziehen lassen." — "Und wie reich war denn dieser?" fragte Katharina. — „So reich" — meinte der Sieder — "daß wir ein Halbdutzend Siedersgerechtigkeiten und Antheile an der Pfanne damit hätten erkaufen mögen, und es hat ihn der Kitzel gestochen, dem Landadel die Augen nach seinen blanken Thalern lüstern zu machen. Da hatte Der von Rosenberg einen Zwist mit der Stadt, und als einige von Adel hieher kamen, um den Span zu schlichten, stellte der Rathsherr seinen Knecht vor das Haus, dem gegenüber die Fremden

ihre Herberge hatten, und ließ ihn in einem Kübel ein Simri Thaler waschen. Darauf mußte derselbe sie in ein Sieb schütten und zum Dachladen hinaus an die Sonne zum Trocknen stellen. Als die fremden Ritter solches sahen, stellten sie dem von Rosenberg vor, daß er gelinde Saiten aufziehen solle, um sich mit einer Stadt zu vertragen, wo die Bürger ihr Geld waschen und sonnen müssen, damit solches nicht schimmelig würde."

„Aber jetzt!" — nahm der Sieder das Wort und griff an seine Pelzmütze, — „schlägt es neun Uhr auf der Katharinenkirche, und ich will nach Hause, ich muß morgen nach Comburg zum Abte, wegen meines Sohnes, der geistlich studirt, denn die Pfarrei zu Reinsberg ist zu verleihen, und das wäre ein einträgliches Plätzchen für meinen Conrad; ich habe wohl schon vernommen, daß ein markgräflich brandenburgischer Priester seinen Anschlag auf die Pfarre hat, und daß der Papst diesesmal die Verleihung des Amtes in Anspruch nimmt, weil Papst und Abt bei Verleihung dieser Pfründe mit einander wechseln, aber ich will ihn schon abtreiben, wenn er nicht gutwillig zurücktritt — gute Nacht, Frau Katharina!" — „Ich will Euch ein wenig leuchten, thut etwas gemach!" — sprach der Kürschnermeister — „denn 's ist stockfinster draußen, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen kann, und das Brudergäßlein ist gar eisig und nicht gut zu bewandeln!" — Also zündete Meister Gräter eine Laterne an und schritt seinem Gaste, dem Sieder, voraus.

Wie die Beiden so mit einander dem Brudergäßlein zuschritten, schallte lauter Gesang aus einem Hause neben der St. Johanniskirche. „Hört Ihr's?" sprach Meister Gräter — „da droben geht's auch noch lustig her bei dem Pfarrherrn Gickenbach; — es wird wieder eine muntere Gesellschaft beisammen sein, denn Gickenbach ist ein gar närrischer Kauz." — „Ei, da möget

Ihr noch einen Abendtrunk zu Euch nehmen" — entgegnete der Sieder — "und den Herren auf ein Stündlein Gesellschaft leisten." — "Und von meiner Katharina noch eine Strafpredigt zu Ohren kriegen" — lachte Meister Gräter — "aber das kümmert mich wenig, ich schlafe nur desto besser ein, während ihre Zunge gleich einem Mühlrade klappert; — also gute Nacht!" — „Gute Nacht!" entgegnete der Sieder und öffnete seine Hausthüre, und während er die dunkle, enge Stiege hinaufpolterte, schritt Meister Gräter wohlgemuth das Gäßlein zurück, auf das Haus des Gickenbach zu, aus welchem noch heller, als zuvor, lustige Gesänge schallten, während rings herum schon alle Lichter ausgelöscht waren und Alles im Schlafe lag.

„Fröhlichen Abend, meine werthen Herren!" lachte Meister Gräter, als er, die Laterne in der Hand, zur Stube hineintrat und die Gesellschaft verwundert die Köpfe nach der Thüre wandte — „oho! ich bin ja nicht der Stadtknecht, der Euch abbietet ob nächtlichen Rumors, — im Gegentheile, Euer lustiger Gesang hat mein Gemüth aufgeweckt, wie das Lied einer Märzenlerche, und meinen Gaumen gekitzelt nach einem geistlichen Schlaftrunke, denn Herr Gickenbach schenkt keinen Dreimännerwein, das weiß die ganze Stadt Hall, und ist auch kein Knicker, so lange noch der Hahn läuft an seinem Fäßlein!"

"So nehmt Platz, Meister Gräter!" lächelte der geistliche Herr und rückte einen Stuhl zurecht — „Ihr kommt ja, wie Nikodemus, habt auch eine klangvolle Stimme, die unsern heiseren Kehlen gerade zu Statten kommt! Da, thut einmal Bescheid!" — "Ei! ei!" sprach Meister Gräter und ergriff den Becher — "welch ehrenwerthe Gesellschaft! Der edle Herr Schenk von Limpurg, Herr Theurer und Eisenhut, Herr Esenwein, Herr Weißgerber und Heerbotten! Da sitzt man ja, wie im Paradiese!" — "Wird aber nimmer

lange dauern," gähnte der Schenk, und lehnte das weinschwere Haupt gegen die mit Leder beschlagene Rückwand seines hohen Stuhles — „Meister Gräter, Ihr kommt etwas zu spät, denn der letzte Krug steht auf dem Tische!" —

„Bei St. Johann!" — entgegnete Gräter und leerte seinen Becher — „hätte ich das geahnt, so hätte ich meine Chronik schon längst zugeschlagen, aus der ich dem Sieder Senft vorgelesen habe, und wäre zu den Herren herübergekommen, als das Oelkrüglein noch lief, denn zu Hause komme ich zu keinem Tröpflein guten Neckarweines, da heißt es immer: Martin! spare, spare, daß wir in die Kapelle zu unserer lieben Frau in der Gelbingergasse können eine silberne Lampe stiften!"

„Was lastet denn auf Eurem Gewissen?" fragte der Patrizier Theurer — „Ihr habt doch nicht etwa einen Meuchelmord begangen, oder einen Ehebruch, daß Ihr in das Asyl zu St. Johannisstift flüchten müßtet?" — „Gottlob!" — entgegnete Meister Gräter — „das just nicht, aber mein Eheweib läßt mir keine Ruhe, seit sie dem jungen Baustetter ein Kind aus der Taufe gehoben hat, daß wir ihr stilles Gelübde erfüllen wegen des ritterlichen Kampfes, den mein Großvater mit einem Baustetter gehabt hat. Es haben nämlich Beide wegen eines Haders mit einander auf dem Fischmarkt gekämpft, unter dem Schirm des Rathes und nach den Turniergesetzen. Alles ging nach altherkömmlichen Kampfgesetzen zu. Nachdem der Sühneversuch mißlungen war, ward am Aegiditage der Fischmarkt mit Sand bestreut und mit Schranken umgeben, und für jeden Kämpfer eine bretterne Hütte zum Unterstand für ihn, seine Verwandte, den Beichtvater und Grieswärtel erbaut. Auch standen die Todtenbahren bereit, mit Kerzen und Tüchern. Als nun die Thore geschlossen, die Gassen mit Ketten gesperrt, die Thürme und Mauern wohl besetzt und durch Aufruf alle Frauen-

zimmer und Knaben unter zwölf Jahren entfernt, auch alles Schreien, Rufen, Deuten und Winken bei Verlust der rechten Hand und des linken Fußes durch den anwesenden Nachrichter verboten war, da begann der Kampf. Da hat mein Großvater den Baustetter unter sich gebracht, und von ihm begehrt, er solle sich gefangen geben. Der aber antwortete: wie soll ich mich gefangen geben und ehrlos werden auf Zeitlebens, so daß ich auf kein Roß mehr sitzen, den Bart nicht mehr scheeren und weder Waffen, noch Wehr tragen darf? Und wie er sich wieder aufraffen wollte, hat mein Ahne den Dolch gezogen und ihn zum linken Auge hineingestochen, daß er den Geist aufgab. Darauf ist mein Ahne zur Sühne auf den Knieen nach der Wallfahrtskapelle in der Gelbingergasse gerutscht, daß ihm die Kniee bluteten. Darum nun will mein Eheweib, daß wir eine silberne Lampe stiften sollen."

"Das ist ein löblich Werk" — sprach Herr Esenwein — „aber ich dächte, deßhalb könntet Ihr Euch doch einen guten Haustrunk halten, denn Euer Gewerbe trägt Euch mehr ein, als Gilten und Zehnten manchem landsäßigen Edelherrn am Kocher oder an der Bühler." — „Bei St. Veit!" — brummte der Schenk und schlug auf den Tisch — „also den letzten Krug, Herr Gickenbach? — jetzt, wo wir noch könnten einige Stündlein bankettiren, und Meister Gräter noch kaum die Zunge angefeuchtet hat?"

„S'ist ein Jammer," sprach der Pfarrherr — „daß wir hier sitzen, wie auf einer öden Insel, in unserem Weiler, und der Brückenthurm schon um acht Uhr geschlossen wird. Ja, wenn der Kocher zugefroren wäre, schickte ich meinen Knecht hinüber mit einem Korbe, und wir hätten Weines genug, bis der Tag anbräche." Er stützte den Kopf in beide Arme und murmelte vor sich hin: „Nein! das geht nicht — im ganzen Weiler ist

kein Tröpflein guten Weines zu haben.« — Auf einmal fuhr er auf und kniff die kleinen, blitzenden Aeuglein zu, als wäre ihm ein köstlicher Einfall gekommen, dann legte er den Finger an den Mund und sprach: „Liebe Freunde! So Ihr schweigen und kein Wörtlein über Eure Lippen kommen lassen wollt, so stehe ich dafür ein, daß wir noch einige Mäßlein kriegen mögen, unsere Gaumen zu netzen; wollt Ihr mir's geloben?" — „Was braucht Ihr so viele Worte?" lachte der Schenk und reichte ihm die Hand über den Tisch — „haltet Ihr uns für weniger durstig, denn Euch? — Beim St. Georg! und wenn Ihr den Nachttrunk thätet aus der Hölle holen, so schwiegen wir stille, und wüßten selbst vor der kaiserlichen Majestät nicht, wie Ihr zu dem Weine gekommen wäret.«

„Der edle Schenk hat Recht« — sprach Meister Gräter — „macht, was Ihr wollt, und so klug, wie's ein geistlicher Herr aussinniret, und wär's auch ein Schelmenstücklein."

Lächelnd lief Herr Gickenbach zur Thüre hinaus und keuchte die Bühnenstiege hinauf. — „Was der Wirth nur im Sinne hat?" — fragte Herr Eisenhut, sich dehnend — „bei allen Heiligen, gebt Acht, s 'ist ein schlauer Geselle, der einen Schalksstreich ausführt!«

„Feuerjo!" schrie plötzlich die ganze Gesellschaft zusammen, denn hoch herab vom First flog es mit Feuerbränden hinaus in die dunkle Nacht. — „Es brennt im Dache des Hauses!« Meister Gräter flog zur Stubenthüre hinaus, und die Andern ihm nach, so schnell es ihnen in ihrem trunkenen Zustande möglich war. Aber von oben herab, die Bühnenstiege herunter, zischelte der Pfarrherr: „Bei allen Heiligen! heißt das das Maul gehalten? Wollt Ihr mich verrathen, durch Euer Geschrei die Nachbarschaft aufwecken und um den Nachttrunk kommen?« Und husch! knatterte es nieder von knisternden

Funken und leuchtete es auf die nächtlichen Zecher, und der Pfarrherr warf einen brennenden Strohwisch, den er soeben an der Lampe angezündet hatte, zum Firstladen hinaus, und dann wieder einen, und so fort noch eine Weile lange.

Jetzt schlug die Feuerglocke drüben auf dem Michaelisthurme an, und tönte schauerlich in die Nacht hinaus. Beim ersten Glockenschlage sprang der Pfarrherr die Stiege herab und lachte: „Jetzt habe ich mit meinem Feuerzauber das Brückenthor erschlossen! Der Feuerwächter stürmt auf der Michaeliskirche; kommt, laßt uns Eins anstimmen, indeß die Feurer (die Löschmannschaft) zusammenlaufen, mit ihren Rotten dem Weiler zueilen und umsonst nach dem ausgebrochenen Brande spähen! — Ihr aber, Meister Gräter, nehmt diesen Korb da mit den leeren Krügen, und tummelt Euch, daß Ihr an das Brückenthor kommt und der Erste seid, der, wenn den Feurern geöffnet wird, im Gedränge leicht zum Bäcker Wibel hinein kommt; bis die Feurer im Weiler herum rumoren, das Feuer suchen und endlich mit langer Nase umkehren, könnt Ihr das Thor auch wieder zurück passirt haben. Das Meinige habe ich gethan,“ schloß er, die Hände reibend, seine Rede — „nun ist's an euch, ihr Herren, das Maul zu halten, und an dem Meister Gräter, den Weg unter die Füße zu nehmen!“

„Es geht doch Nichts über Pfaffenschlauheit!“ — lachte der Schenk — „so kommt, laßt uns wieder zu Tische sitzen und ein Lied anstimmen“ — und in hellem Jubel polterten die Nachtschwärmer hinter ihm her, und warfen sich wieder in ihre hohen Lehnstühle.

Von der Stadt herüber tönten aber noch immer die langsamen, unheimlichen Schläge des Feuerzeichens, und bald vernahmen die Zecher den verworrenen Lärmen der Feurer, die mit den Löschgeräthen über die Brücke eilten. Eine kurze Weile

nachher leuchtete schon der Schein ihrer Pechfackeln in den Weiler, sie schlugen ihre Aexte an die Hausthüren, daß Alles erschrocken an die Läden sprang und in die dunkle Nacht hinausfragte, was es gäbe und wo es brenne? — „Wo es brennt?“ — riefen Dutzende von rauhen, heisern Stimmen — „bei Euch im Weiler muß es brennen, denn der Hochwächter hat ja die Flamme hoch hinaufschlagen sehen, und auch gesehen, wie die Funken über den Kocher flogen.“ Ein Zetergeschrei schallte jetzt aus den Häusern und hundert Angstrufe durchkreuzten sich: — „Wo? wo? ist's in unserem Gäßlein?“ — und der Schreckensruf: „Feuerjo!“ brauste schnell durch das ganze Vorstädtlein vom Weiler bis zum Gaildorfer Thore.

Durch alle Gäßchen und Winkel suchten die Feurer, aber vergebens, und als eine Rotte in die Nähe der St. Johanniskirche und in das Höflein des Pfarrherrn trat, fluchte der Waibel mit dem rothen Feuerfähnlein: „Bei St. Hubertus, auf des Pfaffen Stube ist ja Alles hell, und lustige Gesellen müssen noch bei ihm sitzen, denn, hört Ihr's nicht? sie singen ein Jägerlied; ich will die Pest kriegen, wenn nicht der Limpurger Schenk droben sitzt und es nicht seine Stimme ist, die durch alle hindurch dringt!“

Alle lauschten einige Augenblicke, während es droben schallte:

„Wohlauf! Wohlauf! Wohlauf!
Der lichte Morgen ist schon auf.
Wohlauf, Ihr Herren und Frauen!
Laßt uns den edlen Hirsch beschauen!
Freie und Grafen,
Ritter und Knechte,
Und alle guten Gesellen,
Die heut zum Holze wöllen!“

„Bei allen sieben Wunden!“ schrie jetzt der Waibel, und

schlug mit seinem Fähnlein an die Thüre — »machet auf, da oben, machet auf!« — »Was ist's? was gibt's? barmherziger Himmel! das sind ja die Feurer!« antwortete, ein kleines Fenster zurückschiebend, der Pfarrherr — »ist ein Brand ausgebrochen? wo? wo?« — »Das wollen wir Euch fragen!« — entgegnete der Waibel — »im Weiler hat die Flamme aufgeschlagen, und wir rennen durch alle Gäßlein und vermögen Nichts zu entdecken!«

„Da fleucht der Edelhirsch über den Weg:
Daß Gott meiner schönen Buhlin heut' pfleg';
Da springt der Edelhirsch über Wasser und Grund:
Wie freut mich meiner Buhlin rother Mund;
Da läuft der Edelhirsch über Berg und Thal:
Gott grüß mein schön Buhlin viel tausendmal!"

scholl es, während der Pfarrherr sich immer weiter herauslehnte.

»Sind das tolle Kumpane!" — brummte der Waibel — »hören und sehen Nichts, und rumoren fort, indeß wir hier unten uns den Athem auslaufen.«

„Wohlauf, Ihr Herren und Frauen,
Laßt uns den edlen Hirsch beschauen —
Freie und Grafen —"

tönte der Gesang fort. Da wandte sich der Pfarrherr um und schrie hinein: so haltet doch ein, werthe Herren! hört ihr nicht, daß die Feurer vor dem Hause stehen und der ganze Weiler in Aufruhr ist, dieweil es brennt?" Dann aber wieder zum Waibel sich kehrend, fuhr er fort: „Meines Bedünkens brennt es in dem Hirne des Feuerwächters auf dem Michaelsthurm, und wird der Weingeist dort ihm aus den Augen geschlagen haben, daß er meinte, er sehe Feuer im Weiler. Ganz gewiß, lieben Freunde! wenn es brennen möchte und es hätten die Flammen ausgeschlagen, so wär's ja ein Blendwerk der Hölle,

wenn ihr das Feuer nicht gewahrtet! Darum, so machet noch eine Streife mit euern Rotten und richtet die Nase gegen den Wind, denn wo Feuer ist, ist auch Rauch, und der brenzlige Geruch fähret mit dem Winde! Sehet ihr Nichts und riechet ihr Nichts, dann gehet in Gottes Namen ruhig nach Hause, und wer ein Fäßlein im Keller hat, der hole sich noch einen Nachttrunk auf diesen Rumor, und trinke es auf das Wohl der löblichen Stadt Hall und die Gesundheit des Feuerwächters auf St. Michael!" — Damit schob er das Fensterlein zu — trippelte zu seinem Lehnstuhl und hielt sich das feiste Bäuchlein vor Lachen, indeß die Sänger wieder fortfuhren:

„Freie und Grafen,
Ritter und Knechte,
Und alle guten Gesellen
Die heut zum Holze wöllen!“

Unter lautem Fluchen zog der Waibel mit seinen Leuten zum Hof hinaus und die Gasse hinunter zur Ecke des Johanniterstiftes; die droben aber brachen in ein tolles Gelächter aus über den Spott, den der Pfaffe mit den Feurern getrieben hatte, und begrüßten mit donnerndem Zurufe den Meister Gräter, der athemlos mit seinem Korbe und den gefüllten Weinkrügen zur Thüre hereinstürzte.

„Aber das ist ein Rennen und Laufen und Fragen und Fluchen da unten,“ begann Gräter, seine Last absetzend — „so einen Schalksstreich habe ich mein Lebtage nicht gesehen; ganz Hall kommt auf die Beine drüben, und hier im Weiler rast Alles durch einander und sucht das Feuer. — Ich bin fast erstickt vor Lachen und habe die Zähne über einander gebissen, als hätte ich den Krampf in den Kinnladen, bis ich durchgekommen, und jedem auf seine Frage, ob ich nicht wüßte, wo das Feuer ausgekommen? Rede gestanden bin." —

„Hellauf!“ schrie der Schenk, während der Pfarrer den Korb ausleerte und die Becher voll schenkte — „jetzt wollen wir löschen!“ — „Wir wissen ja, wo es brennt!“ setzte Herr Esenwein schmunzelnd hinzu, und deutete auf seine Kehle. — „Herr Gickenbach soll leben!“ — rief Herr Eisenhut — „der das Feuer angezündet, und auch Meister Gräter, der Feurer, der mit dem Löschgeräthe gekommen ist!“ — Jeder erhob sich und leerte auf einen Zug seinen Becher. „Jetzt ein neues Lied!“ begann Gickenbach — „wie, Herr Heerbotten, an Euch ist die Reihe, Eins anzustimmen!“ — Der Weißgerbermeister räusperte sich und sang:

„Thut neu der Tag anbrechen
Und die Morgenröth' geht auf,
So thut die Frau gleich sprechen:
Mein Schatz, geh' und steh' auf!
Schau nach der Werkstatt fein,
Ob auch die Fell' noch alle
Im Loh verwahret sein.
Doch wollen wir auf alle Fälle
Noch einmal lustig sein.“

Hierauf fiel der Chor ein:

„Doch wollen wir auf alle Fälle
Noch einmal lustig sein.“

„Nicht wahr! ein schönes Lied!“ setzte der Sänger hinzu. — „Ja,“ nahm Meister Gräter das Wort, „das Gewerbe hat auch seine hohen Ehren und Preiswürdigkeit, und der Haller Bürger steht dem Ritter, der auf seinen Burgen sitzt und Nichts treibt, denn Fehde und Jagd, in Nichts nach. Und darum hat kaiserliche Majestät auch stets viel auf seine Reichsstädte gehalten, vorab auf Hall in Schwaben, und seit unfürdenklichen Zeiten uns gestattet, in den Reichskriegen einen verlorenen Haufen mit einer Vorhutsfahne zu führen.“ — „Und was für ein Rüst-

haus," setzte Herr Eisenhut hinzu — "besitzt unsere Stadt, mit sammt dem Marstall, aus dem schon hochberühmte Fürsten sich von unserem Rath die kostbarsten Rosse zum Turnierritte erbeten haben." —

"So höret doch," — lachte der Schenk — "man kann kein Stündlein unter den Hallern sitzen, so fängt das Rühmen und Preisen an; just wie in Reutlingen, wenn der Graf von Württemberg von seiner Burg Achalm herniederreitet, Eins mit den Reutlingern zu trinken!" — "Laßt's gut seyn!" — sprach Herr Gickenbach — "'s ist einmal so, daß der landsäßige Adel und die Stadt sich manchmal in die Haare kommen und mit einander um ihre alten Rechte streiten, am Ende aber werden sie allemal wieder Freunde, und brauchen auch einander gar oft. Wir aber sind heute beisammen, nicht um zu rechten, sondern um uns eine lustige Nacht zu machen — Herr Schenk, mein werther Gast, und die Stadt Hall sollen leben!" — Alles stieß an — "sollen leben! sollen leben!" — und Meister Gräter, dem Schenken auf die Schultern klopfend, setzte schalkhaft hinzu: „warum sollte auch der gestrenge, ehrenveste Herr Schenk nicht leben? er könnte ja fast unser gnädiger Herr sein, wenn's seinem Großvater gelungen wäre bei dem Kaiser!" — "Wie so?" fragte der Pfarrherr. — „Wenn's gelungen wäre," entgegnete Gräter, "bei dem großen Brande vor sechszig Jahren, als die Stadt Hall fast ganz in Asche gelegt wurde, und man vom Gelbinger Thor bis zum Limpurger sehen konnte; da haben der alte Herr Schenk und der Graf Hohenlohe beim Kaiser darum angesucht, die abgebrannten Stellen zwischen sie zu vertheilen, aber der Kaiser hat nicht eingewilligt!"

„Und dazu hatten sie auch volles Recht!" schrie der Schenk und stieß den Becher auf den Tisch, — „denn die Gelbinger Vorstadt, die Ihr nach dem Brande ummauert und zur Stadt

gezogen habt, hat seit uralten Zeiten unter der Gerichtsbarkeit meiner Ahnen gestanden, gleichwie diese Kochervorstadt und der Weiler unter dem Grafen von Hohenlohe — bis der Kaiser uns dieses Rechtes beraubte und Euer Bürgermeister sich Städtemeister über die drei unterschiedlichen Städtlein Hall, Weiler und Gelbinger Vorstadt nannte. Und also ist's auch geworden mit den Obrigkeitsrechten und der Jagd außerhalb der Stadt, bis zu den Landwehren, da doch meine und des Hohenlohers Güter und Hintersassen drinn liegen. Da hat die Stadt Hall fort und fort dem Kaiser angelegen, unser altes Recht zu schmälern, und uns sogar zu zwingen, den Landgraben und das Geheg darum zu unterhalten, soweit ihre Landschaft geht, also daß Kaiser Ruprecht befahl, es sollen alle Herrschaften, die innerhalb der Haller Landschaft ihren Sitz haben, diesen Graben und Haag mit unterhalten, und wer durch dieses Haag haue, der solle um fünfzig Mark Gold gestraft werden. Ist's da ein Wunder, wenn wir uns unseres alten Rechtes wehren und uns Jagd und Gehege nicht abtreiben lassen? — Der unselige Hader ist nicht die Schuld der Schenken von Limpurg.«

»Dumme Prozeßgeschichten!« lachte der Pfarrherr — „laßt sie jetzt fahren, liebwerthe Gäste — Nachbarn sind Nachbarn, auch wenn sie zuweilen einander in die Haare kommen — und noch einmal, wir sind nicht der Zänkereien wegen hier bei einander, sondern als lustige Kumpane!« — »Wohl gesprochen!« bemerkte Herr Eisenhut, erhob den Becher und stieß mit dem Schenken an, „Wein und Liebe erfreuen der Menschen Herz, und Wein und Liebe findet der edle Schenk in unsern Mauern; denn umsonst wandelt er nicht so oft in das Haus des Städtemeisters — 's ist aber auch eine allerliebste Jungfrau, die Agathe« — — „Und der lange, spindelbeinige Hans von

Stetten" — setzte Theurer hinzu — „reitet seinem Rößlein umsonst die Eisen ab auf den steinigen Steigen von Burg Kocherstetten das Thal herauf, wenn ein Schenk von Limpurg ihm den Weg durchkreuzt, mag er auch noch so stattlich zu Roß sitzen und Reiterkunststücklein machen mit seinem steifen Klepper, und den langen blonden Schnurrbart streichen!"

"Lästermaul!" — lachte der Pfarrherr — "Ihr verdientet, daß man Euch, wie es hier Gesetz und Brauch ist, auf die Trinkstube stellte, dreimal auf's Maul schlüge und zwänge, die ausgestoßene Verläumdung hinunterzuschlucken; laßt mir den Hans von Stetten aus dem Spiel, 's ist ein wackerer, lustiger Geselle, wenn er auch nur ein Rößlein zum Gürten hat und der Jude ihm auf sein Schlößlein Sanzenbach keine zehn Pfund Heller mehr leiht." — "Warum hat er sich auch mit dem Juden Levi eingelassen, der ihm jetzt die Kehle zuschnürt," — fiel ihm Heerbotten in's Wort, — "sein Vater, der Rathsherr, hat ihm keine Schulden hinterlassen, aber als der Junker mündig wurde, da ging's an ein Verpausen, als hätte er die Güter eines Rheingrafen, und sein junges Weib wollte alle Frauen des Rathes in Schatten stellen, — jetzt ist sie dahin gefahren, und der junge Wittwer richtet die Augen auf ein zweites Ehegemahl und eine Mutter zu seinem verwaisten Knäblein."

„Ja, die Juden sind's," brummte Theurer, "die ihn heruntergebracht, und 's ist recht, daß wir dieses Ungeziefer aus der Stadt geräuchert; sie hatten vor noch nicht hundert Jahren, man schrieb 1348, fast ein ganzes Stadtviertel, vom Schlachthaus bis zum Kocher, inne. Da stiehlt ein Rabbiner in der Gelbinger Vorstadt einem Weber sein Kind, schleppt es hinauf nach Hagenbach und schlachtet es am heiligen Charfreitag in einem Keller ab. Die Frevelthat wird entdeckt, und nun geht

der Sturm los in der ganzen Stadt, das Judenquartier wird umlaufen, das ungläubige Ketzervolk gebunden und in den Neuburger Thurm gelegt. Tag und Nacht arbeiten die Folterknechte, bis jene gestehen, drauf zündet man den Thurm innen an und verbrennt die ganze Brut, bis auf wenige, die unschuldig erfunden wurden oder entflohen: die zogen nach der Burg Bühlerried zu einem hohenlohischen Burgmann, der sie aber bald auch wieder austrieb!" — „Was, Juden!" rief Herr Eisenhut — „wir sind an der Agathe, des Städtemeisters Töchterlein, stehen geblieben. Ihr braucht Euch nicht so still zu verhalten, ehrenvester Herr Schenk; — wir wissen's ja, Ihr reitet ihr zu Hofe, und kein hällisches Bürgerkind hat auch Etwas dagegen." — „Ich scheerte mich auch wenig darum," platzte jetzt der Schenk heraus, — „wenn dem also wäre, und sollte es selbst die Mutter sein!" — „Pst!" flüsterte der Pfarrherr — „das möget Ihr hier sagen, aber laßt es sonst nirgends laut werden, denn Frau Gutta führt das Regiment im Hause, ist eine stattliche Frau, die selbst noch gerne ein Dutzend Courtisane um sich sieht, ob sie gleich schon das Schwabenalter hinter sich hat, sie ist Frau Städtemeisterin vom alten Geschlechte der Heimberger und blast noch ins Schminkbüchslein, um die Mittagssonne in's Morgenroth zu verwandeln!"

„Bei St. Martin!" seufzte Meister Gräter, indem er sich gegen den Korb bückte und den letzten Krug herauszog, — „schon wieder zu Ende, und noch ist's lange, bis der Tag graut! Ihr Herren habt Euch weidlich getummelt und sitzet jetzt trocken, wie ein Fisch auf dem Sande; — 's schlägt zwei Uhr drüben auf dem St. Johannisthürmlein; jetzt ist's Zeit, daß ich meine Hausthüre suche und den Morgensegen statt des Abendsegens spreche — mit dem Amen wird meine Katharina schon einfallen." — „Erst zwei Uhr," — brummte Herr Eisenhut und

zählte die Glockenschläge nach — und vor 7 Uhr wird der Brückenthurm nicht geöffnet; also bleiben wir hier und leisten dem Herrn Schenk Gesellschaft — 's ruht sich auf den Polsterstühlen so weich, wie im Bette!" — „So bleiben wir hier!" — fielen die Andern ein — „bei unserem lieben Wirthe — He! Herr Gickenbach, schiebet noch einige Rebenbündlein in den Kachelofen, daß wir warm sitzen!"

Meister Gräter leerte den Rest seines Bechers und wünschte angenehme Ruhe, während der Pfarrherr dem Wunsche seiner Gäste entsprach und beim knisternden Ofen bald alle in einen tiefen Schlaf sanken und man in der Stube Nichts mehr hörte, als das tiefe Schnarchen der Gäste und das Rauschen des Kochers.

* * *

Hell und glänzend ging nach der stürmischen trüben Nacht die Sonne über dem Kocherthale auf und beleuchtete mit ihren goldenen Strahlen die Stadt Hall und deren dreißig Thürme. Es mochte gegen zehn Uhr Vormittags sein, da saß in ihrem Closet, gegenüber der Herberge zum Hirsch, die Frau Städtemeisterin Gutta Schlez, geborne Heimberger, mit ihrer Tochter Agathe am Spinnrocken. Frau Gutta war eine stattliche Person, die man fast noch hätte für eine Dreißigerin halten können, wenn nicht die vollen Formen ihres Körpers darauf hingedeutet hätten, daß sie den vierzigen nahe war, oder sie schon überschritten hatte. Die feste Haltung ihres Wesens und eine gewisse Strenge und Bestimmtheit, sowie eine eigenthümliche Verschmitztheit in allen ihren Zügen, deuteten auf das Letztere hin, ebenso der sorgfältige Anzug, mit dem sie ihre abblühenden Reize aufrecht zu erhalten bemüht war. Auch Agathe war kein Kind mehr, das erst in die Blüthe der Jungfrauschaft hinüber

streifte, denn sie mochte wohl schon zwanzig Sommer zählen; aber während ihr Körper schon vollständig entwickelt war, schien ihr Blick und ganzes Wesen doch noch nicht aus dem Zauberkreise des Kindlichen getreten zu sein. Alles an ihr war noch Natur, und die Kunst, sowie der Instinkt des Weibes, seine Reize geltend zu machen, hatten sich bei ihr noch nicht geltend gemacht.

„Da!“ begann die Städtemeisterin und bog den Kopf zum Fenster hinaus — „der von Stetten steigt schon wieder drüben im Hirsch ab.“ Sie machte gleichzeitig eine kurze Verbeugung, als dankte sie auf einen Gruß, der ihr von drüben herüber zugeworfen wurde. Unwillkürlich ließ Agathe die Spindel fallen und erhob sich halb, um über dem Rücken ihrer Mutter den Angekündigten absteigen zu sehen.

„Gib Acht!“ fuhr die Städtemeisterin fort und strich sich die Haare glatt unter das knappe Morgenhäubchen, als sei sie schon bereit, einen Besuch zu empfangen — „gib Acht, der kommt in der nächsten Viertelstunde herüber und nimmt sich vorher kaum Zeit, sich an einem Morgentrunke zu laben, drum binde eine feinere Schürze um und falte dein Busentüchlein zurecht!“ Damit stand sie auf und ordnete sich ihren Anzug, um nach einem selbstzufriedenen Blicke und Lächeln in den Spiegel den Gast zu empfangen. Dann fuhr sie fort: „'s ist wirklich Schade, daß der Stetten seine Ehefrau so frühe verloren hat; aber vielleicht ist es auch gut für ihn, denn die Verstorbene hat sein Vermögen bedeutend heruntergebracht, und noch ist es Zeit, dasselbe zusammen zu halten und wieder zu ordnen, ehe die Wucherer und Lombarden ihn vollends ausziehen.“ — „Das thäte mir leid für ihn,“ fiel Agathe der Mutter in's Wort, — „denn er ist ein herzensguter Mann, der für seine Freunde den letzten Heller opferte.“ — „Nur allzu gut,“ meinte die Städte-

meisterin — „es wäre für ihn besser, wenn dieser etwas leichtsinnigen Güte eine gutgemeinte Hand den Zügel anlegte — Nun!" setzte sie hinzu, habe ich es nicht gesagt? da kommt er schon über die Gasse und schreitet auf unser Haus zu!"

Nach wenigen Augenblicken tönten feste Tritte und der Klang von schweren Sporen auf dem Gange in das Closet, die Thüre öffnete sich nach einem flüchtigen Anklopfen, und herein trat Hans von Stetten. Er war ein Mann von kaum dreißig Jahren, hochgewachsen und schlank, fast mager, wie eine Tanne. Blonde, schlichte Haare fielen gescheitelt auf die Schläfe hernieder, ein langer röthlicher Schnurr- und Knebelbart gaben dem ovalen Gesicht eine noch längere, fast spitzige Form. Ein blaues, sammtnes Wamms mit gelben Puffen, über das sich ein breiter Hemdkragen schlug, gelbe, hirschlederne, knapp anliegende Hosen mit niederen braunen Stiefeln bildeten seinen Anzug, und ein kurzes Schwert, halb Dolch, halb Degen, hing an seiner linken Seite. Mit einem heitern Lächeln grüßte der Eintretende, sich leicht verbeugend, die Frauen, die auf seine Entschuldigung und Bitte, sich an ihrer weiblichen Arbeit nicht stören zu lassen, ihn herzlich willkommen hießen.

"Auch viele Grüße," — fuhr Stetten fort — „von meiner Schwester an Euch, edle Frauen, und sie läßt die Bitte an Euch stellen, ihr freundlichst das Stickmuster zu leihen, das Ihr zur Wehrbinde des Herrn Städtemeisters benützt habt — sie findet die Zeichnung so allerliebst und zierlich, daß sie solche gebrauchen möchte zu einer Stickerei für unsern Vetter, den Philipp von Adelsheim, der nächster Tage nach Nürnberg zum Hofe des Markgrafen von Brandenburg reitet." — "Mit Freuden!" entgegnete die Städtemeisterin — "doch müßt Ihr etwas verziehen, denn ich habe das Muster auf die Geyersburg geliehen, und muß es erst abholen lassen — hat es wohl Ver-

zug bis morgen?“ — „Desto besser!“ lächelte Stetten, „dann habe ich einen triftigen Grund, Euer Haus morgen wieder zu betreten!“

„Einen besondern Grund solltet Ihr nie vorzugeben von Nöthen haben,“ sprach die Städtemeisterin — „denn Ihr seid uns zu jeder Stunde willkommen und ein geehrter Gast — und wie geht es denn auf Burg Kocherstetten?“ setzte sie hinzu und bat den Ritter, neben ihnen beiden Platz zu nehmen. — „Wie es gehen kann,“ entgegnete Stetten — ’s ist Alles öde und verlassen bei mir seit dem Tode meines lieben Ehegemahls, und hätte ich nicht da und dort an Thürmen und Mauern manches Schadhafte herzustellen, das keinen Verzug leidet, so wäre es mir fast nicht zum Aushalten in den leeren Räumen. So aber finde ich immer einige Zerstreuung; und doch, wenn ich durch das Eichenwäldlein hinunterwandle nach dem Dorfe am Kocher, wo meine Agnes ihre Ruhebank hatte, da wird es mir immer wieder so wehmüthig um’s Herz, daß ich gar nicht mehr in die Burg zurückkehren mag!“

„Was Ihr für die Verstorbene fühlt“ — sprach die Städtemeisterin — „macht Eurem Herzen Ehre; ich habe immer gesagt, die muntern, lebensfrohen Männer, wenn sie auch manchmal noch in’s Tolle kommen, machen unser Geschlecht glücklicher, als die ernsten Brummbärte, die Alles zusammenscharren, oder, wenn sie in Aemtern stehen, den ganzen Tag hinter den Amtstischen sitzen und sich kaum Zeit nehmen, bei ihren Frauen und Kindern den Imbiß mit Ruhe zu genießen.“ — „Das könnt Ihr aber Eurem Gemahl nicht nachsagen,“ — bemerkte Stetten — „denn der edle Herr Schlez reitet ebenso rüstig auf die Jagd, und sitzt munter bei jedem Bankett, wie er seines Amtes wartet und die Feder führt!“ — „Ich will auch gerade,“ — antwortete die Städtemeisterin — „meinen Gemahl nicht damit

gemeint haben; übrigens könnte er aber doch auf uns Frauen mehr ein Auge haben — ja, sagt es ihm nur, wenn er vom Rathhause heimkehrt, wie Ihr Euer selig Gemahl auf den Händen getragen und ihm allerlei Kurzweil gemacht habt.«

„Edle Frau!« — entgegnete Stetten — »Ihr thut Eurem Herrn Unrecht und leget ihm Etwas zur Last, was Ihr besser dem schweren Amte Schuld geben dürftet, wenn Euer Gemahl Euch manchmal zu vernachläßigen scheint.« — »O ihr Männer!" — zürnte mit lächelndem Munde und gehobenem Finger die Städtemeisterin — »Ihr laßt doch Nichts auf einander kommen und wollt immer Recht behalten. Aber wie!« — setzte sie hinzu, „Agathe, rufe der Magd, daß wir dem edlen Herrn einen Becher Wein vorsetzen." — „Werthes Fräulein!" — versetzte Stetten und trat Agathen entgegen — „bemühet Euch nicht, denn so gerne ich auch in der Gesellschaft so hochachtbarer und liebenswürdiger Frauen bin und auf ihre Gesundheit den Becher leerte, den mir Eure schöne Hand kredenzen will, so habe ich heute leider Eile und muß alsbald hinüber auf Schloß Sanzenbach zu einem dringenden Geschäft."

„Wir haben uns doch nie lange Eurer angenehmen Gegenwart zu erfreuen" — nahm die Städtemeisterin das Wort — „immer eilt Ihr —" — „Um Euch" — fiel Stetten ihr in's Wort — „nie allzu lange zu belästigen, denn nur zu oft mißbrauche ich Eure Gastfreundschaft." — „Ihr könnt uns" — entgegnete, sich leicht verbeugend, die Städtemeisterin — „nie oft genug die Ehre Eures Besuches schenken, und wir sind stets erfreut, den lieben Freund von Kocherstetten bei uns willkommen zu heißen!" — »Schöne Frauen sind immer auch artig!« — sagte Stetten mit einem tiefen Bückling, empfahl sich und schritt zur Thüre hinaus.

»S' ist ein feiner Junker," — bemerkte die Städtemeisterin,

ihm nachsehend, als er zum Hirsch hinübereilte — „wenn es nur besser um seine Verhältnisse stände, und er auch nur die Hälfte von dem besäße, was der Limpurger Schenk besitzt!" — „Nun" — unterbrach sie Agathe, die bisher schüchtern der Unterhaltung zugehört und ihre eitle Mutter ganz allein hatte das Wort führen lassen — „nun was thut's? — macht denn Reichthum allein glücklich? — habt Ihr nicht selbst oft gerühmt, daß der Herr von Stetten seine selige Frau auf den Händen getragen? Gewiß, der Limpurger Schenk wird seine zukünftige Gemahlin weit stolzer behandeln; denn, so ritterlich er auch sonst gegen unser Geschlecht ist, so fühlt man doch aus seinem ganzen Wesen heraus, daß er nicht so viel Gemüth besitzt, als der Stetten!"

„Ei, hört einmal das altkluge Ding! — man könnte glauben, sie wäre verliebt in den Stetten" — lachte spöttisch die Mutter — „sie würde am Ende gar mit ihm ein verschuldetes und verfallenes Schlößlein dem stattlichen Schloß des Schenken vorziehen. Nu! nu! so Etwas magst Du hier behaupten, aber ich hoffe nicht, daß Du den Schenken Etwas davon merken lässest!" — „Das werde ich nie thun," — versicherte Agathe, „weil ich Niemanden beleidigen möchte, den Schenken so wenig, als den von Stetten!" — „Und wenn Du es möchtest" — nahm die Mutter das Wort — „so wäre es mehr, als unklug, denn umsonst kommt weder der Stetten, noch der Schenk in unser Haus — Beide haben ein Auge auf Dich!"

„Auf mich?" — fragte Agathe mit verwundertem Blicke, und eine leichte Röthe flog über ihr niedliches Antlitz — „sie unterhalten sich ja fast immer nur mit Dir, und loben Deinen Verstand, Deine Anmuth, Deinen Putz!" — „Weil sie fühlen — dummes Ding!" — warf sich die Städtemeisterin in die Brust und blickte vorüberstreifend in den Spiegel, — „daß ich

noch einen Anspruch auf die Huldigung der Männer habe, und weil sie wissen, daß, um die Hand der Tochter zu erhalten, der sicherste Weg die Gunst der Mutter ist! Ich für meinen Theil" — fuhr sie fort — „sehe Beide gerne im Hause, bis sich der Schenk näher erklärt, der einen Affen an Dir gefressen zu haben scheint. — Haben wir den ganz sicher, dann mag der Stetten sich anderswo umsehen! Treibt aber der Schenk ein unredliches Spiel, und ist es ihm nur darum zu thun, meinen Umgang zu genießen und Dir den Kopf zu verrücken, um seiner Eitelkeit zu fröhnen und sagen zu können, er habe eine Mutter überlistet und die erste Blume der Reichsstadt Hall gepflückt — dann hat er sich verrechnet — nein, nein, das wird ihm nie gelingen — und dann bleibt uns der Stetten immer noch gewiß, und es wird kein Unglück für Dich sein, wenn Du ihm die Hand gibst!"

* * *

Unter abwechselnden Besuchen, die der Schenk von Limpurg und Hans von Stetten in dem Hause des Städtemeisters machten, war der Frühling und der Anfang des Sommers herangekommen. Keine öffentliche Feier, welche nach alt hergebrachter Sitte in der Reichsstadt stattfand, ging vorüber, ohne daß Beide sich dabei einfanden. Obwohl Jeder der Beiden in dem Andern seinen Nebenbuhler sah, so offenbarte sich ihre Eifersucht doch mehr nur in ihren Blicken und in leicht hingeworfenen Worten, als daß dieselbe zu einem thätlichen Ausbruche gekommen wäre, denn der schlaue Schenk merkte wohl, daß Agathe, nach ihrem ganzen gutmüthigen Wesen, sich mehr zu seinem Nebenbuhler hingewandt fühle, und darum nahm er sich mit aller Kraft zusammen, um nicht loszubrechen und sich dadurch sein Spiel selbst zu verderben. Die Städte-

meisterin aber wußte fort und fort gleichfalls zu verhindern, daß die Verehrer ihrer Agathe sich wegen des Preises ihrer Bewerbungen nicht gegenseitig zu nahe traten. Ein verweisender Blick, ein gut angebrachtes Wort, wenn etwa eine stichelnde Rede fiel, lenkte immer wieder ein, und sie gefiel sich nicht übel in der Rolle, sich von zwei Bewerbern um ihr Kind alle Aufmerksamkeiten erweisen zu lassen.

Schon bei dem ersten Feste im Frühjahre, nachdem das Eis gebrochen war, fand sie Veranlassung hiezu. Wie alle Jahre, war die ganze Stadt zusammengeströmt, um dem Einrammeln neuer Pfähle in das Wöhr oder den Wellendamm des Kochers anzuwohnen. Mit Musik, Trommeln und Pfeifen zogen die Sieder auf den Unterwöhrd, und die junge Mannschaft trug auf ihren Achseln die neuen, mächtigen Pfähle. Ein älteres Mitglied der Siederzunft führte den Rammler, genannt die Haye, um die Pfähle einzuschlagen.

Unter großem Zulaufe des Volkes, sowohl aus der Stadt, als der Umgegend, hatte auch diesmal der Zug sich in Bewegung gesetzt, und der Städtemeister Schlez mit seiner Gemahlin und Tochter, den Schenk und Hans Stetten in ihrer Begleitung, sahen der Festlichkeit zu. Als die Sieder am Wöhrd angekommen und der erste Pfahl in's Wasser gebracht war, trat aus der Zunft derselben der alte Senft hervor, ergriff den Rammler und sang in monotoner Weise, nachdem er den ersten Schlag geführt, folgende Strophen:

Hochauf und an
Den eichnen Mann
Mit der buchenen Hayen,
Ist gewachsen im Maien
Ist gewachsen im April
Im Sommer singt die Grill!

Hebt auf, Ihr Lieben!
Den Pfahl durchgetrieben!

Jetzt hob er den Rammler wieder und ließ ihn mit heftiger Wucht niederfallen und sang dann weiter:

Gebt ihm Ein's auf den Kopf,
Fährt er 'rum wie ein Topf!
Gebt ihm Eins auf den Grund
So wird's ein Wasserhund!
Hoch auf und über sich
Geht der Pfahl unter sich,
Hoch auf und an
Laßt die Haye stahn!

„Das ist doch ein riesiger Mann“ — lachte Stetten — „trotz seinen fünfzig und drüber führt er den Rammler, als wär's ein Spaziergertchen; ich glaube wohl, daß er auch Spieß und Schwert zu führen weiß und sich darum nicht fürchtet, auf die Pürsche zu gehen, wohin es ihm beliebt!“

Dem Schenken schwoll bei diesen Worten die Zornesader auf der Stirne an, denn er gedachte der Flucht, die er vor dem Sieder genommen hatte, als er ihm auf der Jagd begegnet war. Hinter der Städtemeisterin hervortretend, entgegnete er mit hoch in den Nacken geworfenem Kopf: „Einem ungehobelten Gesellen mit Bärenfäusten geht auch ein mannhafter Ritter aus dem Wege, denn er hat wenig Ehre davon, wenn er mit gequetschten Gliedmaßen aus der Rauferei kommt! Daß es aber einem Schenken von Limpurg nicht an Muth gebricht, will ich Euch beweisen, Herr von Stetten — denn solche dreiste Worte lasse ich mir von Niemanden in's Gesicht werfen!“

„Bei der heiligen Jungfrau!“ — fuhr die Städtemeisterin auf — „Herr Schenk, geziemt es sich, vor Frauen solche Reden zu führen? — ich dächte, das wäre der letzte Platz; wenn Ihr jähzornig auffahren wollt gegen einen Edelmann, so thut es

überall, nur hier nicht! Uebrigens" — setzte sie in milderem Tone hinzu — „wüßte ich nicht, wie Hans von Stetten Euch Anlaß dazu gegeben hätte, denn was er von dem baumstarken Sieder Senft gesprochen hat, kann Jedermann unterschreiben!"

„Wenn der edle Schenk," — nahm Stetten mit ruhiger Miene das Wort, — „eine Sache wider mich hat, so stehe ich — —" Die Städtemeisterin ließ ihn nicht aussprechen, sondern fuhr fort: „Herr von Stetten! wollt Ihr die nämliche Unart begehen und in unserer Gegenwart die Händel fortsetzen? — Ich bitte, wenn die edlen Herren nicht schweigen, ja, wenn sie nicht vergessen können, daß sie aus Mißverständniß einen Spahn mit einander bekommen haben, und diesen Spahn ausfechten wollen, so müßte ich das sehr bedauern; ich könnte nie mehr das Vergnügen haben, sie in meinem Hause zu sehen!" Sie hob dabei drohend den Finger empor, warf einen scharfen, gebieterischen Blick auf die Beiden, und mit verbissenem Groll gehorchten diese, zur großen Freude Agathens, deren Herz ängstlich pochte, als das Gewitter aufgezogen war und jeden Augenblick sich zu entladen suchte. Indessen war eine gespannte Stimmung eingetreten, und als die Feierlichkeit vorüber war und die zwei Herren sich von der Städtemeisterin und Agathen am Hause verabschiedeten, mußten sie der gebieterischen Frau das Wort geben, kein weiteres Aufheben mehr zu machen, wobei die begütigende Bitte Agathens nicht den schwächsten Einfluß hatte.

* *
*

Pfingsten war vorüber, und mit ihm ein Ereigniß, das ganz Hall in Bewegung gesetzt hatte, besonders auch den Städtemeister und die Seinigen; denn als am Pfingstsonntage sein jüngstes Kind Rudolph, ein Knabe von 13 Jahren, von der

Frühmesse nach Hause kam, erschracken die Eltern gewaltig über dessen Aussehen. Sein Antlitz strahlte wie von einem überirdischen Feuer, seine Glieder zitterten, und seine Augen rollten wie wahnwitzig. „Was ist Dir, Rudolph?“ riefen Mutter und Vater zugleich. „O, mir ist so wohl,“ antwortete Rudolph — „ich bin im Himmel gewesen und habe den Erzengel Michael gesehen, der hat mich geküßt und auf den Arm genommen und zu mir gesprochen: Rudolph, mache Dich auf mit den Knäblein der Stadt, und ziehe fort mit Kreuz und Fahnen, hinüber über den Rhein, immer gegen Niedergang der Sonne, durch das Land Frankreich, bis ihr in meine Gegend kommet, die Normandie heißet. Daselbst findet ihr eine Kirche, die trägt meinen Namen und ist mir geweiht, allwo große Wunder geschehen. Dort betet drei Tage lange und rufet mich als Euern Patron und Fürbitter an, das thut zu Eurem ewigen Seelenheil!“

Mit Verwundern hörten die Eltern den Knaben an. „Rudolph!“ sprach der Vater — „wie zitterst Du! — komm, lege Dich zu Bette, denn Du sprichst im Fieber, und dieses böse Feuer hat einen Traum in Dir entzündet, denn nimmermehr vermögen solche junge Knaben, wallfahrten zu gehen in ein fremdes Land, viele hundert Meilen weit, ohne daß sie zu Schaden kommen und ihre Heimath nie mehr sehen!“ — „Ich spreche nicht im Fieber!“ — entgegnete der Knabe — „mit offenen Augen habe ich den Erzengel Michael gesehen in seiner Glorie während des heiligen Amtes. Er ist, umwallt von rosigem Schein, vor mich getreten, und noch klingen seine Worte in meinen Ohren; ich habe es meinen Kameraden verkündet, was ich gesehen und gehört hatte, und sie alle falteten die Hände und sprachen: wir ziehen mit Dir, Rudolph, und wollen in das

Land Frankreich wallfahrten, und nicht ablassen, unsere Eltern zu bitten, bis sie uns ziehen lassen!«

Und wirklich war es so. In allen Häusern Halls entstand großes Aufsehen, denn alle Knaben begehrten Pilgerkleider, und als die Prozessionen, geführt von dem Städtemeister, ihren Umzug hielten um die Stadtmauern, da schaarten sich die Knaben besonders zusammen, mit grünen Zweigen in der Hand, und ihre Gesichter strahlten vor Freude, als wären sie verzückt. Kein Bitten, kein Flehen half, die jungen Wallfahrer von ihrem Entschlusse abzuhalten. Viele stürzten in Krämpfen zu Boden, und schäumten und schrieen mit kläglicher Stimme: „nach Frankreich! nach Frankreich zum heil. Michael!«

Als nun die ganze Stadt sich überzeugt hatte, daß die Knaben von ihrem Entschluß nicht mehr abzubringen wären, da berief der Städtemeister den Rath zusammen und sprach: »Wohlweise, edle Herren! — wie Ihr wisset, so sind unsere Knaben, wohl hundert an der Zahl, von einem frommen Eifer entzündet, und wollen nach Frankreich wallfahrten. Vergebens haben wir uns alle Mühe gegeben, sie zurückzuhalten, also, daß wir uns an ihnen versündigten, wenn wir Gewalt brauchen wollten, da etliche sogar von Krämpfen und Zuckungen befallen worden sind. Da wir aber die frommen Kinder nicht ohne Schutz ziehen lassen können, so halte ich es für's Beste, wir verordnen ihnen einen Schulmeister, und geben ihnen ein Maulthier mit, das Nöthigste zu tragen, und lassen sie dann unter dem Schutze des heil. Michael ziehen!«

Der ganze Rath war damit einverstanden, und so zogen am Donnerstag nach Pfingsten gegen 100 Knaben in Pilgertracht zum Gelbinger Thore hinaus, unter Anführung eines Schulmeisters, und begleitet von dem Dechant zu St. Michael, und ihren Eltern und Geschwistern, die mit großem Herzeleid

in Münkheim auf der Brücke von ihnen Abschied nahmen. Tag für Tag sprach man in Hall von nichts Anderem, als von den jungen Wallfahrern, wo sie jetzt weilen, und wie es ihnen gehen werde. Da rückte der Tag Petri und Pauli heran, und mit ihm „der Hof der Sieder“ oder das uralte Fest der Siederzunft.

* * *

Die ganze Stadt rüstete sich schon Tags zuvor auf dieses Volksfest, am meisten aber die Mitglieder der Siederzunft und ihre Familien. Mit dem Schlage acht Uhr schritten die Aeltesten, darunter Herr Senft nebst dem Hofmeister Hallberger, in die Stadtmühle, wo die ganze Nacht zuvor schon ein Dutzend Weiber sich getummelt hatten, um einen achtzig Pfund schweren Kuchen herzurichten und zu backen. Unter der Aufsicht des Hofmeisters ward derselbe nun mit Blumen geschmückt, dann in ein Kuchenholz eingesetzt und mit vier Leisten darin befestigt.

Als es auf der St. Michaeliskirche zehn Uhr schlug, trat aus dem mit Maien geschmückten Gasthause, wo an diesem Tage gezecht werden sollte, und welches man das Kuchenhaus nannte, eine Musikbande heraus; Trommeln und Pfeifen tönten durch die Gassen, und hinten nach folgten die ledigen Siederbursche, Paar und Paar. Sie trugen Alle hellbraune, bis an die Kniee reichende Röcke, mit schweren silbernen Knöpfen, schwarze kurze Beinkleider, grüne Strümpfe, schwarze, mit Spitzen verbrämte Ledermützen, um den Hals ein Flortuch und den Degen an einem grünen Bandelier. So bewegte sich der Zug nach der Mühle, und dort nahmen sechs durch's Loos bestimmte Männer den Kuchen in Empfang. Nun ging es über den steinernen Steg und den Gerbersteg um die Kochermauer,

die große Straße den Berg hinauf über den Marktplatz vor die Gerichtsstube des „neuen Hauses“, wo der versammelte Rath an den Fenstern stand.

In einem weiten Kreise, in dessen Mitte sich der Kuchen befand, trat der Festführer der Burschen, ein schmucker, kräftiger Geselle, hervor, verbeugte sich dreimal vor dem hohen Rathe und sprach: „Hochedle, hochachtbare, wohlweise Herren der freien Reichsstadt Hall! Wir sind gekommen, nach altem Brauch und Herkommen unserer achtbaren Siederzunft, Euch den Kuchen zu präsentiren, den Euere Gnade hat backen lassen! Möget Ihr nun huldreich uns gestatten, in Zucht und Ehren, in Freude und Fröhlichkeit und unter dem Glückwunsche für einen hohen Rath und ehrbare Bürgerschaft der Stadt Hall, denselben als Eigenthum uns anzueignen und zu vertheilen unter die jungen, ledigen Gesellen der Siederzunft, wie es unsere Vorfahren immer gehalten!“ — Darauf trat der Haalmeister unter die Thüre des Rathhauses und sprach: „Liebe Gesellen! Der hohe Rath dieser Stadt übergibt Euch, auf Eure höfliche und demüthige Bitte, nach alter Sitte und Herkommen, den Kuchen, so Ihr uns präsentirt. Vertheilet und verzehret ihn als ein Zeichen, daß, wie Brod und Kuchen des Menschen absonderlichste und fürnehmste Speise, also das Salz die Quelle aller Nahrung und alles Wohlstandes unserer lieben Stadt Hall ist!“

Trommelwirbel und Pfeifenklang ertönten laut, und der Zug begann sich wieder in Bewegung zu setzen. Er nahm seinen Weg die obere Herrengasse hinunter, und die untere Herrengasse hervor, nach dem Kuchenhause, das heute das Gasthaus zu den 3 Königen war. Aus allen Häusern und Thüren, wo der Zug vorüber kam, bogen sich die Köpfe der Schaulustigen heraus, und darunter manches niedliche Gesichtchen mit

vollen, rosigen Wangen. Am eifrigsten drängten sich die Hofjungfern an die Fenster, welche heute bestimmt waren, das Fest zu verherrlichen, da jeder Siederbursche und Kuchenknecht sich aus der Zahl der Siederstöchter seine Auserwählte eingeladen hatte.

Kaum konnten die Mägdlein erwarten, bis die Reihe an sie kam, nach beendigtem Zuge der Kuchenknechte sich gleichfalls in Reihen zu stellen, und zum Kuchenhause zu wallen. Geschmückt mit grünen Maien und farbigen Bändern war der Eingang zu den „drei Königen", von wo lustige Musik ertönte. Jetzt nahte der Zug der Hofjungfern, Paar und Paar. Alle trugen schimmernde Stirnbinden, schwarze Mützen, rothe fältige Röcke und weiße Schürzen, und entlockten durch ihre hübsche Erscheinung unwillkürlich den Zuschauern freudige Ausrufe. Mit Kannen und Bechern sprangen die Siederbursche um den blühenden Kranz der Jungfrauen; jeder brachte es seiner Hofjungfer jubelnd zu, die bescheiden nippte. Dann bewegten sich die Reihen der Hofjungfern dem Unterwöhrd zu, und die Burschen folgten mit der Musik nach.

Der Unterwöhrd faßte kaum die Zahl der Gäste, denn ganz Hall und die Umgegend war zusammen geströmt. Tische und Bänke waren aufgeschlagen; auf einer kleinen Erhöhung unter der schattigen Linde hatten die Rathsherren und ihre Familien Platz genommen, und bei ihnen die Edelleute aus dem ganzen Kocherthale. Auch Hans von Stetten und der Schenk von Limpurg fehlten heute nicht. Obwohl im Herzen sich gegenseitig gram, hatten sie es doch stets vermieden, öffentlich an einander zu gerathen, um nicht dadurch der Erlaubniß verlustig zu werden, das Haus des Städtemeisters besuchen zu dürfen, wo jeder von ihnen nach dem Gegenstande seiner Wünsche strebte.

Aber während Hans von Stetten mit der ganzen Tiefe seines Gemüths sich zu Agathen angezogen fühlte und durch ihre Nähe die Oede und Einsamkeit seiner Burg auszufüllen und zu verschönern suchte — hatte die Neigung des Schenken einen weniger reinen Grund. Wiewohl er mit dem Gedanken sich wiegte, daß Agathe ihn als Hausfrau beglücken könne, so mischte sich doch häufig der schlimme Plan hinein, die Jungfrau nur kirre zu machen mit der Aussicht, Schenkin von Limpurg zu werden, um dann wieder sich freie Wahl vorzubehalten, denn ein Schenk von Limpurg war als Freier üllerall ein willkommener Gast.

Stand darum seinem Reichthum und seiner Person der Hochmuth und die Eitelkeit der Städtemeisterin zur Seite, die fortwährend darauf gespannt war, daß der Schenk sich näher erkläre — so hatte auf der andern Seite Hans von Stetten den ersten Platz in dem Herzen Agathens, aber ängstlich suchte dieselbe ihr Geheimniß vor der strengen Mutter zu verwahren und nur unwillkührlich verrieth sie sich zuweilen, wenn ihr Blick den schönen Augen Stetten's begegnete. —

Der Siederstanz begann unter den schattigen Linden. Unter den größten und stämmigsten auf umgestürzten Kufen saß die Musik mit Trommeln und Querpfeifen. Um sie herum bildete sich ein ovaler Kreis von Tänzern und Tänzerinnen. Jeder Tänzer faßte züchtig die Hofjungfer beim kleinen Finger und drehte bei dem Schall der einfachen Weise

„Mei Mutter kocht mir Zwiebel und Fisch,
Rutsch her, rutsch her, rutsch her!“

mit ihr sich auf und ab. Kein Wort ward gesprochen, kein Gelächter oder gar ein Juchheigeschrei erschallte. Das wäre ganz gegen die strenge Sitte gewesen, die höchstens ein freundliches Lächeln gestattete. Vor jedem Wirbel der Trommel —

am Anfange und Ende machten die Tanzenden drei große Schritte und beim Wirbel selbst zwei kleine, wobei sich der Kuchenknecht gegen seine Hofjungfer kehrte.

Die Schönste der Jungfern war die Tochter des Siedermeisters Senft. Aller Augen hefteten sich auf sie und die stolze Rosine schien das wohl zu wissen, denn aus Blick und Mienen flogen ihre übermüthigen Blitze.

Unverrückt betrachtete sie der Schenk — sie war ihm schon öfter begegnet in den Gassen, immer hatte sie seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen durch ihre in der That ausgezeichnete Schönheit — aber heute in diesem festlichen Anzuge, wie saß ihr so schelmisch die Mütze, wie bewegte sich so anmuthig der rothe kurze Faltenrock um ihre Hüfte, wie flog die weiße Schürze!

„Was sind die Burschen zu beneiden!“ sprach der Schenk zu der Städtemeisterin — „Jeder hat ein prächtig Mädel im Arme, höher glühen die Wangen, heftiger pocht die Brust, offen sprechen ihre Blicke, daß sie sich gehören und verrathen manch süß Geheimniß!“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ sagte die Städtemeisterin, und ihr Mund nahm einen strengen Zug an — „es scheint, Ihr wünschet auch ein Kuchenknecht zu sein und dort mit der schlanken Rosine rutsch her! rutsch her! rutsch her! zu machen!“

„Wo denket Ihr hin?“ entgegnete der Schenk — „einem Edelmann stünde es nicht an, sich unter die Sieder zu mischen, so ehrbar diese Zunft auch ist — wie glücklich wollte ich mich dagegen preisen, dürfte ich mit Agathen in jenen Kreis treten und in der aufschäumenden Lust dieses Festes alle meine Wünsche der Welt an den Tag legen!“

„Herr Schenk!“ — antwortete die Städtemeisterin — „es scheint, Ihr habt vergessen, an wessen Seite Ihr sitzet, und daß

Eure Reden einen schlechten Klang haben für Frauen-Ohren. Des Städtemeisters Tochter ist keine Sieders-Dirne!«

„Entschuldigung!" bat der Schenk — „ich weiß, welche Achtung ich Euch schulde und — — ich wollte nur, wenn ich auch vielleicht die Worte schlecht gewählt, Euch mein Bedauern ausdrücken, daß ein Ritter Jahre lang um die Gunst einer Jungfrau wirbt, welche wie ein Spiegel die Reize der Mutter wiederstrahlt, ohne daß er um einen Schritt weiter kommt — ich wollte damit nur sagen, wie ernst es mir ist, und" — setzte er halblaut hinzu — „wie wenig man zwischen mir und dem Hans Stetten einen Unterschied macht, dem ein gleiches Recht verstattet ist in Eurem Hause, wie —«

Die Städtemeisterin faßte ihn streng, aber mit lächelndem Blicke, in's Auge. „Warum!« sprach sie — „sollte es anders sein? Hätte ich irgend welche Ursache, den Stetten unfreundlicher zu behandeln — auf was wollt Ihr pochen? Was sollte Euch ein höheres Recht geben in meinem Hause?«

Gespannt und fragend schaute sie den Schenken an — jetzt mußte er Rede stehen — jetzt es sich entscheiden, ob er oder der Stetten den Vorzug gewinnen sollte.

„Was Ihr saget« — entgegnete der Schenk in einem verbindlichen Tone — »will ich eben nicht bestreiten, ja ich ergreife diese Eure Bedenken, um sie für immer zu beseitigen, wenn es mir je durch meine Erklärung möglich ist. — Frau Städtemeisterin! könntet Ihr Euch entschließen, die Fürsprecherin zu machen bei Eurer Agathe? Könntet Ihr Eure Einwilligung geben, wenn ich um die Hand Eures Kindes bei Euch anhalte?"

Ruhig und ihrer innern freudigen Bewegung mächtig antwortete die Städtemeisterin: „Herr Schenk! Für eine Mutter ist ihr Kind eine Perle von hohem Werthe, meint Ihr eine

solche gefunden zu haben in meiner Agathe, so glaube ich, steht Eurem Wunsche Nichts entgegen, es wäre denn die Unbeständigkeit der Männer!"

„Vergiftet mir den Kelch meines Glückes nicht!" lächelte der Schenk, „den Ihr soeben gefüllt!"

„Das ist nicht unsere Schuld," schüttelte die Städtemeisterin anmuthig den Kopf — „wir Frauen füllen den Männern ihren Becher mit süßem Tranke, aber ihre Gefäße sind nur zu häufig nicht rein und verderben selbst die edelste Gabe — die Schuld aber sollen dann wir tragen!"

Während die Städtemeisterin mit dem Schenken diese Worte wechselte, hatte sich der fröhliche Priester Gickenbach zwischen den Schenken und Agathe gesetzt und eine lustige Unterhaltung mit dieser und Hans von Stetten angeknüpft und so den Ersteren zu großer Freude der Städtemeisterin ungestörten Spielraum verschafft.

Auch Hans von Stetten war die Ankunft des Priesters angenehm, denn gegenüber von dem Schenken mußte ein weiterer Gesellschafter ihm nur willkommen sein, um sich ungehinderter in der Nähe seines Nebenbuhlers bewegen zu können.

Aber als die Tanzenden eine lange Pause machten und alle Zuschauer ihnen so lange wieder den Rücken wendeten und zu den Tischen gekehrt dem Weine und Kuchen zusprachen, da wollte es ihn bedünken, als ob der Schenk ihm triumphirende Blicke zusendete und die Städtemeisterin absichtlich ihm stets zuletzt die silberne Platte mit ihren Leckereien anbiete.

Eine trübe Ahnung stieg in ihm auf, die um so dunkler sich gestaltete, je kälter und gemessener die Mutter Agathens ihr Benehmen wie zur Schau trug und je verbindlicher und freundlicher dieselbe gegen den Schenken wurde.

Das Gefühl, daß Agathe auch heute wieder ihre freundlichsten Sonnenblicke, wenn auch nur verstohlen, für ihn hatte, erheiterte gleichwohl dem von Stetten den Abend. Als aber die Thorglocke ertönte, der Siedersmarsch zum letztenmal über den Wöhrd hin erklang, die Volksmasse hinter den Tänzern und Tänzerinnen her der Stadt zuzog, und sie bis an das Kuchenhaus begleitete, wo nun das Bankett seinen Anfang nahm, die Kuchen vertheilt, und das jedem Sieder zugefallene Stück von diesem seiner Hofjungfer überreicht wurde, da trennte sich Stetten für heute von der Familie des Städtemeisters und begab sich in das Gasthaus zum Hirsch, sein gewöhnliches Absteigequartier. Unruhig schritt er bis tief in die Nacht in seiner Stube auf und ab — blickte hinüber zu den erleuchteten Fenstern in der Wohnung des Städtemeisters, und glaubte oft den Schatten der geliebten Agathe hin und her schweben zu sehen, während er noch den süßen, verstohlenen Druck ihrer zarten Hand fühlte, womit sie ihn beim Nachhausegehen im Gedränge beglückt hatte.

* * *

In ganz anderer Stimmung, als er nach Hall gekommen war, kehrte der Schenk nach Limpurg zurück, nachdem er zuvor noch mit dem ehrwürdigen Herrn Gickenbach einige Mäßlein vor dem Unterlimpurger Thore geleert hatte. Zwei Bilder gingen ihm im Kopfe herum: das hübsche Gesichtchen Agathens, und die reizende, üppige Gestalt einer Siederstochter, an deren Seite er sich heute beim Bankett gewünscht hätte, wenn nicht leider seine Stelle schon durch einen stämmigen Kuchenknecht besetzt gewesen wäre. So schritt er zum Limpurger Thore hinaus, wo er unmittelbar sein Gebiet betrat und ein altes Gebäude, der Brestenfels genannt, seinen Schatten auf die

enge Straße am Kocher hinwarf. Es war das limpurgische Zollhaus, und der Zollvogt hielt einen Schank, darinnen sein Herr schon manchen Becher mit den Hallern geleert hatte. Noch brannte die Lampe in der Schenkstube; der Vogt lag in der warmen Sommernacht unter dem Fenster und wünschte dem gnädigen Herrn eine gute Nacht, der ihm dankend zurief: „Melchior! ist Deine Stube leer, und sind meine Knechte alle droben auf der Burg?"

„Alles schon längst daheim!" — antwortete der Vogt, — „bis auf den Jäger Sebastian; der ist erst vor einer Viertelstunde vom Fischen gekommen und sitzt bei einem Becher!" — „So schicke ihn heraus, daß er seinen Herrn heim begleite, denn mir schwindelt der Kopf, weiß nicht von was? ich habe ja nur wenige Mäßlein ausgestochen, aber die kühle Nachtluft da am Kocher, die greift das Gehirn so an!"

Nach wenigen Augenblicken sprang taumelnd der Gerufene aus der gewölbten, niedern Thüre des Zollhauses. Es war eine untersetzte Gestalt, und der Mond röthete sein krauses Haar, das unter einer grünen Filzmütze hervorquoll, als wollte er dessen natürliche Farbe noch erhöhen. „Weinzahn!" lachte der Schenk — „mir däucht, es führe eben so leicht ein Blinder den andern, als daß ich Dich zum Begleiter brauchen kann. — Du Strolch! vermagst ja kaum die breite Straße einzuhalten!" — „Verzeihung, gnädiger Herr! Eure Augen sind vom Mondlichte getäuscht, das um meine Gestalt, wie da unten um die Weidenbäume und die Wellen des Kochers spielt!"

„He!" stotterte der Schenk, dem der Wein immer höher zu Kopfe stieg — „schweige nur von dem Monde, was geht uns der Mond an? — habe ich doch eine Sonne gesehen, und diese kommt mir in's Gehirn — höre: kennst Du die Tochter des Sieders Senft im Weiler drüben? — Du weißt, der

Schurke, der uns einmal die Jagd gesegnet hat, droben bei Bühlerried, und den Jagdknecht Emmerich so schauerlich durchprügelte.“ — „Ob ich ihn kenne“ — brummte der rothhaarige Jäger — „ich wollte, ich hätte ihn hier und könnte ihn in den Kocher werfen! Seine Tochter aber, ha! ha! der wollte ich ein trockeneres Plätzlein anweisen, das ist eine schmucke Dirne!“ — „Vermaledeiter Schurke, daß Dich der Teufel reite!“ — rief der Schenk — „sachte! sachte! der Knecht gehört an den Bügel, wenn der Herr aufsteigen will! Verstehst Du mich? — Also dieses feine, stolze Mägdlein — auf sie hab' ich es abgesehen, einmal, weil sie mir in die Augen sticht, und dann, weil es der alte vierschrötige Senft nicht anders verdient!“ — „Abgesehen“ — sprach der Jäger — „das ist gleich gesagt, davon habt Ihr wenig, gestrenger Herr!“

„Nun, verstehst Du mich nicht, trunkener Strolch? — ich meine, Du bist ein verschlagener Geselle, dem kein Fuchs schlau genug ist — Du sollst mir helfen, sollst die Fährte ausfindig machen und das edle Wild in die Falle bringen, denn ein Kesseltreiben können wir doch nicht anstellen.“ — „Ha, da hinaus wollt Ihr? gnädiger Herr! — ja, das kostet Kopfzerbrechen; aber wenn ich nur einmal die Sache recht überlege, und Ihr mir Zeit lasset — dann jagt mich aus den Thoren Eurer Burg, und gebt mir als Tölpel einen Fußtritt, daß ich bis in den Kocher hinunterrolle, wenn ich die Sache nicht durchführe!“

Unter solchen Gesprächen waren Herr und Knecht wankend und taumelnd auf Limpurg angekommen, und der Schenk sank bald in einen festen Schlaf, während unten in der Herberge zum Hirsch in Hall und gegenüber zwei Andere eine weit unruhigere Nacht hatten.

* * *

Des andern Tages war in Hall wieder mit dem Frühesten Alles auf den Beinen, vor allen aber, trotz des Banketts, die Kuchenknechte und Sieder, denn ein zweites Fest sollte sich dem ersten anreihen, und Alles freute sich, Theil zu nehmen an dem heutigen Brunnenfeste. Schlag acht Uhr traten die Sieder im festlichen Putze, wie gestern, mit Hellebarden und Degen bewaffnet, aus dem Kuchenhause, wo sie ein heiteres Frühstück genommen hatten, auf die Straße.

So wild und jubelnd sie in aller Frühe schon beim Imbiß gesessen waren, und dem Becher zugesprochen hatten, so ernst und anständig schlossen sie jetzt auf den Wink ihres ältesten Kameraden einen Kreis, schulterten ihre Hellebarden und senkten ihre Blicke andächtig zu Boden, während der Aelteste laut ein Vaterunser vorbetete, wie es von jeher Sitte und Herkommen war. Nachdem er das „Amen" gesprochen, in welches Alle mit gedämpfter Stimme einfielen — wirbelten wieder die Trommeln und schrillten die Töne der Querpfeifen, und der Zug ordnete sich in Reihe und Glied, um in taktmäßigem Schritte sich nach dem Marktbrunnen zu bewegen.

Wieder stand der hohe Rath an den Fenstern des Rathhauses, um von der jungen Siederzunft begrüßt zu werden, und von dichten Haufen Volks umringt, brachte der älteste Geselle, einen Becher schwenkend, den ihm aus blanken, mit Bändern geschmückten Kannen die begleitenden Knechte des Kuchenhauses füllten, das Wohl des hochedlen, hochweisen und hochachtbaren Rathes und der guten alten freien Reichsstadt Hall aus. Von Hand zu Hand und von Mund zu Mund kreisten die Becher, und der Marktplatz gab das Echo der donnernden „Hoch" zurück. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung und nahm seine Richtung nach der Gelbingergasse, und zum

Brunnen, der zwischen der Herberge zum Hirsch und dem Hause des Städtemeisters stand.

Schon als sich aus der Ferne Trommelschall und Pfeifenklang die enge Gasse herauf vernehmen ließ, und die Straßenjugend frohlockend dem Zuge voraneilte, war Stetten an's Fenster getreten, um das Schauspiel mit anzusehen, und zu harren, wann Agathe drüben sichtbar würde. Es stand nicht lange an, da öffneten sich die Fenster — Mutter und Tochter legten sich auf das Gesimse, beide schon im reichen Putze. Ein Blick von Agathen flog wie eine Taube herüber, aber sein Flügelschlag war zitternd und ängstlich, während die Städtemeisterin sich breit unter das Fenster legte, und heitern Angesichtes nach der bunten Volksmenge und dem geschmückten Zuge blickte, als fühle sie so recht die Würde und Ehre ihres Standes, und sei gewärtig, die Huldigungen, die ihrem Gemahle von der Zunft zugedacht waren, mit diesem zu theilen.

Bebend trat Stetten einen Schritt zurück und betrachtete Agathen mit banger Ahnung. Die Jungfrau erschien ihm so bleich, sie ließ das freundliche Köpfchen so niedergeschlagen hängen, wenn sie auch gegen ihre Mutter zu lächeln schien. Sollte sie unpäßlich geworden sein? Nein, das war nicht möglich, dann nähme sie nicht Theil an dem Brunnenfeste! Sie glich vielmehr einem geschmückten Opferlamme, das still und schweigend um Mitleid fleht. „Ja!" sprach Stetten mit einem tiefen Seufzer bei sich selbst, als wieder ein verstohlener wehmüthiger Blick und ein leichtes Schütteln mit dem Kopfe ihm Antwort gab auf seine grüßende Verneigung, die er mit einer Bewegung der Hand auf die Brust begleitete — „ja! es ist etwas Besonderes vorgefallen. — Der Schenk ist's!" — rief er beinahe laut auf, als dieser in demselben Augenblicke drüben durch die Volkshaufen zum Vorschein kam und gerade

in's Haus trat, wie der Städtemeister in schwarzer, sammetner Amtstracht langsam unter dem Thorbogen erschien, während die Siederzunft schon am Brunnen Halt gemacht hatte, um dem Städtemeister ein Lebehoch zu bringen.

Freundlich drückte Agathens Vater dem Limpurger die Hand, verneigte sich mehrere Male, als wollte er sich entschuldigen, daß er in diesem Augenblicke ihn nicht die Stiege hinauf begleiten könne, wohin die Bewegungen seiner Hand deuteten, und trat dann auf die Straße. Aber Stetten flimmerte es vor den Augen, das Geheimniß war gelöst — er sah nicht mehr, wie die Zunft paradirte, er hörte nicht mehr die salbungsvollen und gnädigen Worte, die der Städtemeister an sie richtete, für die Aufwartung dankte und den Gesellen einen fröhlichen Tag wünschte — er stierte nur hinüber nach den offenen Fenstern, wo die Frauen sich rasch umwandten, als wollten sie Jemanden empfangen, und trat noch einmal drei Schritte zurück, als der Schenk sichtbar wurde, und zwischen der Städtemeisterin, die von Heiterkeit strahlte, und der blassen Agathe an's Fenster trat, und, gegen Beide abwechselnd sich wendend, dem Schauspiele zusah. Erst, als drüben die Fenster sich schlossen, merkte er, daß der Zug sich wieder in Bewegung setzte, um von Hauptbrunnen zu Hauptbrunnen umherzuziehen, überall Halt zu machen, die Becher zu leeren, und zuletzt die Richtung nach dem Salzbrunnen zu nehmen.

Wieder schallten Trommeln und Pfeifen auf dem Unterwöhrd; wieder bildete sich ein Kreis von Tänzern und Tänzerinnen unter den schattigen Linden, und wieder saßen an den Tischen die zahlreichen Zuschauer, darunter auch der Städtemeister mit seiner Familie.

Lange hatte sich Stetten besonnen, und hin und wieder überlegt, ob er nicht besser thue, heim zu reiten auf seine Burg,

als Theil zu nehmen an der lauten Freude, in den Zauberkreis Agathens zu treten, und dort Aufschluß zu erhalten über seine trüben Ahnungen. Endlich siegte der Drang, sich Gewißheit zu verschaffen, möge kommen, was da wolle. Langsam schritt er durch die Gelbingergasse, über den Marktplatz und die Stadt hinunter, die wie ausgestorben war, denn Alles war nach dem Unterwöhrd gezogen, um das Brunnenfest der Sieder mit zu feiern und sich einen fröhlichen Tag zu machen.

Halb in Gedanken versunken, dankte er kaum auf den Gruß, den ihm da oder dort ein Haller Patrizier entbot, als er durch das Festgedränge sich langsam Bahn brach. Je näher er aber dem Platze kam, wo, wie gestern, so heute, der Städtemeister sich niedergelassen hatte, desto enger und schwüler wurde es ihm um's Herz. Fast wäre er, wie von einer giftigen Schlange gestochen, plötzlich wieder umgekehrt, als er mit einem Male hinter einer Linde die Gesellschaft vor sich sitzen sah, und zwar den Schenken zwischen der Städtemeisterin und Agathen, wie derselbe eben der Jungfrau eine Rose anbot, die er von einer Blumenhändlerin erkauft hatte. Aber er konnte nicht mehr unbeachtet zurücktreten, und es stockte ihm der Athem, als auf seinen stummen Gruß und tiefe Verbeugung Agathens Mutter mit einem kalten, fremden Lächeln, der Schenk aber mit übel verhehlter, spöttischer Miene antwortete, während Agathe ihr hoch geröthetes Gesichtchen vor sich in den Schoos neigte.

„Ihr kommt so spät!" nahm die Städtemeisterin gleichgiltig das Wort — „daß wir Euch nicht einmal mehr einen Platz anbieten können; glaubten wir doch, Ihr wäret schon längst wieder das Kocherthal hinabgeritten! Ihr seid also wirklich noch hier?" — Krampfhaft zog sich Alles in dem Junker zusammen, doch faßte er sich, und entgegnete: „Edle Frau! so

sehr ich bedauere, nicht an Eurer beglückenden Seite noch ein Plätzchen finden zu können, so hoffe ich doch, dort hinter der Linde, bei dem edlen Herrn Theurer, wenigstens in der Nähe von Euch Zeuge des Festes sein zu können!" — „Desto besser!" fuhr die Städtemeisterin fort, und wechselte einen flüchtigen, aber bedeutungsvollen Blick mit dem Schenken, — „dann läßt sich das Mißgeschick doch wieder gut machen, und Ihr werdet hinlänglichen Ersatz finden bei der gesprächigen Adelgunde, der muntern Gemahlin des Herrn Theurer."

Kalt verbeugte sich Stetten und trat an den nächsten Tisch, wo ihn Theurer freundlich begrüßte und ihm einen Platz einräumte. Aber das Fest mit seinem ganzen Jubel tönte ihm wie Höllenmusik in's Ohr, denn jetzt hatte er Gewißheit, daß der Schenk bei der hochmüthigen, eiteln Mutter über ihn gesiegt, daß sie es absichtlich darauf angelegt hatte, es ihn fühlen zu lassen, welchen Entschluß sie gefaßt habe. Eine innere Wuth kochte in ihm. Nur wenn er flüchtige Blicke hinüberschoß und, von dem Stamme der Linde gedeckt, bemerkte, wie Agathe mit erkünstelter Miene hie und da ein Lächeln gegen den Schenk heuchelte, der, im vollen Bewußtsein seines Sieges, seine Aufmerksamkeit und Huldigung zwischen Mutter und Tochter theilte, dann beschwichtigte den heißen Groll wieder der süße Gedanke, daß keine Schuld auf dem Herzen der geliebten Jungfrau laste. Ja, als die jungen Sieder von dem alten Rechte Gebrauch machten, wonach ihnen heute keine Patrizierstochter einen Tanz abschlagen durfte, und des Seuften ältester Sohn vor Agathen trat, da schritt sie zögernd mit ihm in den Kreis, tanzte nur einmal in die Runde und blieb dann stehen, warf Stetten einen seelenvollen Blick zu, und bat ihren Tänzer, daß er sie zu ihrer Mutter geleite, da sie ein heftiger Schwindel befallen habe.

Ehe noch die Nacht hereinbrach und das Bankett im Kuchen-

hause auf's Neue begann, ritt Stetten das Thal hinab, und das Rauschen der Wellen des Kochers und das Geschrei der Eulen in den waldigen Gebirgen, die ihren Fuß in den Fluß tauchten, mischte sich in die Musik des Unterwöhrds, die ihm noch in die Ohren klang, und entsprach ganz seiner innern Stimmung, die voll Nacht und Grauen war, und in welche nur ein Stern durch zerrissenes Gewölke herabflimmerte — es war das Bild Agathens!

* * *

Eine dunkle Regennacht stürmte über das Kocherthal hin, und der Wind schlug die Tropfen mit mächtiger Gewalt an die Fensterläden des letzten Hauses in Hessenthal, an der Straße von Hall nach Ellwangen, wo eben bei einem Taufschmause des Philipp-Bauern Weiber und Dirnen, Männer und Buben beisammen saßen. Wie manchmal auch ein Gast aufstand, um nach Hause zu gehen, so hielten ihn doch die dringenden Worte des Philipp-Bauern, aber noch mehr das Ungestüm des Wetters auf, und nach einigen ängstlichen Blicken in die pechfinstere Regennacht setzte sich Jedes wieder an seinen Platz.

„Das ist eine Nacht!“ — rief die Neubäuerin — „da fällt mir immer mit Grausen ein, wie wir vor 10 Jahren vom Comburger Stift heimgingen, und in Regen und Sturm die ganze Nacht herum laufen mußten; da sind wir viermal an den Kocher gekommen, und erst mit Tagesanbruch hat uns der Brunnengeist, der uns irre geführt, los gelassen!“ — „Gott sei's gedankt!“ — bemerkte ihre Nachbarin — „mir ist noch Nichts aufgestoßen, aber bei Nacht gehe ich auch keinen Schritt aus dem Hause, viel weniger vor den Ort hinaus, oder gar in die Nähe des ‘ungeheuern Brunnen‘ drunten im tiefen Grunde.“ — „Wer ist dran schuld?“ fuhr der Neubauer leb-

haft auf — „als Ihr Weiber, daß der Brunnengeist so rumort und die Wanderer bei Nacht irre führt und in's Wasser lockt?“ — „Besonders die Flucher“ — setzte sein Weib hinzu — „wie Du einer bist!“ — „Alle Wetter!“ schrie der Neubauer und schlug auf den Tisch — „den giftigen Weiberzungen geht es nicht besser; ist nicht die Anne Liese voriges Jahr auch im Kocher ersoffen, wohin sie der Brunnengeist gelockt hatte?“ — „Was ist denn das“ — fragte ein Gast aus Braunsbach — „mit Euerm Brunnengeist?“

„Das will ich Euch sagen, Gevattermann!“ — entgegnete der Philipp-Bauer. — „Es liegt da, eine kleine halbe Stunde vom Orte, in einem Wiesengrunde ein Brunnen, den nennt man den ‘Ungeheuerbrunnen‘. ’S ist so ein kleiner Gumpen oder Teich dabei, darin wohnten noch vor sechszig Jahren — der alten Schäfersliese denkt es noch, die war damals ein junges Mägdlein — Wasserfräulein, kleine winzige, fast durchsichtige Weiblein. Aber sie waren nicht bösartiger Natur, sondern dienstwillig, und wo sie Jemanden konnten einen Gefallen thun, da schwebten sie heran und halfen ihm. Wenn unsere Mägde und die Dirnen im Sommer des Morgens frühe dort am Brunnen herum mähen wollten — hutsch! da fanden sie das Gras schon auf Haufen. Und des Winters, da kamen die Wasserfräulein in die Spinnstunden, halfen den Spinnerinnen die Kunkel anlegen, trieben den Haspel und putzten die Lampen. Aber immer verschwanden sie vor zwölf Uhr wieder, und es hieß, sie dürfen nicht länger unter den Menschen bleiben, sonst treffe sie ein Unglück. Da einmal — die Schäfersliese war als Kind dabei — sprachen die Mägdlein in der Spinnstube: ‘was ist's doch mit den Wasserfräulein, daß sie immer vor zwölf Uhr verschwinden? wir wollen doch näher d'rauf kommen!‘ Nun schickten sie des Meßners Sohn in die Kirche und ließen die

Uhr um eine Stunde zurückstellen. Richtig kamen selbigen Abend die Wasserfräulein wieder und blieben sitzen, bis es 11 Uhr schlug, worauf sie mit dem letzten Schlage verschwanden. — Aber was geschah? Als des Meßners Sohn Morgens einen Wagen mit Mist auf seine Wiese drunten am Brunnen führte — es war so 4 Wochen vor Lichtmeß, und der Schnee schon geschmolzen — da sah er, daß der Brunnen voller Blut war, und von selbigem unglücklichen Abende an war es mit den Fräulein aus; keine wurde je mehr sichtbar in Folge dieses verdammten Fürwitzes des Weibervolkes. Dagegen rumort jetzt dort zur Strafe der Menschen der Brunnengeist, neckt und führt die verspäteten Wanderer irre, und lockt sie in Sümpfe oder in den Kocher!« — »Absonderlich die gottlosen Flucher!« — setzte die Neubäuerin wieder halblaut hinzu und schielte nach ihrem Manne, aber ehe dieser Etwas darauf sagen konnte, klopfte es heftig an den Laden, und Alles fuhr erschrocken zusammen. Leichenbleich blickten sich die Weiber an, drängten an einander, und es war so still geworden, daß man ein Mäuslein hätte können wispern hören.

»In's Teufels Namen!« — brummte draußen eine Stimme und schlug wiederholt an den Laden — »rührt sich denn Niemand da drinnen, um den Laden zu öffnen? He da! aufgemacht, oder ich schlage Euch das Fenster ein! Soll denn ein Haller Bürger eine halbe Nacht vor einer Bauernhütte stehen, ohne daß man ihm auch nur eine Antwort gibt?«

Noch schwieg Alles. Nur der Philipp-Bauer schritt langsam dem Fenster zu, öffnete es und rief durch die Ritze des Ladens: »Wer ist draußen und begehrt so ungestümm Einlaß?« — »Habt's schon gehört,« entgegnete eine rauhe Stimme — »ein Haller Bürger!« — und gleichzeitig wetterte wieder ein heftiger Schlag gegen den Laden. — »Sachte! sachte!« rief der Bauer — »wir

lassen uns nicht in Angst jagen von jedem hergelaufenen Strolchen, der zur Mitternacht mit dem Prügel Einlaß begehrt!" — „So macht doch auf" — bat mit gedämpfter Stimme der draußen, — „man läßt ja keinen Hund stehen bei so fürchterlicher Nacht, geschweige denn einen Christenmenschen und einen Haller Bürger, der nicht weiß, ob er in Michelfeld oder in Dullau, in Enslingen oder in Hessenthal steht! Der Teufel hole eine solche Nacht!"

Obgleich das Weibervolk sich ängstlich zusammendrängte und flehentlich bat, man solle nicht öffnen, denn es könne der böse Feind sein, so trat der Philipp-Bauer doch mit seinem Braunsbacher Gevattermann zur Hausthüre, schob die Riegel zurück und leuchtete mit einem Kienspane in die Nacht hinaus. Zwei Männergestalten stürmten ihnen entgegen, pudelnaß und die Mützen tief in's Gesicht gezogen. Der erste war ein himmellanger Bursche, mit einem dicken Prügel in der Hand, der andere, von untersetzter Positur, folgte dem ersten auf der Ferse nach.

„Gott sei Dank!" sprach der Erste — „also richtig, in Hessenthal sind wir? Ja, es fehlt nicht, Ihr seid ja der Philipp-Bauer — jetzt erst erkenne ich Euch!" — „Und Ihr der Sieder, Herr Senft!" — antwortete der Bauer. — „Wo kommt Ihr her bei diesem Wetter und zu dieser Stunde? Alle Heiligen, wie seht Ihr aus mit Schmutz! Warum habt Ihr Euch nicht gleich zu erkennen gegeben? Nun, tretet ein, Ihr findet Gesellschaft, denn wir haben einen Taufschmaus!" — Damit führte er die Beiden in die Stube, wo Alles gespannt auf die fremde Erscheinung war, und rückte den Altvaterstuhl für den Sieder zurecht.

„Nu, das war eine Nacht!" — hob dieser an, nachdem er einen vollen Becher hinuntergestürzt hatte — „bin nur froh,

jetzt einmal unter trockenem Dache zu sein; hab' immer geglaubt, daß ich noch zu einem ehrlichen Menschen komme, oder einen Weiler erreiche; ich laufe schon, weiß nicht, wie lange, über Stock und Stein, über Wiesen und Felder, über Gräben und Hecken, und so oft ich ein Licht erblickte, auf das wir losgingen, und glaubten, wir hätten einen Ort erreicht, auf einmal löschte es wieder aus, und ein helles Gelächter scholl durch die Luft. Bald war es, als ob eine hohe Flamme aufschlage, bald hörten wir einen kläglichen Hilferuf, bald war's, als ob es auf einer nahen Straße knarrte und ächzte, wie ein überladener Wagen, und dazwischen knallte und fluchte es dann wieder. Alle Augenblicke stürzten wir in einen Hohlweg — der Teufel hatte sein Spiel mit uns!"

Mit offenem Munde und bleich vor Grausen hörten die Weiber zu. Der Philipp-Bauer aber schenkte wieder ein und sprach: „Lieber Herr Senft! erholt Euch von Euerem Schrecken, und dankt Gott, daß Ihr keine Rippe gebrochen habt, denn der Junker Rechberger, dieser schlimme Spuckgeist, hat Euch genarrt und gefoppt! Alles trifft ein — was Ihr gesehen und gehört! Meinen Großvater hat er auch einmal um zwei Rappen gebracht, die ihm Nachts in einen Hohlweg nächst der Ellwanger Straße gestürzt sind. Da war ein Fluchen und Knallen, als wenn ein Dutzend Fuhrleute, die eine Steige hinauffahren, es nimmer erzwingen könnten, und zwei Lichtlein irrten hin und her, wie wenn sie von den Fuhrleuten getragen würden. Als nun mein Großvater einige Schritte von seinen Pferden wegging, um nachzusehen und etwa zu helfen, da rissen seine Rappen den Wagen in einen Hohlweg, und brachen die Beine!"

„Nichts anders war's!" — nahm die Neubäuerin das Wort — „als der Rechberger. — Der geht zur Strafe

umher, schon über hundert Jahre, weil er bei Lebzeiten als Hauptmann eines Haller Fähnleins seine Leute an den Feind verrieth, wobei er selbst das Leben verlor. Jetzt wandert er umher, besonders auf der Thüngenthaler Ebene bis Obersontheim und in das Fischerthal, und neckt die Spätlinge, die sich übernommen haben; die Händler, die unrecht erworbenes Geld in der Gurt tragen; Nachtschwärmer, die um die Läden der Mägdlein streichen; Fuhrleute, die Nachts ihren Thieren keine Ruhe lassen, führt sie irre, und bringt sie auf allerlei Weise zu Schaden!"

„Hab' ich's nicht immer gesagt, Meister?" — sprach der Begleiter des Herrn Senft — „daß es der Junker Rechberger war, der uns foppte? Aber Ihr glaubtet es mir nicht — da hört Ihr es nun bestätigen."

„Aber wo kommt Ihr denn her?" fragte der Neubauer. Mit einem Winke auf seinen Begleiter antwortete der Sieder kurz: „Ich habe in Bühlerthann Geschäfte gehabt, d'rüber ist's Abend geworden, und mit Einbruch der Nacht haben wir den Weg verloren; — das Andere wißt Ihr!" — „Nun bleibet Ihr aber da," — meinte der Philipp-Bauer; — „meine Gäste lasse ich auch nicht fort, bis es Tag wird, denn die Weibsleute thäten sich zu Tode fürchten, da der Rechberger heute Nacht spuckt; der Wein läuft noch nicht auf der Hefe. Lustig, Bärbele, fülle den großen Krug!"

So blieb die ganze Gesellschaft beisammen, bis der Tag graute, und erst als es schon glockenhell war, brach der Sieder mit seinem Knechte auf und schritt, noch halb betäubt von dem, was ihm begegnet war, und dem starken Zuspruch, den er dem Taufschmausweine gethan hatte, Hall zu. Als er an des Kürschnermeisters Laden im Weiler vorüber wandelte, öffnete dieser gerade die Hausthüre.

„Woher, Herr Senft? Wie seht Ihr aus? in aller Frühe schon voller Schmutz, und die Augen so weindunstig; Ihr seid doch nicht etwa in einem Graben über Nacht gelegen?“ — Der Sieder legte den Finger auf den Mund, und die Hand auf die Schulter seines Freundes. „Ihr sollt Alles wissen, Meister Gräter; das war eine verfluchte Nacht, die möchte ich nimmer durchmachen!“ — „Wie so?“ fragte der Kürschner. — „Euch will ich's anvertrauen,“ — entgegnete der Sieder, und trat mit seinem Freunde in die Werkstätte.

„Ihr wißt,“ — begann er, an den Tisch gelehnt — „daß der Abt zu Comburg meinem Sohne, der geistlich studiert, die Pfarrei zu Reinsberg zu Lehen gegeben hat. Zwar wollte er nicht sogleich einwilligen, weil der Pfarrer zu Reinsberg in des Papstes Monden gestorben war, wo dieser das Recht hat, die Pfarrei zu verleihen. 'Was hilft's,' sagte der Abt zu mir, 'wenn ich Euern Sohn auch belehnte, es käme doch ein päpstlicher Priester her und setzte sich in die Pfarrei!' — Da sprach ich: 'Hochwürdiger Herr! thut mir nur den Gefallen; für das Andere will ich schon sorgen und mit dem päpstlichen Lehensmanne selbst fertig werden!' Darauf hin geht mein Sohn nach Reinsberg und besorgt dort das Amt gegen drei Wochen. Da kommt eines Morgens ein Bemberger Priester, weist sich als päpstlicher Lehensmann aus, und wirft mit einigen mitgebrachten Knechten meinen Sohn aus dem Hause. 'Dem Handel will ich ein Ende machen!' sprach ich zu meinem Sohn, nahm gestern meinen Haalknecht, der sich vor keinem Teufel fürchtet, den schwarzen Martin, mit mir, und wir gingen zusammen Reinsberg zu. Es war schon dämmerig, als wir um das Pfarrhaus schlichen und der geistliche Herr gerade in seinem Gärtlein auf und ab spazierte. Wie der Blitz waren wir über dem Zaun, warfen dem Kuttenmann ein Pechpflaster über den

Kopf, und schleppten ihn mit Gewalt den Reinsbach hinunter, zwischen Scheffach und Hopfach, zu einem Gumpen an der Bühler. Dort faßte ich ihn an der Brust und sprach: 'Willst Du meinem Sohne, dem rechtmäßigen Pfarrherrn, jetzt sein Lehen wieder zurückgeben, dessen Du ihn mit Gewalt beraubt hast? wo nicht, so sollst Du hier in diesem Gumpen ertränkt werden!' — 'Verflucht ist die Hand,' schrie er, 'die sich an einem Gesalbten des Herrn vergreift. Mir gehört das Pfarrlehen, denn es wurde in des Papstes Monden fällig, und nimmermehr werde ich von meinem Rechte abstehen!' — 'So fahre zum Teufel!' — fuhr ich ihn an, und gürtete ihm die Kutte zu, mein Martin füllte ihm den Busenlatz und die Aermel mit Steinen, und also zugerüstet warfen wir ihn in den Gumpen. Er zappelte und schlägelte, als er kopfüber in den Gumpen fiel, aber schon glaubten wir, es sei aus mit ihm, da tauchte sein Kopf nochmals auf, und er suchte sich an einem Weidenbusche wieder herauszuhelfen. Doch, ein Steinwurf von mir traf ihn an die Schläfe, er fiel rücklings, sank unter, und kam nimmer an die Oberfläche*). D'rauf liefen wir weiter."

"Peter!" — rief in diesem Augenblicke des Senften Weib, die bleich und keuchend herbei hinkte — "um Gotteswillen! wo kommst Du her? wo ist unsere Rosine, Meister Gräter? O, barmherziger Himmel! habt Ihr sie auch nicht gesehen? ich suche sie schon seit gestern Abend. — O Rosine! mein Kind! mein Kind!"

Erschrocken fuhr der Sieder auf — "was ist's mit der Rosine? ist ihr Etwas zugestoßen?" — "So sprecht doch!" — bat der Kürschnermeister — "ich kann Euch ja gar nicht ver-

*) Noch heute heißt deßhalb jene Stelle in der Bühler der Pfaffenweg.

stehen!" — „Ach, meine Rosine!" — jammerte die Senftin — „auch hier ist sie nicht." — „Meine Tochter!" — schrie jetzt auch der Sieder und faßte sein Weib am Arm — „was ist's? gib Antwort!" — „Fort! fort! Niemand will sie gesehen haben" — seufzte die Senftin und sank zusammen — „seit gestern Abend suche ich sie im Weiler umher — sie kam nicht vom Garten heim zum Abendbrod, und kein Mensch weiß Etwas von ihr, als daß sie noch bis zur Dämmerung im Garten arbeitete."

Jetzt war der Sieder nicht mehr zu halten. „Meine Rosine!" — schrie er, und stürzte zum Laden hinaus, hinter ihm her sein Weib, um durch alle Gassen eine Spur ihres Kindes zu suchen. Der Kürschnermeister aber sah ihnen bedenklich und erschrocken nach, und murmelte vor sich hin: „Was ist es mit dem Mägdlein? hat sie sich ein Leid angethan? ist ihr ein Unglück zugestoßen?" — Er schüttelte den Kopf bedenklich und blickte ernsthaft zum Himmel: „Der Senft hat seine Hände mit Todtschlag besudelt — wer weiß, ob nicht die Strafe auf dem Fuße folgte!"

* *
*

Der Sommer war vorüber, und Hans von Stetten hatte indessen die Thore von Hall nicht mehr betreten, denn die schnöde Behandlung, die er von der Städtemeisterin erduldet hatte, und der Schmerz um den Verlust Agathens gestatteten ihm nicht, die alten Wunden wieder aufzureißen. So nöthig auch seine Anwesenheit auf der ihm gehörenden, oberhalb der Stadt gelegenen Burg Sanzenbach gewesen wäre — immer schob er es wieder hinaus. Aber seinen Groll konnte er nicht hinunter drücken, wenn er da und dort mit Hallern zusammentraf, und vom Wein erhitzt hatte er bei einer solchen Gelegen-

heit die Worte ausgestoßen: ‚Die Städtemeisterin gebe ihre Agathe dem zum Preise, der ihrer Eitelkeit, noch als schöne Frau glänzen zu wollen, am meisten sich zu Füßen lege. — Es sei nur Schade, daß die reine Jungfrau das Opfer einer Mutter werde, von deren Jugend man so Manches erzählen könnte.' —

Dieß ward der hochmüthigen Frau wieder hinterbracht. Wie von einem giftigen Pfeil getroffen, schwoll ihr beleidigter Stolz auf, und sie schwur, sich schwer zu rächen. Nur zu bald sollte sie hiezu Gelegenheit finden, und zwar schon bei dem ersten Tritte, den Stetten wieder nach Hall that.

Er war auf dem Schlößlein Sanzenbach gewesen, und als er auf dem Rückwege im Hirsch abstieg, war die ganze Stadt in Bewegung, denn es war die Kunde eingetroffen, daß die von S. Michael in der Normandie zurückgekehrten Wallfahrer heute einziehen würden. Alt und Jung frohlockte und sammelte sich in großen Haufen auf den Gassen, um den Ankömmlingen mit deren Eltern und Verwandten entgegen zu ziehen. Auch der Städtemeister hatte sich in den Sonntagsstaat geworfen, um mit den Seinigen seinen Rudolph einzuholen, wie Stetten von der Zechstube des Hirsches aus bemerkte. Denn so sorgfältig er es auch vermied, das Haus seiner Feindin zu betrachten, so mußte er doch unwillkürlich sich oft und oft zum Fenster hinüber wenden — wohnte ja ein Wesen drüben, das er nicht vergessen konnte, und das ohne Schuld an Allem war.

Aber wie von einer Viper gestochen fuhr er zurück, als neben Agathen und ihren Eltern der Schenk aus dem Hause drüben trat und im lebhaften Gespräche mit den Frauen vorüber schritt. Krampfhaft pochte sein Herz. — Da ging sie hin, die hochmüthige Mutter, zur Seite des ihm so verhaßten Günstlings, und neben diesem wandelte die schönste Blüthe der

Reichsstadt Hall. Aber wie bleich dünkte sie ihm geworden zu sein, wie schwermüthig ihr Blick, wie unsicher ihr Tritt! Er konnte nicht anders, er mußte den Wandelnden folgen, aber nur an ihr hing sein Auge — da wandte sie sich, etwas zurücktretend, flüchtig um, und ein wehmüthiger Gruß flog herüber zu ihm aus dem gefeuchteten Augenstern — er klang wie ein trauriger Abschiedsgruß, und ein unnennbarer Schmerz zuckte durch Stettens Brust.

Schon dämmerte der Abend, als unter Glockengeläute der Zug der jungen Wallfahrer sich nahte, herzlicher Willkomm aus allen Häusern erscholl, und in dem Gedränge der Städtemeister mit den Seinigen in sein Haus verschwand, kaum daß Stetten noch das liebliche Antlitz seiner Agathe flüchtig erspähen konnte. Dagegen trat nach einer kleinen Weile der Schenk in das mit Gästen gefüllte Gemach des Gasthofs zum Hirsch, und als er Stetten erblickte, wandte er sich kalt um und suchte sich an einem andern Tische einen Platz.

Tausend Bilder und Gedanken zogen in buntem Gewirr, bald heiter, bald trüb, an Stettens Seele vorbei; er saß mitten im Menschengetümmel so zerstreut, daß ihn alle Umsitzenden kaum in ihr Gespräch ziehen konnten. Nur, wenn manchmal vom Tische des Schenken das Wort „Agathe" herüberschallte, dann fuhr er zusammen, und seine Fäuste ballten sich, als wollte er eine ganze Welt zusammenschlagen. Es wurde ihm so heiß, so schwül, der Wein mundete ihm nicht, wie manchen Becher er auch im heimlichen Grimm hinunter stürzte — darum stand er endlich rasch auf, und verließ die Zecher, um sich auf sein Schlafgemach zu begeben.

Schon hatte er die ersten Treppen erstiegen, da rauschte Etwas neben ihm, und ehe er sich's recht versah, drückte ihm ein Mägdlein ein Papier in die Hand — im Umsehen erkannte

er, daß er die junge Dirne schon öfter im Hause des Städtemeisters getroffen habe. „Das kommt von Agathen" — jauchzte sein Herz in gewisser Ahnung; er flog auf sein Schlafgemach, zündete die Lampe an und öffnete heftig das zusammengefaltete Papier. Ihr Herz lag vor ihm ausgeschüttet mit allen Schmerzen und Qualen, diese hatten ihr das Geständniß ihrer unglücklichen Liebe erpreßt; sie warnte ihn vor der Rache ihrer Mutter, sie bat ihn, nur bis morgen noch zu verziehen, vielleicht, daß ihr möglich würde, ihn zu sprechen, sie nannte sich seine Agathe und bat, sie nie zu vergessen, auch wenn sie mit blutendem Herzen dem Schenk ihre Hand reichen müsse. Die Stirne brannte ihm, während er las, seine Brust pochte hoch und laut. Erst spät nach Mitternacht schlief er ein, den theuern Brief in den gefalteten Händen.

Beim Erwachen war es das Erste, daß er das Brieflein an den Mund drückte und es wenigstens zwanzigmal durchlas. Dann kleidete er sich an und spähte nach Agathens Haus. Aber heute früh wollte sich nichts am Fenster zeigen; vielleicht geschah es absichtlich, und Stetten rüstete sich nun, da es Sonntag war, die Kirche von S. Michael zu besuchen, wo heute eine Prozession gefeiert werden sollte, und ein Becken aufgestellt war, um aus dem Opfergeld ein Gemälde anfertigen zu lassen, das die Wallfahrt der Knaben vorstellen sollte.

Das Hochamt war vorüber; Vornehm und Gering, Männer und Frauen drängten sich in dichten Reihen um den Altar, einen Umgang zu halten und ihr Opfer in das Becken zu werfen. Auch Stetten mischte sich in die Reihen, ward bald vorwärts geschoben, bald rückwärts gedrängt, bis er mit einemmale hinter die Städtemeisterin zu stehen kam. Vergebens sah er nach Agathen — sollte sie schon um den Altar sein? war sie vielleicht mit einigen Jungfrauen noch zurück? — Das Ge-

dränge war zu groß, er konnte Nichts erspähen. Auf einmal glaubte er unter der Hauptpforte in dem Gemenge eine Gestalt auf- und ablaufen zu sehen, er stellte sich auf die Spitzen der Zehen und warf seine Blicke über den ganzen Raum der Kirche hin — da strauchelt sein Fuß — er fühlt die Schleppe des Mantels seiner Vorgängerin unter den Sohlen — ein Riß, der Mantel zieht sich nach hinten, und die Trägerin desselben wendet mit flammendem Blick ihre Augen rückwärts, wer wohl der plumpe oder dreiste Mensch wäre, welcher ihr auf den Mantel getreten, — aber die lichten Flammen in ihrem Gesichte verdunkelten sich jetzt in ein Kirschroth, und ihre Augen rollten, wie Basilisken.

Alles das war das Werk eines Augenblicks, und in demselben noch faßte Stetten, der durch den Zusammenstoß das Gleichgewicht verloren hatte, unwillkürlich die Schnur der Lampe über dem Altar, worin das ewige Licht brannte, um mit Hülfe derselben wieder seine Haltung und sicheren Tritt zu gewinnen. Aber der heftige Ruck brachte die Lampe in's Schwanken, sie bog sich um und alles Oel floß auf den kostbaren Schleier der Städtemeisterin herab. Knirschend vor Wuth, vergaß diese, daß sie vor dem Altar stand, und sie rief dem Unglücklichen mit giftigem Blick die Worte zu: „Ha! das ist ein Bubenstück! Schmach dem Ritter, der Frauen im Hause Gottes so unerhört beleidigt!“ Umsonst waren alle Entschuldigungen Stettens — seine Todfeindin wandte sich stolz und grimmig ab und suchte möglichst schnell die Pforte zu erreichen, begleitet von manchem neidischen und schadenfrohen Lächeln dieser und jener Frau, die es ihr von Herzen gönnten, daß ihr das Unglück zugestoßen, und wohl einsahen, mit wie wenig bösartigem Vorbedacht der Thäter gehandelt hatte.

Wieder wurde es Abend, und noch immer wartete Stetten

auf eine Nachricht von Agathen, worin sie ihm einen Ort bezeichne, wo sie auf Augenblicke sich sehen, sich umarmen könnten. Wohl mochte das Ereigniß im Hause des Städtemeisters böses Blut gemacht haben — aber Agathe, das wußte er — hielt ihn für unschuldig, und der Zorn ihrer Mutter konnte sie nicht hindern, ihr Versprechen zu erfüllen.

Auch heute kam zur Abendstunde der Schenk wieder in die Zechstube und nahm an einem andern Tische Platz, und wieder saß Stetten wie auf glühenden Kohlen, und rückte unaufhörlich seinen Stuhl, um auf den Hausgang zu treten und über die Straße zu lauschen, ob sich keine Botschaft einstelle. Schon gab er alle Hoffnung auf, schon glaubte er, daß unbesiegbare Hindernisse Agathen abgehalten hätten, ihm Nachricht zu geben — da eilte flüchtig ein Schatten der Thüre zu — blieb plötzlich stehen, als wollte er sich überzeugen, wer um den Weg sei, dann wurden die Umrisse der nahenden Gestalt sichtbarer. Es war das Mägdlein von gestern, und im Nu hatte sie Stetten wieder ein Papier zugesteckt.

Wieder eilte dieser auf sein Schlafgemach, entfaltete das Brieflein und entnahm daraus Folgendes: Agathe konnte sich nicht losmachen, denn der Schenk war bis zum Abend nicht von ihrer Seite gewichen, und später war es ihr unmöglich, das Haus zu verlassen, weil alle Basen und Vettern sich eingestellt hatten, um den zurückgekehrten Rudolph von seiner Wallfahrt erzählen zu hören. Sie stellte es in die Hand des Himmels, wenn sich später eine Gelegenheit zeigen würde, vielleicht bei einem Besuche auf der Geyersburg, wovon sie ihn in Kenntniß setzen werde. Aber am lebhaftesten hob sie die Gereiztheit und Wuth ihrer Mutter hervor, die wegen des Vorfalls in der Kirche auf schlimme Rache sinne, und selbst ihren gutmüthigen Vater schon zu der Ueberzeugung gebracht hätte,

daß man ihr einen absichtlichen Schimpf habe anthun wollen. Neue Versicherungen ihrer ewigen Liebe schlossen den Brief.

Wie sehr sich auch Stetten in seiner Hoffnung getäuscht hatte, Agathen an sein Herz drücken zu können, — so fand er doch in dem Besitz dieser Zeilen einigen Ersatz. Er hatte einen neuen Beweis, daß Agathens Herz ihm gehöre, und wie gestern, so schlief er auch heute, nachdem er unzähligemale seine beiden Brieflein gelesen, mit denselben in den Händen ein.

Bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erwachte er aus süßen Träumen. Aber, war es Spiel der Phantasie, oder Wirklichkeit, daß er mit zwei Briefen in der Hand eingeschlafen war? Sie waren nicht mehr da. Er suchte und suchte und rieb sich die Stirne; vergebens, sie waren nicht mehr da. Nein, das war nicht mit rechten Dingen zugegangen! Tausend Gedanken durchkreuzten Stettens Seele, es war und blieb ihm ein Räthsel. Der böse Feind mußte sein Spiel mit ihm getrieben haben, anders war es nicht möglich.

* *
*

Es war schon Mittag, als er endlich sein Gemach verließ, denn immer noch hoffte er, seinen verlornen Schatz wieder zu finden. Unmuthig bestieg er sein Roß, um nach Hause zurückzukehren — er hatte nicht einmal mehr das Glück, an den Fenstern des Städtemeisters einen Blick von Agathen zu erhaschen. Aber er grüßte im Herzen dennoch hinauf, und dann trabte er zum Gelbinger Thore hinaus. Den Kopf voll Gedanken, ritt er über die Brücke zu Münkheim, da hielt ein reisiger Knecht am Ende derselben. „Edler Herr!“ rief dieser ihm zu, „ich hätte da ein Brieflein an Euch zu bestellen — Ihr reitet doch nach Kocherstetten und nennt Euch Hans v. Stetten?“ „Wer hat Dich zum Boten aufgestellt?“ fragte Stetten und

gab sich einen Augenblick dem Hoffnungsschimmer hin, es könnte eine Nachricht von Agathen kommen.

»Die Frage werdet Ihr in dem Schreiben beantwortet finden« — antwortete der Reiter, händigte ihm das Papier ein, und rasch auf Hall zusprengend, rief er ihm nach: »Verliert es nicht, und hebt es besser auf, als die beiden letzten, die Ihr empfangen habt.« — »Das ist ein Schelmenstück!« fuhr es Stetten durch die Brust — und als er den Brief öffnete, fand er die Worte: »Es ziemt sich schlecht für einen Ritter, die erklärte Braut Eines von altem Hause zu umschleichen, und sich Brieflein von ihr schreiben zu lassen, die man wie einen Rosenkranz selbst im Schlafe in den gefalteten Händen hält. Bleibet darum hübsch daheim, und träumt in Eurem zerfallenen Schlößlein von einem andern Bilde, als von dem Agathens.«

Wie Agathe geschrieben hatte, so war es. — Die Städtemeisterin sann Tag und Nacht auf Rache, und der Schenk lächelte in die Faust, so oft er die leidenschaftliche Frau mit einigen stichelnden Worten in die höchste Wuth jagen konnte. Zwar wollte er nicht als direkter Aufreizer gelten, aber wo er konnte, brachte er seine Stachelworte an, um demjenigen böses Spiel zu machen, der das Herz Agathens besaß, wovon er sich selbst überzeugt hatte, denn Stetten war es ja, an den Agathe die beiden Brieflein geschrieben hatte, in deren Besitz der Schenk durch einen Zufall gekommen war.

Es war nämlich am Sonntag, wo er sich im Hirsch verspätet, des Weines zu viel genossen hatte, und lange nach Mitternacht in der Herberge herum sich mit einer auf dem Gange brennenden Lampe ein Nachtlager suchte. Er hatte die erste Thüre aufgestoßen — aber als er an das Bett trat, da lag schon ein Schläfer darin — es war Stetten. Schon hatte sich der Schenk mit einem halblauten Fluche umgedreht, da

leuchtete er noch einmal dem Schläfer in's Gesicht, ob er sich nicht getäuscht habe, und bemerkte die Papiere in seiner Hand. Neugierig warf er seine Blicke darauf — der Name Agathe — ihre Schriftzüge — Alles brannte ihn wie Feuer auf die Seele, er zog die Papiere dem Schläfer vorsichtig aus der Hand und entfernte sich still aus dem Gemache. Der Rausch war ihm bei dieser überraschenden Entdeckung vergangen, und er fand bald ein weiteres Gemach, in welchem er die Nacht schlaflos zubrachte. Schwankte er auch, seit er des Städtemeisters Haus besuchte, zwischen dem Vorhaben, Agathen wirklich zu ehelichen, oder aber sie durch die Aussicht auf eine Verbindung nur kirrer zu machen, und sah er nun, daß Agathe mit ganzer Seele seinem überwunden geglaubten Nebenbuhler gehörte, und er darum seine unehrlichen Absichten, welche die ehrlichen überwogen, nicht erreichen könne, so erregten diese Briefe doch einen heftigen Sturm in seiner Brust — denn, selbst wenn er es auch ehrlich meinte, wollte ihm Agathe doch Nichts weiter, als ihre Hand geben.

Was war unter diesen Umständen natürlicher, als daß der Schenk ebenfalls der Städtemeisterin Haß nährte, — aber, ob er ihr Agathens Briefe vorzeigen, oder ob er diese als Drohung benützen sollte, sie ihren Eltern zu verrathen, wenn Agathe sich ihm nicht ergebe, darüber war er noch nicht mit sich im Reinen. Desto mehr drängte es ihn, den von Stetten wegen des Verlustes seiner Briefe zu ängstigen. Mit dem Frühesten eilte er nach Limpurg, ließ seinen Helfershelfer, den Jäger Sebastian, sich in gemeine Reiterstracht verkleiden, und gab ihm ein Brieflein mit, das er unterhalb Hall an den Heimkehrenden bestellen sollte.

Mit Ungeduld schritt der Schenk gegen Mittag in seinem Gemache auf und ab, denn er konnte es kaum erwarten, bis

ihm Sebastian die Antwort brachte, daß sein Auftrag bestellt sei. Dazwischen hinein aber lachte er laut auf: „Der erste Fang ist glücklich gemacht, und keine Seele in Hall weiß, daß ihr schönstes Bürger-Mägdlein so nahe der Stadt in einem Käfig sitzt und schon zahm gemacht worden ist durch Hunger und Durst! Geht es auch viel schwerer mit der Patriziers-Tochter, so ist doch wenigstens die Falle gelegt. Aber alle Wetter!" — dabei trat er an's Fenster — „da drinnen in Hall stürmt's ja und wirbeln die Trommeln! wird doch Nichts verrathen worden sein?" Mit klopfendem Herzen öffnete er das Fenster und schrie einem Knechte auf dem Hofe zu: „Ist das nicht Sturm in Hall? laufe nach dem Thorwart und frage, ob er keinen Haller auf der Straße erspähe!"

„Da kommt Sebastian!" — entgegnete der Knecht — „der wird wohl besser wissen, was das zu bedeuten hat." — „Was bringst Du?" — rief jetzt der Schenk dem Jäger zu, der gemächlich aus den Bügeln stieg. — „Keinen schönen Gruß" — lachte dieser, „vielleicht hätt's bei mir ein paar Beulen abgesetzt, weil ich mich so angelegentlich meiner Botschaft entledigt habe." — „Nun ja," fuhr der Schenk fort — „das wäre also besorgt. Aber was gibt's denn in Hall, ist Dir keine Eule aufgesessen? — sie stürmen ja auf Mord und Brand!" — „Ja!" — lachte Sebastian wieder — „das ist aber auch ein Teufelsspektakel in der Stadt — die Reinsberger Bauern ziehen in allen Straßen umher mit Trommeln und Pfeifen, und thun vor jeder Herberge einen Trunk, denn vor einer Viertelstunde sind sie mit einundzwanzig Gefangenen eingezogen, die haben sie — leider Gottes — dem Herrn Georg von Bemberg abgenommen, sollen auch drunter einige Markgräfliche sein!"

Bei dieser Nachricht ward es dem Schenken wieder leichter zu Muthe, denn er hatte schon befürchtet, man sei seinem Frevel

mit der Sieders-Tochter auf die Spur gekommen, und das Trommeln gelte ihm. „So erzähle,“ fuhr er darum fort — „was Du gehört und gesehen hast.“ —

„Nun!“ — entgegnete Sebastian — „Ihr wißt ja, daß vor vier Wochen des Herrn Georg von Bemberg sein Gemahl drüben im Wildbad im Weiler ihres Leibes gepflegt hat, und wie sie nächtlicherweile mit ihrem Fuhrwerk Einlaß im Stift Comburg begehrte. Da sie nun dort abgewiesen worden, weil der Abt nicht zu Hause war, so fuhr sie wieder hinab nach Steinbach, und da hat sie die Steige hinunter ihr Fuhrmann umgeworfen, also daß sie einen Arm brach. Das grollte in dem Weibe — wie Einer der Gefangenen vor dem Rathhause dem Senator, Herrn Theurer, erzählte und ich in meine eigenen Ohren hörte — und wie sie heim kam, klagte sie ihrem Gemahl die erlittene Unbill, und schalt auf den Abt. ‚Wenn Du nur einen Tropfen ritterlich Blut in Dir hast‘ — schrie sie durch's Schloß — ‚so wirst Du mich rächen.‘ Hat man nicht auch unsern Priester, den der Papst eingesetzt — so schändlich um's Leben gebracht zu Reinsberg? Diese Haller gebärden sich wie kaiserliche Landvögte, und trotzen dem landsässigen Adel, besonders seit sie das Stift unter ihrem Schutz und Schirm haben!“

„Ha!“ rief der Schenk — „den Bemberger kenne ich. Hätte er auch kein so heftiges Weib, so ließe er sich doch nicht von diesen Hallern im Bart kratzen — und ich verwette mein Seelenheil, daß den Reinsberger Pfaffen, den man in der Bühler gefunden, kein Anderer hineingeworfen hat, als der langarmige Sieder Senft — Nun! ich habe ihm die Laibe heimgegeben — ha! ha! Meinst nicht, Sebastian?“ Er schielte dabei auf ein kleines Fensterlein, das über dem Hof, von Epheu halb überwachsen, an einem festen Thurm gegen Unterlimpurg

und Brestenfels herunter sah. „Was thut der Bemberger?“ fuhr der Jäger höhnisch lächelnd fort. „Der mahnet seine Knappen und bewaffnete Bauern auf, und ruft einigen Forstknechten des Markgrafen von Anspach, seines Nachbars, und ohne lange einen Absagebrief abzusenden, zieht er gestern nach Reinsberg, und treibt den Comburgischen Bauern und Hintersassen die Kühe von der Waide weg. Die Bauern aber liefen mit Dreschflegeln und Heugabeln den Bembergischen nach, schrieen: Feuerjo! und auf diesen Lärmen kamen ihnen die hallischen Bauern mit Spießen und Stangen zu Hilfe. Bei Ilshofen holten sie die Bemberger ein, nahmen ihnen das Vieh ab, und führten Einundzwanzig von ihren Feinden gefangen gen Hall!“

„Das gibt eine langwierige Geschichte!“ — sprach der Schenk — „bis diese Sache wieder ausgetragen wird. Doch ich stehe gut mit dem Städtemeister, und will für den Bemberger schon ein Wort einlegen!“ — „Wenn Ihr nur nicht zu spät kommt!“ — meinte der Jäger und fuhr mit der Hand durch die struppigen Haare — „denn die hallischen Bauern und auch die Bürger der Stadt sind wie toll vor Wuth und schreien laut auf den Straßen: ‚lebendig komme Keiner von diesem Raubgesindel mehr aus den Thoren, sie müssen alle‘ — er machte ein Zeichen in die Luft — hier heißt es nicht: die Nürnberger hängen Keinen, sie haben ihn denn zuvor, denn die Haller haben ihre Leute.“

„Jörg! sattle mir den Fuchsen!“ — rief jetzt der Schenk — „wenn es so aussieht, will ich mich gleich auf den Weg machen.“ — Nach wenigen Augenblicken ritt der Schenk die Kochersteige hinunter und trabte Hall zu.

Des andern Tages war die ganze Stadt auf den Beinen. Der Schenk war zu spät gekommen; auf das Andrängen der

Bürgerschaft war vom hohen Rath bereits der Spruch gefällt worden, daß die Bembergischen nicht in ehrlichem Strauß und nach Vorausgang eines Absage- und Kündebriefes, sondern wie Wegelagerer und Räuber eingefallen wären und den Landfrieden gestört hätten, darum sie auch als Räuber sollten behandelt und gehangen werden. Selbst die Städtemeisterin, hinter die sich der Schenk gesteckt hatte, vermochte nichts mehr über ihren Gemahl — das Loos der Gefangenen war entschieden!

Schon um acht Uhr Morgens war ganz Hall auf dem Marktplatz zusammengeströmt, wo die Stadtknechte in Wehr und Waffen einen dichten Kreis um die gefangenen Reitersbuben, Forstknechte und Bauern geschlossen hatten. Noch einmal ließ der Syndikus Einen um den Andern vortreten, ob nicht ein Unschuldiger darunter sein möchte. Als nun auch an einen rußigen Schmiedsjungen die Reihe kam, fragte der Städtemeister diesen, wie er heiße? „Ich heiße Hans!“ entgegnete das sechszehnjährige Bürschlein und streckte sich hoch auf den Absätzen seiner Bundschuhe. Lächelnd fuhr der Städtemeister fort und betrachtete ihn vom Kopfe bis zu den Zehen: „wenn Du Hänslein hießest, wollten wir Dich wohl ziehen lassen an Deinen Ambos; dieweil Du aber Hans heißest, so mußt Du mit den andern Burschen dahinfahren!“ Ein schallendes Gelächter erhob sich unter den Bauern und Bürgern der Stadt, und alsbald trat ein Priester unter die Gefangenen und winkte den Stadtknechten, daß man die Verurtheilten ihm nach die Staffeln der St. Michaelskirche hinaufführe, um ihnen die letzte Beichte abzunehmen und die Absolution zu ertheilen.

Nach einer Stunde begann das Armesünderglöcklein anzuschlagen, und aus der Kirche bewegte sich, umdrängt von dem Volke, der Zug die Gelbinger Gasse entlang. Als das Glöcklein verstummte, hingen die Einundzwanzig draußen vor

dem Thor, und die Volksmenge verlief sich allmälig wieder in ihre Häuser und in die Gaststuben. Auch der Kürschnermeister Gräter saß nach dem Todesgange der Gefangenen mit andern Bürgern in der Herberge zu den drei Königen, und alles Gespräch drehte sich noch um die gerechte Strafe der Wegelagerer und die Gewaltthat des landsässigen Adels.

„Was wollt Ihr sagen?“ nahm der hereingetretene Sieder Senft das Wort und stieß den Stuhl, den er so eben erfaßt hatte, um Platz zu nehmen, mit furchtbarer Gewalt auf den Boden — „sollte man nicht Kocher auf und Kocher ab ziehen mit der Haller Mannschaft und das Gezüchte des Adels in seinen Nestern verbrennen? O! wenn ich an meine Rosine denke — jetzt sind's acht Wochen, und noch habe ich keine Spur von ihr — mich soll der Böse reiten, wenn sie nicht so ein Raubvogel in seinen Krallen hat, denn die adeligen Herren guckten sich ja die Augen aus, wenn sie unter dem Fenster einer Herberge hier lagen und des Sieders Senften Tochter vorüberging — aber, bei Gott! wenn mein Kind wirklich in solche Krallen gefallen ist, und ich wüßte, wo so ein geiler Ritter sie versteckt hielte — mit diesen meinen Fäusten riße ich seine dickften Thürme ein und grübe mich in seine Burgverließe, bis ich mein Kind wieder hätte — den Teufel selbst aber schmiße ich in meine Salzpfanne und ließ ihn langsam zu Tode sieden!“

„Der Senft hat Recht,“ riefen Alle und schlugen auf den Tisch. — „Die Adelsleute sollten alle mit einander vertilgt werden.“ — „Einer ist schon wieder halb reif!“ — lächelte geheimnißvoll ein bucklichter Schreiber, der in der Ecke saß — „aber man darf nicht aus der Schule schwatzen!“ — „Herr Augustin!“ — flüsterte Gräter — „ich weiß, worauf Ihr anspielt; mit dem Stetten, munkelt man, sei Etwas zu Boden

geschlagen — hm! hm! Bin gerade kein Freund vom Adel, aber um den sollte es mir leid thun — wer weiß, was dahinter steckt?"

Der Schreiber zuckte mit den Achseln: "mag sein, daß die Weiber am meisten Holz hinzugetragen haben zu dem Feuerlein, das immer höher und höher schlägt." — „Was ist's mit dem Stetten?" — fuhr der Senft barsch heraus — „was munkelt man? Herr Augustin, Ihr habt Bürger vor Euch, die das Maul zu halten wissen!"

Herr Augustin blinzelte mit den Augen und regte sich nicht; da nahm Gräter den Sieder am Arme und sprach: „ich kann's zwar noch nicht recht glauben, aber 's ist so, seit Kurzem geht Etwas vor auf dem Rathhause. — Ihr wißt, wie der Stetten steht, daß es nicht vornen und nicht hinten zureichen will — die Juden haben ihm bös mitgespielt mit wucherischen Zinsen; er soll nun schon zweimal in Neuenstein gewesen sein beim Hohenloher Grafen, um sein Schlößlein Sanzenbach hinter dem Rücken des Rathes zu verkaufen, also gegen Eid und Gelübde, wie er es angetreten hat." — „Das wäre Hochverrath" — brummte der Senft — „und ist er schuldig, dann mag er's mit dem Kopfe büßen; und wenn der ganze Adel für ihn einstünde, so ließen wir Haller es uns nicht gefallen!"

„Mit Fug und Recht!" — fuhr Gräter fort — „aber ich glaube noch nicht daran — denkt an mich! man will ihm eine Suppe einbrocken. Ihr wißt ja die Geschichte, die sich mit der Städtemeisterin in der Michaeliskirche zugetragen hat. Ein Weib ist ein Drache, und hat Otternzähne, wie der weise Sirach sagt!" — „Wohl möglich!" — meinte der Sieder — „und unter dem Schlepp der eitlen Städtemeisterin ringelt sich ein schillerndes Schlangenschwänzlein, das weiß die ganze

Stadt. Ich muß allemal lachen, wenn der gelehrte Syndikus sagt: das Weib sei das Meisterstück des Himmels; ja, wenn es nicht das Meisterstück des Teufels wäre!" — „Sagt, was Ihr wollt" — rief an einem andern Tische ein Metzgermeister — „es war nicht klug, daß man die Anspacher Reitersbuben mit aufgehenkt hat, denn mit dem Markgrafen Albrecht ist nicht zu spaßen, und wer hat am meisten darunter zu leiden, als Unsereins, das draußen herum in den fremden Herrschaften seinem Geschäft nachgehen muß? Gebt Acht, daß wir uns an dem Feuerlein, das wir angezündet, nicht die Finger verbrennen, denn mit diesem Albrecht, den sie wegen seines kriegerischen Wesens den deutschen Achilles heißen, kriegen wir böse Späne und dürfen am Ende die Zeche bezahlen!" — „Meister Honold hat nicht Unrecht" — stimmte ein dürres Schneiderlein zu — „es kann böse Händel geben — ich spreche nicht wegen der Kundschaft, die ich beim Adel habe, aber es wäre noch Zeit genug gewesen, die Markgräfischen aufzuhenken, wenn der Markgraf keinen Zug hätte thun wollen."

„Wie steht es denn, Herr Augustin?" — sprach dazwischen halblaut der Sieder — „soll es denn wirklich mit dem Stetten ernstlich gemeint sein, und liegen denn gründliche Beweise vor, die gegen ihn sprechen?" — „Ich bin des Rathes Schreiber," — entgegnete der Angeredete — „ich weiß Etwas und weiß auch Nichts — nur so viel möchte ich sagen, daß er Werg an der Kunkel hat. — Wer's angelegt?" — er zuckte dabei mit den Achseln — „das will ich nicht wissen." — „O!" — sprach Gräter — „in Eure Protokolle läßt sich viel schreiben hinter verschlossenen Thüren. Mein' Seel'! seit man nicht mehr öffentlich vor der ganzen Bürgerschaft zu Rathe sitzt über die, so auf Leben und Tod angeklagt sind, mag Manches mitunterlaufen, was gegen Recht und Billigkeit ist."

„Dann“ — rief der Sieder — „müssen die Kinder die Schuld der Väter büßen! Wer ist es gewesen, als der alte Stetten, der Vater dieses Hans, der keine Ruhe hatte, bis er es dahin brachte bei seinen Collegen, daß ein ehrbarer Rath zu Hall fortan bei verschlossenen Thüren über das Blut richten solle? Nun mag sein Sohn, wenn ihm gewisse Leute nicht grün sind, der Erste sein, der also abgeurtheilt wird!“

„Nachbar!“ — sprach Gräter zu Senft — „so wahr der Kocher hier durch die Brücke hinabrollt das Thal — und so wenig es möglich ist, daß er nach Comburg hinauffließt, so wenig haben sie eine gerechte Sache an den Stetten! Niemand anders ist es, als die Städtemeisterin, die ihm Haß bis auf den Tod geschworen, und der Theurer — der hat schon lange ein Auge auf das Schlößlein Sanzenbach — er wandelt gegenwärtig so oft in das Haus des Städtemeisters, und mit dem Schenken von Limpurg weiß man auch, wo man dran ist wegen der Agathe — so wahr ich Gräter heiße — denkt an mich! Diese haben dem Stetten das Werg an die Kunkel gelegt und er soll es abspinnen!“

* * *

Acht Tage später zog mit dem Grauen des Tages ein Haufe Reisiger und Fußknechte in den Farben der Stadt Hall das Kocherthal herauf. In ihrer Mitte ritt Hans von Stetten auf einem magern Rößlein und ohne Waffen und Wehr. Er wechselte nur hier und da ein Wort mit dem Waibel, welcher die Reisigen befehligte und die mitleidigen Blicke des Letztern ließen nur zu deutlich errathen, daß Stetten ein Gefangener, der auf Tod und Leben angeklagt — wenn nicht schon abgeurtheilt war in geheimer Sitzung.

Ueberall, wo sie durchkamen, in Braunspach, Enslingen, Münkheim lief das Volk zusammen und fragte sich staunend,

was das wohl zu bedeuten und warum der brave Hans von Stetten, Bürger zu Hall, mit dem reisigen Zeug abgeholt würde?

Auch in Hall lief Alles zusammen bei dem unerwarteten Einritt und nur Wenige wußten von dem Gerüchte, daß Stetten peinlich angeklagt sei und heimliche Sitzungen über ihn gehalten werden.

Ruhig und gefaßt blickte Stetten um sich und nickte freundlich lächelnd den Bürgern zu, welche stumm ihn grüßten. Nur als er an des Städtemeisters Haus vorüber ritt, streifte er mit einem verstohlenen Blick hinauf und wurde leichenblaß, als er die Städtemeisterin allein hinter dem Fenster erblickte und den schadenfrohen, höllischen Blick auf ihn schießen sah. Agathe ließ sich nicht sehen — Ach! was durfte sie auch sich blicken lassen — gewiß hatte sie sich in ihr Gemach verborgen, um ihren Jammer in Thränen auszupressen.

Ach! er wußte nicht, daß das treue Mägdlein in diesem Augenblicke ganz wo anders herumirrte, um ihn zu retten — daß sie in der Mitternacht schon heimlich das Haus verlassen, um nach Burg Stetten zu eilen, getrieben von der Todesangst um ihren Geliebten.

Alles, Alles wollte sie ihm mittheilen, was sie erlauscht, während ihr Vater bei einer nächtlichen Sitzung verweilte — wie ihre Mutter triumphirend in ihrem Schlafgemache auf- und abging und ihre geheimsten Gedanken und Anschläge im Ueberwallen ihres Rachegefühls ausgestoßen: er muß dem Schwert des Henkers verfallen sein — Alles ist auf's Beste angelegt — die falschen Papiere und Siegel des Verkaufbriefes über das Schlößlein Sanzenbach an den hohenlohischen Grafen — sie zeugen gegen ihn — Herr von Stetten! jetzt erfahret, wie ein Weib, eine Städtemeisterin sich rächt!

Sie hatte erlauscht, als ihr Vater von der nächtlichen

Sitzung zurückkehrte, und von ihrer Mutter heftig in's Zimmer gezogen worden mit der Frage: wie steht es mit Stetten? wie ihr Vater, der von seinem Weibe durch falsche Papiere Betrogene — mit einem tiefen Seufzer die Worte ausstieß: Verurtheilt zum Schwert! und wie ein geller Freudenruf durch's Gemach schütterte.

Sie hatte erlauscht, wie noch in dieser Nacht der Verurtheilte solle abgeholt werden von seiner Burg Stetten.

„Barmherziger Himmel!“ pochte ihre Brust — „ich muß ihn retten,“ und wie sie stand und ging, eilte sie aus dem Hause hinaus in die dunkle Nacht und flog wie ein gehetztes Reh das Kocherthal hinab. Sie sah, sie hörte nichts, die Schrecken der Nacht wogten spurlos an ihr vorüber — denn nur Rettung — Rettung war es, was der einzige Pulsschlag ihres Bewußtseins war.

---

Indessen war Stetten an ihrem Hause vorübergezogen und wie eine Lawine schwoll der Volkshaufen an, der sich den Reisigen anschloß. Tausend Seufzer, tausend Fragen und Ausrufe des Erstaunens durchkreuzten sich aus dem Munde von Weibern und Männern. Nur eine Stimme drang kräftig durch das wirre Gesumme, als der Zug auf den Marktplatz einbog. Es war Gräter, der seine Pelzmütze hoch in die Lüfte schwang, als sein Blick dem von Stetten begegnete und ihm zurief: „So ist's denn wahr? gerechter Himmel! daß Ihr dem Blutbann sollt verfallen sein und dem peinlichen Gerichte? Gott schütze Euch vor einem voreiligen Spruch Eurer Richter — denn, was man gegen Euch zeuget — meinen Kopf wollte ich verwetten — ist ein zweifelhaft Ding!“

„Laßt Euren Vorwitz!“ rief mit strafendem Blicke der Waibel — „und bändigt Eurer Zunge Lauf — denn es ge-

bührt dem Bürger nicht, auf offener Straße sich einzumischen in Sachen des Gerichts — sonst müßte ich als Diener der Gerechtigkeit Euch alsogleich zur Haft bringen!"

„Der schwatzt, was seines nothgedrungenen Amtes ist," brummte ihm unwillig Gräter nach. —

Indessen hatte der Zug vor dem Rathhause Halt gemacht, Stetten war abgestiegen und in das Thor eingetreten, um das sich das Volk drängte und kaum von den Reisigen zurückgehalten werden konnte, denn die Worte Gräters hatten gezündet und ein unwilliges Murmeln lief durch die ganze Menge.

Doch während aus allen Gassen neue Schaaren zuströmten, wirbelten Trommeln und zwei Fähnlein städtischer Knechte mit Spießen und Hellebarden zogen in geschlossenen Rotten aus der obern Herrengasse heraus, drängten das Volk auseinander und besetzten den Marktplatz. In ihrer Mitte schritt der Scharfrichter in rothem Mantel, unter welchem hervor ein blinkendes Schwert blitzte, während zwei seiner Knechte einen schweren Block trugen und zwei Andere einen Korb mit Sand.

"Der Stetten wird enthauptet!" schrie Alles entsetzt auf — "und mit Recht!" brüllten einige Stimmen, „denn er ist ein Hochverräther an der freien Reichsstadt Hall!"

"So soll man öffentlich mit den Zünften über ihr Recht sprechen!" schrieen Andere — "nicht bei verschlossenen Thüren, wo nur die Patrizier sitzen!"

"Ihr dummen Schreier!" entgegneten Andere — "wollt Ihr dem Adel ein Vorrecht lassen und soll nur der Bürger im Geheimen abgeurtheilt werden? Hier in der freien Reichsstadt gilt dem Einen, was dem Andern, und der alte Stetten hat uns dieses Kukuksei in das Nest gelegt mit dem heimlichen Gericht — drum ist's recht, daß sein eigener Sohn es zuerst ausbrüten muß!"

„Seht dort! Der Pfarrherr G i c k e n b a c h schreitet durch die Reisigen nach dem Rathhausthor; der muß ihm die Absolution geben — jetzt ist's nimmer anders!“ — seufzte die Hirschwirthin — „ach, der unglückliche Herr! Gott sei seiner Seele gnädig! Wer hätte das je gedacht, daß er ein solches Ende nähme?“ — „Mein' Seel'!“ — rief die tiefe Baßstimme eines siebenschuhigen Mannes — es war der Sieder Senft, der über Alle hinausragte, die vor ihm standen — „mein' Seel'! es wird Ernst, des Meisters Knechte richten den Block zurecht am Brunnen drüben und streuen den Sand auf den Boden!“

Jetzt schlug das Armesünderglöcklein an, und seine schrillenden Töne drangen Allen durch Mark und Bein. Bei den ersten Schlägen trat Stetten aus dem hohen Thorgange mit dem Pfarrherrn Gickenbach heraus. Alles fuhr zusammen, wie er hoch und mannhaft daher schritt und sein Auge frei und offen rings herumschweifen ließ. Nur ein bitteres Lächeln umschwebte seinen Mund, als wollte er sagen: womit habe ich das an der Stadt Hall verdient, daß ich hier als Missethäter mein Haupt in den Staub legen soll? Als er vor dem Blocke angekommen war, knieete er nieder und ließ sich von seinem Beichtiger noch einmal den Segen geben. Auf der Rathhaus-Altane aber erschien der Syndikus mit einer Papierrolle, und nach einem kurzen Trommelwirbel verkündete er laut: „Kund und zu wissen den ehrsamen Bürgern der freien Reichsstadt Hall, daß der Junker Hans v. Stetten, seßhaft auf der Burg Stetten, und Bürger dieser Stadt, seinen Eid gebrochen. Mit seiner eigenen Handschrift und Sigill ist er überwiesen, daß er sein Schlößlein S a n z e n b a c h heimlich und ohne Wissen des Rathes dem Grafen zu Hohenlohe, der unser fortwährender Feind und Gegner in Hoheits- und Forstrechten ist, hat wollen zu kaufen geben. Darum ist der Spruch des hohen Rathes,

daß derselbe zur Stunde soll mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden. Gott sei seiner armen Seele gnädig!“

Athemlos hatte Alles dem Urtheilsspruche zugehört, indessen Stetten noch knieend vor dem Beichtvater lag, dem selbst die hellen Thränen über die Wangen rollten. Vor dem Unglücklichen stand der fürchterliche Block, und daneben der Henker mit zurückgeworfenem Mantel und aufgestülpten Armen. Er befühlte sein Schwert, ob es auch scharf wäre, damit der Hieb rasch und sicher geschehen könne.

Hell war in diesem Augenblicke die Sonne durch dichte Wolkenschichten hervorgebrochen. Sie umschimmerte die blonden Locken Stettens, aber ihre Strahlen brachen sich noch heller in dem Richtschwerte, das seinen blitzenden Schein auf den Kreis umher warf. Jetzt trat ein Henkersknecht zu dem Verurtheilten heran, nahm ihm den Mantel von den Schultern und schnitt ihm die schönen Haare ab. Darauf näherte sich ein zweiter und wollte ihm ein schwarzes Tuch um die Augen binden. Doch Stetten wehrte es ab — diese letzte Schmach duldete sein stolzes Auge nicht. „Nein!“ — rief er dem Henker zu — „die Binde vor die Stirne der verläumderischen Brut, damit sie sich schütze vor dem Dolchblicke der Verachtung, die über kurz oder lange aus dem Blicke jedes ehrlichen Mannes ihr entgegen blitzen wird!“ — — Noch einmal richtete er sein großes blaues Auge zum Himmel auf, — dann bog er das Haupt auf den Block und rief: „Henker! schlag zu!“ In demselben Augenblicke fiel auch der Streich, es rollte das Haupt in den Sand und der blutige Rumpf zuckte und rang den letzten Kampf, während die Seele sich in das bessere Jenseits schwang.

Alles hatte vor Schauer den Athem an sich gehalten, und

ein kalter Streich zuckte durch die Brust eines Jeden, als der Todesstreich niederfuhr. — Niemand hatte das Drängen und die Unruhe bemerkt, die am Eingange der Gelbinger Gasse in diesem verhängnißvollen Augenblicke entstand. Erst, als das Haupt gefallen war, folgte ein Schrei dem grausen Schlage. Es war ein Wahnsinnsschrei, der entsetzlich über den ganzen Marktplatz gellte und allen Anwesenden durch Mark und Bein fuhr, von dem Jedermann aus Mitleid wünschte, er möchte der erste und letzte sein!

Der Schrei kam aus Agathens Brust, die bleich, mit fliegenden Haaren, zerrissenem Gewand, die Füße bloß und blutend, durch den Ring der städtischen Knechte hereinstürzte und dann plötzlich vor der Leiche Stettens stille stand. Mit weit geöffnetem Auge starrte sie auf den Enthaupteten. Der gläserne Blick des dunkeln Augensternes zeugte, daß ihr Blut zu Eis geronnen war. Nur dann und wann tropfte langsam eine heiße und dichte Thräne von den langen dunkeln Wimpern herab. Sie wollte sprechen, aber die schwachen Töne erstickten ihr in der Kehle, und doch schien ihr ganzes Herz in dem leisen, hohlen Gestöhne hervorbrechen zu wollen. Endlich brach sie wieder in einen langen, gräßlichen Schrei aus, dann sank sie zusammen, wie ein Marmorbild, das von seinem Fußgestelle herabstürzt. Doch plötzlich fuhr sie wieder auf und blickte verzweifelt umher, als frage sie, ob sie noch lebe, ob es Menschen seien, die um sie stehen, oder Teufel. Dann schrie sie: „unschuldig! unschuldig!“ und warf sich auf den entseelten blutigen Rumpf.

Alles stand regungslos, selbst der Pfarrherr Gickenbach vermochte bei dieser Scene kein Glied zu rühren. Nur langsam begann das Blut in den Adern der Umstehenden wieder zu kreisen, und man eilte herbei, die Ohnmächtige aufzuheben,

während mit lautem Weherufe der Städtemeister zum Rathhausthore herausstürzte.

Ach! Agathe war zu spät gekommen — sie konnte ihn nicht mehr retten, ihn, welcher der Rache ihrer Mutter verfallen war. Ohne einen Weg zu kennen, war sie das Kocherthal in dunkler Nacht hinuntergeflogen, immer dem Flusse folgend, ohne Weg und Steg. Unwissend, auf welcher Seite des Kochers Burg Stetten liege, hatte sie die Münkheimer Brücke überschritten und war auf dem linken Ufer des Flusses fortgerannt durch Busch und Hecken — nur das Rauschen der Wellen war ihr Führer. Endlich, endlich, als sie hoch droben die dunkeln Umrisse eines Schlosses erblickte, um dessen Mauern sich ein kleines Wäldchen schmiegte, während am Fuße des Berges ein Dorf aus dem nächtlichen Schatten sich erhob — da erst fand sie, daß der Kocher sie von ihrem Ziele trenne. Rathlos rannte sie auf und ab, aber da, wo sie durch's Weidengebüsch sich an den Zweigen hinabließ, um den Fluß zu überschreiten, war das Wasser zu tief und die Strömung drohte sie fortzureißen.

Eine fürchterliche Stunde verging mit vergeblichen Versuchen; jetzt hörte sie drüben Hufschlag, dessen Schall sich an den Bergen brach. Es waren die Haller Reisigen, um Stetten wegzuführen. Ach! und sie war so nahe und konnte ihm keine Hilfe bringen. Sie vernahm den Klang der Hufeisen, als die Reiter langsam die Burgsteige hinaufritten, sie hörte sie nach einer halben Stunde zurückkehren. Sie rief, sie schrie aus Leibeskräften: „Verrath! Verrath! sie wollen Dich zum Tode führen!“ Vergebens! Von Todesangst gefoltert, brach die Arme zusammen; sie wußte nicht, wie lange sie in der kühlen Nacht auf dem feuchten Wiesengrunde lag; aber als sie erwachte, da raffte sie sich wieder auf; sie mußte ja nach Hall

zurück, mußte noch vor den Reisigen auf das Rathhaus eilen und öffentlich verkünden, daß hier Verrath im Spiele, daß die Urkunden gefälscht seien; aber sie kam zu spät — ein einziger Augenblick legte sich als Abgrund zwischen Leben und Tod.

* * *

Während Alles in höchster Aufregung die Reihen der Landsknechte durchbrach, die Weiber und Jungfrauen zeterten und die Nächsten um Agathe sie in das Eckhaus am Markte trugen, der Henker aber mit seinen Knechten von dem Volke zurückgedrängt wurde, als er den Leichnam Stettens auf einen Karren laden wollte — erhob sich ein neues Getümmel die obere Herrengasse hervor. „Des Senften Rosine!“ schrieen die Hintersten — „des Senften Rosine! Sie hat sich nicht ertränkt im Kocher! Da kommt sie — sie ist aus der Limpurg entsprungen! Der Schenk hat sie eingesperrt gehalten!“ Fast Alles wandte sich bei diesem Rufe den Ankommenden entgegen, hinter welchen wirklich Rosine mit aufgehobenen Armen daher eilte, das Gesicht todesblaß und die Augen wild rollend.

„Rache! Hilfe!“ schrie sie und blickte fortwährend um sich, als traue sie ihren Augen nicht, ob sie schon sicher sei und nicht von Verfolgern gehetzt werde. „Rache an dem Räuber und seinen schurkischen Gesellen!“ schrie sie fort und fort, bis sie ihrem Vater heulend in die Arme sank, der aus dem dichtesten Gewühle auf sie zustürzte und sie an seine Brust drückte. Umwogt von Weibern und Jungfrauen, von Männern und Burschen, stand sie da, das Gesicht in das Kleid ihres Vaters verhüllend, und nur zuweilen schluchzte sie auf: „O, Gott sei Dank, und alle Heiligen seien gepriesen, daß ich der Mörderhöhle entronnen bin! Geraubt haben sie mich, zwei geschwärzte

Gesellen, im Krautgärtlein draußen, die Augen mir verbunden, und fort ging es, ich wußte nicht wohin — weit, weit! Dann fühlte ich, daß es bergan mit mir gehe, und als mir endlich die Binde von den Augen genommen wurde, befand ich mich in einem kleinen Gemache. Der Schenk ist der Räuber, er hat mir Gewalt angethan. — Rache! Rache!"

Wie ein grimmiger Löwe trug der riesige Siedermeister unter dem stürmischen Geschrei des Volkes seine Tochter nach Hause und stürzte im nächsten Augenblicke mit einer Hellebarde wieder heraus. "Auf nach Limpurg!" schrie er, — "Tod dem verfluchten Räuber!" und wie Meereswogen drängten Hunderte von Männern und ledigen Gesellen, von Weibern und Mägdlein sich ihm nach.

Indessen war der Schenk vom Schloß Limpurg sammt einigen Knechten mit Armbrust und Hellebarden herabgezogen, denn vor wenigen Stunden hatte er einige Hallische Bürger auf der Jagd am Einkorn getroffen, und mit ihnen angebunden wegen des Wildbannes. Aber sie hatten ihm in's Gesicht gelacht und zugerufen: "wo Ihr nicht schön wollt nach Hause reiten, da schießen wir Euch unter die Gurten, daß Ihr es gerne besser hättet!" Wie damals mit dem Senft, wagte er es nicht, mit seinen zwei Jagdknechten gegen die überlegene Zahl der Haller vom Zeug zu ziehen. Darum ritt er eiligst nach Limpurg zurück, rief einem Dutzend seiner Knechte und gedachte die heimkehrenden Haller weidlich durchzuwalken, wenn sie von Steinbach her zum untern Limpurger Thore hinein wollten. Aber er kam fast zu spät, als er auf die Straße am Kocher herabsprengte. Seine Gegner hatten beinahe das Thor erreicht. Jetzt galt es, sie noch einzuholen, und er jagte ihnen, was nur die Rosse laufen konnten, nach bis unter das Thor. "Verfluchte Schneider und Bürstenmacher!" — schrie er und

wetterte mit dem Kolben seiner Armbrust noch auf die Letzten ein; »ich will euch die Jagd gesegnen und den Wildbann einbläuen, damit ihr ein andermal wisset, wo mein Jagdgehege anhebt!« Damit schlug er nebst seinen zwei berittenen Knechten, die ihm folgen konnten, auf die Bürger los, und als der Thorwart nach der Hellebarde griff, um den Stadtbann zu vertheidigen, da schlugen ihm die Knechte die Wehr aus der Hand und ließen die Hiebe hageldicht auf ihn fallen.

Voll Schrecken entliefen die Haller mit blauen Augen und Beulen an den Köpfen; aber sie hatten noch keine zweihundert Schritte zurückgelegt, da stürmte ihnen der Sieder entgegen mit dem brüllenden Rufe: »Nach Limpurg! Holla! Ihr Bursche, was habt Ihr so eilig zu laufen? wer ist hinter Euch? Umgekehrt, es geht nach Limpurg! ich will den Schenken fangen und ihn in meinen Salzkessel werfen — den Räuber meiner Rosine!« Erstaunt wandten sich die Flüchtlinge um und entgegneten: »nun wollen wir ihm die Laibe heimgeben, dem hochmüthigen und gewaltthätigen Junker! schnell, schnell! er ist da, ist bis unter's Thor geritten, uns zu verfolgen!«

Noch hielt der Schenk fluchend unter dem Thore; als er aber den Sieder von weitem sah und seine Löwenstimme: »Schurke! Kindsräuber! wir kommen, Dir den Lohn zu geben!" ihm in das Ohr schallte, da wandte er flugs und sprengte mit den Seinigen nach dem festen Zollhause Brestenfels, und ließ das Thorgatter vorwerfen, während seine Knechte auf den Thurm liefen und mit ihren Armbrüsten sich hinter die Schießscharten stellten. Wie sehr auch der Sieder tobte — es war umsonst — in dem festen Hause Brestenfels spotteten die Limpurger seiner ohnmächtigen Wuth. Desto heftiger fluchte und schimpfte der Sieder. Der Schenk aber lachte oben heraus: »seid Ihr toll geworden, Meister Senft? Bin ich der Schutz-

engel Eurer Rosine, die Ihr vermisset? streifen nicht Zigeuner umher, die einen Affen können gefressen haben an Eurem siebenschuhigen Kinde?« Als er aber hörte, daß sie vor einer halben Stunde in Hall angekommen und mitten unter das Volk gestürzt sei, nachdem Hans von Stetten kaum enthauptet war und Agathe halb wahnsinnig sich über dessen Leichnam geworfen hatte, — da wurde es ihm anders zu Muthe und er floh auf sein Schloß Limpurg, befahl jedoch zuvor seinen Knechten, nicht aus Brestenfels zu weichen und jeden Angriff mannhaft abzuschlagen.

Umsonst zerbrach er sich den Kopf, wie Rosine könnte aus dem festen Käfig entflohen sein, und zwar erst vor kurzer Zeit, wo er selbst noch flüchtig in der Burg eingesprochen, um seine Leute zur Verfolgung der Haller Bürschgänger aufzubieten. Das war ein harter Schlag, wenn er Alles rasch überdachte, was er drunten in Brestenfels vernommen hatte: — Rosine entflohen, Stetten enthauptet, und Agathe wahnsinnig über seinen Tod, auf öffentlichem Richtplatze sich auf dessen Leiche stürzend. Jetzt hatte die Freundschaft in des Städtemeisters Hause ein Ende, wenn Rosine wieder in Hall erschienen, wenn seine Gewaltthat entdeckt war, und mit dem Ende der Freundschaft der Städtemeisterin war die Feindschaft der Stadt erweckt, einer Stadt, die ihm wohl heiß machen konnte auf seiner Burg droben. Es blieb ihm nichts übrig, als sich mit dem Markgrafen von Anspach zu verbünden, der bereits von den Bemberger und Vellberger Herren gegen Hall in Harnisch gejagt worden war, wie der Metzger Mangold kürzlich wohlweislich geahnt hatte.

In Hall aber wogte das Volk, erschüttert von dem, was es erlebt hatte, immer noch umher und drängte sich um des Sieders Haus und vor der Wohnung des Städtemeisters,

während andere Haufen sich um den Sieder Senft sammelten und durch die Gassen schrieen: „Der Schenk hat den Landfrieden gebrochen und unsere Bürger unter dem Thor überfallen!“ Die Freunde des gemordeten Stetten aber trugen dessen Leichnam in die St. Jakobskapelle und ließen dort von dem Priester Gickenbach eine Seelenmesse für ihn halten.

Im Arm ihrer Mutter lehnte die sonst so blühende Rosine leichenblaß und mit tief eingeschnittenen Furchen ihrer Gefangenschaft und ihres Schicksals — und erzählte ihre wunderbare Rettung. An dem Morgen, als sie den Schenken durch ihr kleines Fensterchen hatte auf die Jagd reiten sehen, war sie von dem jungen Töchterchen des Schließers aus Mitleid aus ihrem engen Gemache herausgelassen worden, um, wie es schon einigemal geschehen, innerhalb des fest verschlossenen Thurmes frei auf und ab gehen zu können. Schon hundert Pläne hatte Rosine hin und her erwogen, um ihre Freiheit zu erlangen, aber alle zerrannen wie Schaum, und mit jedem Tage wurde sie hoffnungsloser. Ja, sie hätte sich gerne aus dem Thurme auf's Hofpflaster gestürzt, wenn ihre Kraft, die Gitter zu durchbrechen, so stark gewesen wäre, wie ihr Wille, denn den Tod hätte sie willkommen geheißen.

Auch heute wieder lief sie Treppe auf und ab, wie ein gefangener Vogel im Käfig von Stange zu Stange hüpft, an den Gittern pickt und mit den Flügeln schlägt. Da fand sie im untersten Raume in einer dunkeln Ecke eine morsche Thüre. Sie stieß sie auf, lehnte sie wieder an und tappte im Dunkeln dann einige zwanzig Schritte fort. Mit einem Male wich der hölzerne Boden unter ihr, sie stürzte einige Fuß tief hinunter, ohne sich jedoch zu verletzen, und als sie um sich fühlte, merkte sie, daß sie auf einer steinernen Treppe stehe und sich in einem gewölbten Gange befinde. „Wer weiß, ob dieser Gang nicht

vielleicht im Freien endet," dachte sie, und zu Allem entschlossen, und darum keine Gefahr mehr scheuend, stieg sie die Treppe hinab. Sie mochte schon eine halbe Stunde fort getappt und allmälig abwärts gestiegen sein, da vernahm sie von ferne ein Pochen und Klopfen, das durch den Gang in ihre Ohren drang. Jetzt schritt sie rascher vorwärts. Immer deutlicher und stärker ward der Schall. Endlich glaubte sie kaum noch einige Schritte davon entfernt zu sein, da schimmerte auch ein röthliches Licht und spielte schwach an die Decke des Ganges, wie ein langer dünner Strahl, der durch eine Ritze bricht. Noch wenige Schritte, und ihre ausgestreckten Arme faßten eine Thüre. Mit der Macht der Verzweiflung stieß sie daran, und im nächsten Augenblicke stand sie in einem kellerartigen Gewölbe und erblickte weiter vornen zwei Mägde mit einem Lichte, die eben mit einigen gefüllten Krügen eine Staffel hinaufgehen wollten. „Bin ich unter Menschen?" rief Rosine, auf sie zufliegend. „Jesus! Maria! Ein Gespenst!" schrieen die erschrockenen Mägde, ließen Licht und Krüge fallen und stürzten die Treppen hinauf. „Halt! halt!" rief Rosine, aber die Todesangst trieb die Mägde fort, und Rosine tappte ihnen im Dunkeln nach, um bald darauf in einem Hausgange zu stehen und von dort die Thüre zu gewinnen. Am Ausgange aber fand sie sich an der Ecke des Marktplatzes zu Hall *) und vor ihr schwärmte es mit Volkshaufen und Bewaffneten.

---

*) Dieser Gang von Limpurg nach Hall, der in dem Keller der jetzigen Sandel'schen Apotheke an der Ecke der Herrengasse endet, hat sich bis in die neueste Zeit erhalten, und Kinder, die in der zerstörten Burg Limpurg in denselben gerathen waren, kamen hier wieder an das Tageslicht.

* * *

Vergebens zogen neue Haufen gegen Brestenfels, um es zu erstürmen. Der Schenk hatte in der größten Eile seine Leute auf Limpurg aufgeboten und die Besatzung unten verstärkt, während er selbst, nur von Wenigen begleitet, sich auf's Roß warf und seinen Weg nach Crailsheim nahm, wo gerade der Markgraf von Anspach sich aufhielt, um ihn aufzustacheln, wegen der Hinrichtung seiner Reisigen Rache zu nehmen.

Ein blutiger Krieg entspann sich zwischen Hall und seinen Feinden, und viele Dörfer wurden auf beiden Seiten verbrannt, wobei der Schenk und die Vellberger Junker nicht die Letzten waren. Endlich wurden die Händel beigelegt, und die Haller mußten dem Markgrafen 6000 fl. Entschädigung herauszahlen, auch den Einundzwanzig, die sie gehenkt, einen Jahrtag zu Anhausen aufrichten, zu halten auf die Kirchweihe. Auch der Sohn des Hans v. Stetten klagte bei dem Kaiser und ließ die Sache seines Vaters untersuchen. Da dessen Unschuld befunden wurde, mußten die Haller ihm alle Jahre hundert Gulden Sühne entrichten. Agathen aber, nachdem sie sich von einem schweren Anfall von Wahnsinn erholt hatte, war das Herz gebrochen, und eine unheilbare Schwermuth legte sich auf ihr Gemüth. Sie wollte Nichts mehr von der Welt, und das zerrissene Gewand, getränkt von den Blutflecken Stettens, als sie über seinen Rumpf niedergesunken war, betrachtete sie täglich, wie ein Heiligthum. Nach kurzer Zeit bat sie ihre Eltern — während nie eine Klage des Vorwurfs gegen ihre rachsüchtige Mutter über ihren Mund kam — sie in's Kloster Gnadenthal zu bringen, wo sie nach wenigen Jahren am gebrochenen Herzen starb.

Während des Kriegs mit dem Adel befürchtete der städtische Rath, der Schenk möchte von seinem festen Hause

Brestenfels das Thor der Stadt unversehens gefährden und in diese einfallen. Darum ließen sie es zumauern und bauten dafür das Langenfelder Thor oberhalb der Michaelskirche.

Obgleich nun nach Beendigung der langen Fehde der Schenk vor dem Kaiser klagte, und die Oeffnung des alten Thores wieder verlangte, so richtete er doch Nichts aus, und der Kaiser fällte selbst den Spruch, „daß die von Hall solches Thor wieder zu öffnen nicht schuldig seien. Seine Söhne zu Hall vielmehr mögen ihre Thore alle zumauern, wenn es ihnen beliebe, und mit Leitern über die Mauern ein- und aussteigen — das könne ihnen Niemand wehren.“ Erst im Jahre 1540 — nachdem die Schenken ihr Schloß Limpurg sammt dem Flecken Unterlimpurg und dem Zoll um 40,000 fl. an Hall verkauft hatten, wurde das Limpurger Thor an Jakobi wieder geöffnet. Zuvor aber, schon gleich nach dem Kaufe, hat man zu Limpurg die hinfällige Mauer ausgebessert, und den Hof, darin ein 73 Klafter tiefer, bis zum Kocher hinunter in Felsen gehauener Ziehbrunnen sich befand, neu gepflastert, denn es war, wie die Chronisten melden, ein alt, zerrissen, grundlos Schloß ohne Einkommen, und diesen hohen Kaufpreis nicht werth, und nur darum so theuer erkauft worden, damit die ewigen Händel wegen des Zolls, des Wildbannes und der Hoheitsrechte aufhörten, die zuvor schon gegen 20,000 fl. Prozeßkosten verschlungen hatten.

Auch bei dem Kaufe noch hofften die Schenken die Stadt zu übervortheilen, denn Hall mußte ihnen 9000 Gulden baar geben, während sie hofften, der Kaiser werde den Kauf nicht genehmigen, und das Schloß der Stadt nicht zu Lehen geben, dann hätten sie ihr Eigenthum wieder und behielten auch das bereits erhaltene Geld. Aber der Städtemeister Schlez ritt

mit Martin Kunzelmann, dem Stadtschreiber, selbst nach Gent in den Niederlanden zu Kaiser Karl V. und bat ihn um das Lehen. Da nun dessen Kanzler Gronsfeld den Lehenbrief lange nicht ausstellte, so verzog es sich, bis der Kaiser bei seiner Durchreise durch Hall 1541 die Sache selbst mit dem Schenken, der jetzt zu Gaildorf wohnhaft war, bereinigte. Einige Wochen vor Ostern zog der Kaiser mit einem Gefolge von achthundert Pferden das Kocherthal herauf, um, von Gent kommend, nach Regensburg zu reiten. Auf die Kunde zogen ihm die Haller, ihrer vierzig Reiter, entgegen. Sie trugen schwarze Barette, und an dem einen Aermel ihrer Wämmser gelb und roth seidene Zierrathen eingestickt. Voran ritten der Altstädtemeister Conrad Büschler, Stadtschreiber Kunzelmann und Christoph Haas, ganz in Schwarz und Trauer gekleidet zu Ehren des Kaisers, der um diese Zeit seine Gemahlin verloren hatte und noch um sie Leid trug. Hinter ihnen folgte ein zweiter Büschler und ein Eselsperger, die Städtehauptleute, mit hohen Federbüschen auf den Helmen, und begleitet von Knappen. In Westernach hielten sie an, um den Kaiser zu empfangen. Als er nahte, stiegen sie ab und verneigten sich dreimal vor kaiserlicher Majestät, worauf der Stadtschreiber eine Anrede in lateinischer Sprache hielt und dem Kaiser den Schlüssel zum Landthurm übergab, als Zeichen, daß diese Landschaft des Kaisers Grund und Boden sei. Darauf baten sie den Kaiser, ihnen anzukünden, in welcher Art sie ihn begleiten sollten, während die Hohenloher Grafen, die bis daher zu Geleite ritten, sich vordrängten, um den Ehrenplatz zu behaupten. Aber der Kaiser winkte den Hohenlohern und sprach: »von hier möget Ihr nachfolgen, denn das Ehrengeleite voraus gebührt jetzt meinen Hallern, sintemal mit dem Landthurm reichsstädtisches Gebiet anhebet.«

Auf's neue setzte sich nun der Zug in Bewegung, bis vor's Gelbinger Thor. Daselbst stand vor einer Schaar stattlich gewappneter Bürger der Städtemeister Schlez und der Rath. Die zwei ältesten Rathsherren übergaben dem Kaiser den Schlüssel zur Stadt, worauf derselbe dem Städtemeister die Hand drückte und ihm den Schlüssel zurückgab. Darauf traten vier Verordnete hervor in Mänteln mit Marderpelz besetzt, zwei des innern und zwei des äußern Raths, die trugen einen schwarzen Damasthimmel, darin ein goldener Adler gestickt war. Unter dem Schatten desselben — die Herolde des Kaisers und viele Trompeter voran, die Trompeten mit Flor umwunden, ohne zu blasen — ritt der Kaiser in die Stadt, während alle Glocken zu läuten begannen. Der Kaiser trug einen schlichten schwarzen Rock und schwarzen spanischen Filzhut, ohne allen weiteren Prunk, das goldene Vließ ausgenommen, das auf seiner Brust prangte. Bei des Städtemeisters Büschlers Haus stieg der Kaiser ab, um allda sein Nachtquartier zu nehmen, und lächelte freudig zum Fenster heraus, als die Fischer ihm einige Züber mit Hechten und Karpfen vor das Haus trugen, während der Rath ihm eine goldene Schüssel, mit Dukaten gefüllt, überbrachte.

Des andern Tages ließ der Kaiser den Rath und die ganze Bürgerschaft auf dem Marktplatze zur Huldigung versammeln, und damit von des Städtemeisters Haus der Kaiser und seine Räthe eine bequemere Aussicht hätten, so wurden zwei Fenster ausgebrochen, an deren einem der Kaiser, an dem andern sein deutscher Kanzler den Platz einnahm. Da nun eines der Fenster dem, welcher es ausheben wollte, zu schwer war, griff der Kaiser selbst zu, damit jenem das Fenster nicht entfalle, worüber sich Alles wunderte. Nach der Huldigung setzte sich der Kaiser wieder zu Pferde, bot vor seinem Quartier

noch dem Hauswirth und Etlichen des Raths die Hand und ritt dann unter dem Geleite der Haller nach Crailsheim. In Lorenzenzimmern verabschiedeten sich die Haller, und der Markgraf von Anspach empfing ihn mit einem prächtigen Schlitten, der mit sechs kostbaren Schecken bespannt war, die er dem Kaiser zum Geschenk machte.

* * *

Nach dem Abschiede aus dem Vaterhause und dem bald darauf erfolgten Tode der unglücklichen Agathe war aller Frieden aus dem sonst so glücklichen Hause des Städtemeisters gewichen, und als Frau Gutta, gepeinigt von den Furien des Gewissens, ihrem Eheherrn ein offenes Geständniß ihrer Praktiken, in Folge deren Hans v. Stetten unschuldig hingerichtet wurde, ablegte, trennte er sich voll Abscheu von der langjährigen Gefährtin; von da an lebte er einsam und verlassen, bis ihn in wenigen Monden der Tod mit dem geliebten Kinde vereinigte.

Frau Gutta überlebte die Ihrigen viele Jahre; gingen die Tage auch erträglich vorüber, so waren dagegen die Schrecken der Nächte entsetzlicher Natur, denn in jeder Nacht glaubte sie den Schatten des Hingerichteten zu erblicken, der komme, um für die durch sie veranlaßte Blutschuld Sühne zu fordern. So trieb es die Schuldige viele Jahre und war in Folge dieser nächtlichen Visionen zu einem Schreckbilde des bösen Gewissens, zu einem lebendigen Gespenste geworden, so daß sich ihr Beichtherr veranlaßt sah, die Kirchengemeinde zu Gebeten für die Auflösung der Unseligen aufzufordern, bis sie im 88. Lebensjahre sich — an der Barmherzigkeit Gottes verzweifelnd — zum Fenster hinausstürzte und so ihrem schuldbefleckten Dasein ein freiwilliges Ziel setzte.

# Die Bauern in Mergentheim.

## Eine Erzählung aus dem Bauernkriege

von

**O. F. H. Schönhuth.**

Der Monat April des Jahres 1525 war eine böse Zeit für die adeligen Burgen in dem schönen Tauberthale. Eine um die andere überfielen die von Rothenburg herziehenden aufständischen Bauernrotten, zu denen sich von überall her viele Gleichgesinnte gesellten, bis der Haufe an 5000 Köpfe zählte. Sowie diese sogenannten „Kistenfeger“ und „Seckelleerer“ da und dort einige Burgen geplündert und niedergebrannt hatten, zogen sie wieder weiter in ihrem redlichen Werke, „das Wort Gottes aufzurichten und zu kräftigen.“ Gemeiniglich wurden ihnen diese Eroberungen nicht schwer, denn meistentheils war Einverständniß und Verrath Gleichgesinnter dabei behilflich. So half bei der Plünderung des Ordenshauses in Mergentheim der Keller des Ordens selber mit; er verrieth den Bauern, was an Kostbarkeiten aller Art in dem Schlosse vorhanden war, trieb die Besatzung an, Pfosten und Fenster auszustoßen, und spendete für jeden ausgestoßenen Pfosten eine Flasche Wein. Denen, welche die Brustwehr an der Bastei abbrachen, sagte

er: „sie sollten nicht arbeiten, sie hätten denn eine volle Flasche Weines vor sich stehen.“ Als ihn aber ein Bürger zur Rede stellte, warum er das gute Steinwerk so jämmerlich zertrümmern lasse, antwortete er: „Du hast den Comthur und drei Domherrn im Leibe, die will ich mit dem Degen suchen!“ — Und gerade so, wie der Ordensburg zu Mergentheim, erging es auch dem benachbarten Neuenhaus. Auch dieses Schloß wurde den Bauern ohne allen Widerstand übergeben, denn die Besatzung war gut bäurisch gesinnt und half redlich mit, damit ja von der schönen Burg so wenig als möglich ganz bliebe, so daß der Schaden später auf mehr als 4000 Gulden (damals eine ungeheure Summe) angeschlagen wurde, ungerechnet, was an Wein und Früchten zu Grunde ging. Das ließen sich natürlich die wackeren Eroberer nicht nachsagen, daß sie Etwas — die Mühlsteine ausgenommen — hätten liegen lassen; sie wollten nicht umsonst „Kistenfeger“ und „Seckelleerer“ genannt sein.

Anders aber, als zu Mergentheim und Neuenhaus, ging es bei dem alten Schlosse Ober-Lauda, das eine Viertelstunde westlich von dem Städtchen gleichen Namens gelegen ist. Hier hausten nämlich keine Schälke, sondern drei ritterliche Männer, nämlich: Herr Philipp von Rieden, dessen Vorfahren seit uralter Zeit, nach Abgang derer von Lauda, die Burg gehörte, Junker Sigmund von Zobel und Herr Erasmus von Fechenbach. Die beiden Letztgenannten waren gerade auf Besuch bei ihrem Freunde, um einer Jagd auf den waldigen Höhen des linken Tauberufers beizuwohnen. Um jedoch die volle Wahrheit zu sagen: Junker Sigmund hatte noch andere Gründe seines Aufenthaltes auf Schloß Lauda. Er war Clotilden, des Burgherrn einzigem Schwesterlein, längst in redlicher Minne zugethan, und sie nicht minder ihm; die Sache war schon so weit gediehen, daß das liebende

Paar nur noch die eben eingetretene geschlossene Zeit abwarten wollte, um durch Priestershand auf ewig mit einander verbunden zu werden. Leider aber stellten sich jetzt noch andere Hindernisse, die nicht vorauszusehen gewesen waren, der Erfüllung des sehnlichsten Wunsches der Liebenden entgegen, und sie mußten die Stunde ihrer Vereinigung noch auf unbestimmte Zeit hinausschieben.

Es war der zwölfte April, einer von jenen kalten Tagen, die dieser Monat nicht selten noch sendet, wenn man schon den Frühling gekommen glaubt; die Sonne war schon am Untergehen. Fräulein Clotilde saß im Erkerthurme des Schlosses, von dem aus man bis gegen Unterlauda hinabblicken konnte. Sie hatte mit Margarethe, welche Schaffnerin und Gürtelmagd in einer Person war, neben dem irdenen Ofen Platz genommen, und seit einigen Stunden fleißig die Spindel gedreht, so daß der Rocken fast schon abgesponnen war.

„Fräulein" — begann Margarethe zu ihrer Gebieterin — „Ihr seid demnächst mit Eurem Rocken zu Ende, und wenn die Ritter heimkommen, könnet Ihr ihnen zeigen, wie fleißig Ihr indeß gewesen seid." Clotilde antwortete Nichts, sondern blickte gedankenvoll vor sich hin. „Fräulein, Ihr wollt doch nicht einschlafen?" nahm Margarethe abermal das Wort, — „oder denkt Ihr gar schon an Euern Hochzeittag? Nur noch wenige Tage, und ich werde Euch so schön zur Vermählung schmücken, daß man glauben muß, es stehe ein Engel vor dem Altare. Schade nur, daß ich nicht im Festzuge mitgehen darf; denn wer sollte dann kochen und backen, wer die Tische ordnen und die Becher aufstellen, wenn nicht die alte Margarethe dieß Alles besorgt?" — „Ja" — setzte Clotilde, auf einmal aus ihren Gedanken erwachend, hinzu — „wenn Du nicht vornen und hinten bist, da fehlt's freilich an Allem." — „Will's

meinen« — versetzte Margarethe — »ich habe ja schon bei Eurer seligen Frau Mutter alle Geschäfte auf meiner Schulter getragen, und so ist's auch bei dem Töchterlein geblieben. Aber bald habt Ihr keine Margarethe mehr zur Seite; wenn man Euch einmal »gnädige Frau von Zobel« nennt, dann stehet Ihr ganz auf eigenen Füßen; in dem prächtigen Schlosse Messelhausen, wo die Burgfrau wie in einem Feengarten sitzt, gibt's weit mehr zu regieren und zu überwachen, als hier in diesem alten Ritterhause, das nur ein Burgstall mit einigen Mauern und Gräben ist. O, Du seligste unter allen Fräulein des ganzen Taubergrundes! wer hätte das gedacht, als ich Euch auf meinen Armen trug, und wie würde Euere selige Mutter sich freuen, wenn sie das noch erlebt hätte!«

»Halt' ein mit Deinem Glücklichpreisen!« — fiel Clotilde der Alten in die Rede — »es wird nicht so schnell gehen, wie Du glaubst, es können noch manche trübe Tage dazwischen fallen, bis meine Wünsche erreicht werden; seit einiger Zeit fühle ich eine Bangigkeit in mir, wie damals, als meine liebe Mutter dem Tode nahe war. Und das ist nicht ohne Grund, Margarethe! Ich darf sicher darauf zählen, daß etwas Trauriges sich in der nächsten Zeit ereignen wird.« — »Ei was« — entgegnete Margarethe — »das ist keine Bangigkeit; es ist Euch nur schwer um's Herz, weil der Geliebte so lange ausbleibt, und Ihr wohl gar fürchtet, er könnte heute ganz ausbleiben und Ihr bekommet ihn nimmer zu sehen; das ist freilich keine Kleinigkeit, wenn so ein liebendes Bräutlein vom frühen Morgen bis zum späten Abend, ja vielleicht gar bis zum andern Morgen den Herzgespielen vermissen muß. Und wäre denn nicht auch ich eben so übel daran, wenn die drei Herren heute Nichts von der Jagd heimbrächten? warte ich nicht schon manchen lieben Tag mit Sehnsucht auf das für Euern Ehrentag

bestimmte Wildpret, um es noch gehörig beizen, spicken und zurichten zu können? denn, fehlte ein treffliches Wildpret bei dem Hochzeitmahle, ich könnte mich ja vor Schande nicht mehr sehen lassen.«

»Du bist und bleibst eben meine liebe Margarethe« — versetzte Clotilde — »meine treue Pflegerin, und die beste Köchin im ganzen Taubergrunde; aber heute wird Dein Wunsch so wenig noch erfüllt, als meine Sehnsucht, und Du wirst sehen, daß mir nicht umsonst so bange gewesen ist.« — Clotilde hatte noch nicht ausgeredet, da trat der alte Kunz, der Thorwärtel, in das Gemach; er keuchte gewaltig, denn er war schon ein Achtziger und kam nur selten von seinem Thorstübchen in's Ritterhaus herüber, oder auch nur in den Hof hinab. Doch, seine Augen waren noch wacker, und er blies jeden Morgen sein Taglied, so laut wie ein Junger, wenn auch die Töne etwas zitterten.

»Ich bringe schlimme Kunde, edles Fräulein« — begann Kunz mit schwankender Stimme. »Seit heute frühe, da die Herren aus dem Schlosse geritten, ist ein Ab- und Zulaufen auf dem Wege nach Lauda, wie ich es nur wahrgenommen habe, wenn die Andächtigen nach Walldürn oder zu der Theobaldkapelle oben bei Edelfingen wallen. Die Bauern im Taubergrunde führen nichts Gutes im Schilde, und auch unseren Hintersassen ist nicht zu trauen, obwohl sie der selige Herr nichts weniger als streng gehalten hat, und auch der Junker noch nie hart gegen sie gewesen ist. In Mergentheim, so hat mein alter Kumpan, unser Nachbar, mir erst gestern erzählt, liegt ein großer Haufen, der gar übel dort gehaus't haben soll, darum ich mich auch baß verwundert habe, daß die Herren heute mit allen Knechten ausgeritten sind und die Burg haben leer stehen lassen. Ihr werdet sehen, Fräulein, wir haben die Bauern nur

zu bald auf dem Halse, und unsere Hintersassen werden nicht die ruhigsten Zuschauer machen, denn eine Krankheit, wie der Veitstanz, hat das gemeine Volk im ganzen Thale angefallen. Nicht umsonst dauert das Rennen von Bewaffneten in's Städtlein hinunter den ganzen Tag; vielleicht ist dort bereits der Teufel los, denn so Etwas verbreitet sich wie ein Lauffeuer.«

»O Gott, meine Ahnung!« — rief Clotilde bei dieser Nachricht aus, und eilte an das Fenster, von dem aus man gegen das Städtlein hinabblicken konnte, denn sie wollte sich selbst von dem überzeugen, was ihr der Alte hinterbracht hatte. Davon sah sie zwar Nichts, aber ein anderer Anblick bot sich der Beobachterin dar. Drei Ritter mit Gefolge sprengten die Straße von Lauda daher. Sie hatten sich mit ihren Körpern ganz vorwärts auf die Mähnen der Rosse gestreckt, so daß nur die Federbüsche ihrer Barette zu erkennen waren. »Das sind unsere Herrn!« — rief Kunz, der dem Fräulein über die Achsel geschaut hatte — »ich will wetten, sie werden von dem ausgelassenen Bauernvolke verfolgt.« Kaum hatte er das Wort gesprochen, so war Clotilde schon an der Thüre und eilte die Wendeltreppe hinunter in den Hof, um mit eigener Hand das Thor zu öffnen, und die Brücke niederzulassen, die gewöhnlich um diese Zeit schon aufgezogen war. Eben hing sie die Ketten aus den Haken, um die Dielen sinken zu lassen, da kamen die Ritter auf schweißtriefenden Rossen vor dem Schlosse an und waren froh, daß sie sogleich einreiten konnten.

Was Kunz vermuthet hatte, war wirklich nicht ganz ohne Grund gewesen. An demselben Tage, wo die Herren auf die Jagd ritten, waren die von Ort zu Ort anwachsenden Bauernhaufen von Mergentheim herabgekommen und hatten in Lauda Halt gemacht. Durch Leute von Oberlauda hatten sie erfahren, daß die Burg ganz von Besatzung entblößt sei. Nun wurde be=

schlossen, dieselbe zu überrumpeln, aber zum Glück ritten in demselben Augenblicke die drei Ritter mit ihren Knechten durch das Städtlein, wo sie nach den Mühen der Jagd einen kurzen Trunk thun wollten. Sie sahen ganz Lauda von bewaffneten Bauern wimmeln, wollten daher ihre Rosse umwenden und wieder zurückreiten, woher sie gekommen waren, aber es war zu spät, denn schnell wurde das Thor hinter ihnen geschlossen. Jetzt rief der Junker von Zobel: „Vorwärts, ihr Herren, damit wir noch das andere, offene Thor gewinnen!“ Mit diesen Worten stieß er seinem Pferde die Sporen in die Seiten; die Anderen, nebst dem Trosse der Jäger und Knechte, ihm nach, und in gestrecktem Galopp ging es durch die enge Straße, daß die Pflastersteine Funken sprüheten. Da standen nun die Bauern, wie vom Blitze getroffen, mit weit aufgesperrten Mäulern und Augen, und glotzten den Flüchtlingen nach, aber nicht ein Einziger wagte es, einem der Rosse in die Zügel zu fassen, obgleich ihre Flanken ihnen hart an den Köpfen und Bäuchen vorbeistreiften, sondern sie gingen noch voll Reverenz aus dem Wege, und als die kühnen Reiter am andern Thore ankamen, war dieses frei und offen, so daß sie unangetastet aus dem Städtlein entkamen. Erst jetzt, nachdem die Herren sich so wacker durchgeschlagen hatten, kamen die Bauern wieder zur Besinnung. „Das sind ja die Edelleute vom Lande gewesen!“ rief Einer dem Andern zu, und sie blickten sich mit wahren Stieraugen gegenseitig an. Endlich besannen sie sich wieder auf ihr eigentliches Vorhaben, sammelten sich rasch, und nun ging's unter Schreien und Lärmen zum Thore hinaus, um die Herren im eigenen Hause aufzusuchen, denn an ein Einholen derselben war nimmermehr zu denken.

Ehe die Bauern ihren Zug noch recht begonnen hatten, waren die drei Ritter mit den Ihrigen schon in der Burg ein-

geritten. Aber es war auch nöthig gewesen, daß sie sich so sehr als möglich sputeten, denn noch war gar Vieles zu rüsten und herzustellen, um die Burg gegen die anrückenden Aufrührer in Vertheidigungsstand zu setzen. Ob bei diesen Arbeiten der Junker von Zobel noch Zeit fand, die Sorge seiner Braut, welche aus Liebe zu ihm heute das Amt des Thorwärtels verrichtet hatte, auf zärtliche Weise zu erwiedern, können wir nicht urkundlich genau angeben, aber so viel wissen wir, daß der Wunsch der alten Margarethe an diesem Abende nicht mehr erfüllt wurde, weil die Jäger, um es sich bei der Flucht aus dem Städtlein leichter zu machen, die erjagte Beute beim obern Thore zurückgelassen hatten.

Ohnedieß gab es jetzt Nöthigeres auf dem Schlosse zu thun, als an's Abstreifen und Einbeizen von Hirschen und Rehen zu denken. Alles, was Hände hatte, mußte mithelfen, um das Thor von innen zu verrammeln, selbst Margarethen und den alten Thorwart nicht ausgenommen. Auf die Brustwehren der Ringmauer wurden schwere Steine geschleppt, um die von außen Andringenden mit Steinwürfen empfangen zu können. Doch fehlte es auch nicht an gehöriger Munition. Schon seit vielen Jahren war Pulver und Blei in Menge in den unterirdischen Gewölben der Burg angehäuft, von denen seit lange kein Gebrauch gemacht worden war, denn die Herrn von Rieden hatten mit ihren Nachbarn stets im Frieden gelebt. Ebenso waren auch Lebensmittel genügend vorhanden, so daß man leicht eine Belagerung von mehreren Tagen aushalten konnte. Die Zahl der Knechte auf der Burg war zwar nur gering, aber es waren lauter Leute, die noch unter Herrn Philipp's seligem Vater gedient hatten und auch ihrem jetzigen Gebieter unbedingt ergeben waren. Und zudem waren ja drei ritterliche Herren im Schlosse, die sich noch nirgends verzagt gezeigt hatten,

weder in Fehden, noch bei Turnieren, und alle Drei gelobten sich, als treue Waffenbrüder in Noth und Fahr zusammenzuhalten, und das Schloß bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

* * *

Nicht lange ließ der Bauernhaufe auf sich warten. Kaum waren die Herren ein halbes Stündchen zu Hause, so erschienen auch die Aufrührer in Oberlauda und umringten schreiend und tobend das Schloß. Aber es wollte ihnen gar nicht gefallen, daß sie die Eingänge verrammelt fanden, und die Belagerten sogar noch Zeit bekommen hatten, sich gegen einen ersten Angriff in wehrhaften Stand zu setzen. Während nun so die Bauern rathschlagten, was und wie anzufangen, benutzten die im Schlosse die Zeit bestens zu immer weiteren Rüstungen, und keine Hand blieb unthätig. Die schon seit Jahren nicht mehr in Anwendung gebrachten Feldschlänglein wurden an die Schießscharten in den Erkerthürmen gesetzt, je zwei an jeden derselben, und das war hinreichend, um die Bauern tüchtig zu begrüßen. Eine weitere wichtige Vorkehrung wurde auf des alten Thorwärtels Anrathen getroffen. Die hölzerne Brücke vor dem Thore, die, als dasselbe gesperrt wurde, in der Eile nicht mehr hereingebracht werden konnte, wurde im Dunkel der Nacht ausgehackt und durch die hintere Ausgangspforte in das Schloß gebracht. So war den Bauern das Eindringen in das Thor um Vieles erschwert.

Diese, über tausend Mann stark, hatten ihr Nachtlager nicht weit vom Schlosse unter freiem Himmel gewählt. Sie alle in Herbergen unterzubringen, wäre unmöglich gewesen, denn wie hätte diese Masse in einem Dorfe, das damals nicht hälftig so bedeutend war, als gegenwärtig, hinreichende Lager=

stätten finden sollen? Um das war es ihnen indeß auch gar nicht zu thun gewesen, denn im Jahre 1525 waren die Landleute noch nicht an Federbetten und andere Bequemlichkeiten gewöhnt, wie in unseren Tagen. Ein Sack mit Laub oder Stroh, das von Zeit zu Zeit aufgefrischt wurde, war der ganze Comfort, den eine Nachtherberge in einem Bauernhause darbot. Aber ein Krüglein oder Häfelein, wie man's auch jetzt noch hat, durfte nicht fehlen, und hieran fehlte es denn auch in Oberlauda nicht. Die neue Bekanntschaft der Bauern im Orte mit denen aus dem obern Tauberthale wurde mit manchem Krüglein 25er getrunken, und bald hatte bei dem Belagerungsheere tiefe Ruhe und Stille dem frühen wilden Lärmen Platz gemacht, wie es gewöhnlich nach starken Trinkgelagen zu geschehen pflegt, wenn der Schlaf seine Rechte über die Taumelnden geltend macht. Aber gleich mit dem Früheſten kehrte wieder neues Leben unter die Todten zurück. Mit einer alten Trommel ließ Hans Kolbenschlag, der Hauptmann des Haufens, schon um 5 Uhr Morgens im Lager umschlagen, denn es sollte in Bälde gegen das Schloß gehen. Aber es kostete nicht wenige Mühe, die schlaftrunkenen Rotten aufzubringen: der Eine dehnte sich rechts, der Andere links. Manche meinten, es wäre auch um 7 Uhr noch Zeit genug zum Aufbruch, sintemal ja das Raubnest nicht davon laufe, und wohl mit dem ersten Sturme zu gewinnen wäre. Doch waren Andere wieder anderer Meinung, denn die vier Thürme am Schlosse schauten hoch und gewaltig herüber, und es war wohl zu vermuthen, daß es auch hinter denselben nicht ganz leer aussehen werde.

Das Erste, was Hans Kolbenschlag vornahm, war, daß alle Leitern im ganzen Dorfe zusammengeschleppt wurden, um mit Hilfe derselben das Schloß von allen vier Seiten zumal zu stürmen. Ueber die Brückenpfeiler zu dem Thore zu ge-

langen und dasselbe mit Aexten zu sprengen, war nicht möglich, daher mußte man über die Mauern in das Schloß zu kommen suchen, und das konnte am besten durch rasches Stürmen von allen Seiten her geschehen. Wirklich wurde auch der erste Anlauf gewagt. Unter Schreien und Toben — die kühnsten Gesellen, welche die Leitern trugen, voran — drangen die Bauern von allen Seiten gegen das Schloß, aber ein schlimmer Morgengruß wurde ihnen von dessen Besatzung bereitet. Von vier Seiten krachte es aus den Schießscharten; wohin ein Schuß fiel, sah man die Feinde zu Dutzenden fallen, und im Schloßgraben lagen Todte und Verstümmelte, daß es schaurig anzusehen war. Rasch, wie sie gekommen waren, zogen sich die Andern zurück und ließen Leitern und Waffen im Stiche.

Der erste Anlauf war somit umsonst gewesen, und auch ein zweiter Versuch, der auf Kolbenschlags Befehl gemacht wurde, hatte keinen bessern Erfolg, nur verloren sie dießmal weniger Leute, da sie, statt auf die Mauern zwischen den Thürmen, auf die Thürme selbst rückten und daher das Kreuzfeuer der Belagerten vermieden. Bei einem dritten Angriffe erzielten sie durch List einen bessern Erfolg. Während der Weinkrug im Lager der Bauern in der Runde herum ging, verabredeten sich dreißig der verwegensten Gesellen, unter allen Umständen in die Burg hineinzukommen. Ehe sich's die Vertheidiger der letztern nur versahen — denn sie vermutheten die Bauern noch hinter den Krügen — ras'ten die 30 Wagehälse daher, warfen sich, als sie in Schußweite waren, auf den Boden, und krochen unter dem Krachen der Feldschlangen, und während die Kugeln über sie herflogen, auf dem Bauche vorwärts, bis sie mit einem Male in dem Schloßgraben standen. Rasch griffen sie nach den vor dem Graben zurückgelassenen Leitern, legten sie an die Mauern an und kletterten wie Katzen hinauf. Das war das

Werk weniger Augenblicke. Der übrige Haufe rückt nach, legt immer weitere Leitern an, und der Andrang gegen oben, gegen Brustwehr und Zinnen, wird immer größer; schon stehen die Verwegensten auf den obersten Leitersprossen. Da werfen die Vertheidiger Büchsen und Armbrüste weg und ziehen die Schwerter. Hieb auf Hieb fällt jetzt gegen die aufwärts Dringenden, dem Einen wird seine Helmkappe zerspalten, dem Andern die Hand zusammt der noch von ihr festgehaltenen Waffe weggehauen. So errangen die Stürmenden, trotz der nur kleinen Zahl der Vertheidiger des Schlosses, auch dießmal keinen Vortheil, und darum mußte ihnen jetzt der Verrath zu Hilfe kommen.

Jeder der Herren im Schlosse hatte einen Thurm inne, den er sammt einigen Knechten vertheidigte, nur dem vierten Thurme fehlte ein Befehlshaber, der mit ritterlichem Sinne voranging. Zwar war dort der alte Thorwärtel aufgestellt, aber ihm zur Seite stand Einer, der es mit den Bauern redlicher meinte, als mit seinen Herrn: es war dieß ein alter Knappe, der schon über 40 Jahre im Dienste des Vaters des Herrn von Rieden gestanden und durch Neider aus der Gunst des jungen Herrn verdrängt worden war. Dieser hatte sich schon seit einigen Tagen mit den unzufriedenen Bauern im Dorfe in's Einverständniß gesetzt, und während der alte Thorwärtel so kräftig als möglich die Andringenden zurückschlug, wehrte sich dieser ungetreue Diener nur zum Scheine, machte, anstatt sein Schwert ernstlich zu gebrauchen, den Heranklimmenden noch Platz, und so gelang es bald Einzelnen, über die Mauer herüberzugelangen. Der Thorwärtel blutete aus vielen Wunden, und dennoch wich er nicht, denn er wollte so lange Widerstand leisten, bis einer der Vertheidiger von den andern Thürmen zu Hilfe eilen würde. Nach allen Seiten ließ er sein

Schwert sausen; der letzte kräftige Streich aber, den er noch führen konnte, traf keinen Bauern, sondern den Verräther neben ihm. Er spaltete diesem die Helmkappe, so daß der Hieb bis tief in den Schädel ging und er todt niederfiel.

Jetzt erst kam Hilfe herbei, aber, leider! zu spät, denn die Brustwehr war von den Bauern erstiegen. Sigmund von Zobel war der Herbeieilende, der hatte den ersten Kampf zu bestehen. Mehr als zehn wilde Gesellen standen ihm entgegen; dennoch sprang er ihnen in den Weg, als sie eben von der Brustwehr herab in das Schloß dringen wollten. Auf der schmalen Treppe, die in den Hof führte, nahm er seinen Stand und ließ keinen der Eingedrungenen herunter. Mit seinem guten stählernen Schilde fing er die Hiebe ihrer Aexte und Morgensterne auf, während seine Rechte — gleich dem Cherub mit flammendem Schwerte — die Treppe so lange vertheidigte, bis die Linke den Schild nicht mehr halten konnte. In diesem Augenblicke verließen auch Philipp von Rieden und der von Fechenbach ihre Standpunkte, eilten mit erhobenen Schilden der Treppe zu, wo Sigmund so ritterlich kämpfte, drangen von hinten in die Rotte der Bauern ein und suchten durch diese hindurch den Weg zu ihrem bedrängten Freunde; aber das gerade war sein Untergang. Als die gegen ihn sich kehrenden Bauern die Schwerthiebe der beiden Ritter fühlten, drangen sie vorwärts, und die ganze Rotte warf sich auf den Junker von Zobel. Jetzt mußte er weichen, wenn er nicht kopfüber von der Mauertreppe stürzen wollte. Nur noch einige Stufen, und er wäre unten im Hofe gewesen; aber gerade jetzt stürzten einige Bauern, von den hinterher durchbrechenden Rittern tödtlich getroffen, nieder und warfen mit der Wucht ihrer Leiber den Junker zu Boden. Er stürzte über zehn Stufen hinunter, und die wilde Rotte gelangte jetzt über den Daliegenden in den Schloßhof. Nach-

dem Philipp von Rieden und Erasmus von Fechenbach ihre Thürme verlassen hatten, war dort ebenfalls die Brustwehr überstiegen worden, und die Bauern waren nun von allen Seiten in den Hof herabgedrungen, wo der Kampf zwar fortdauerte, aber mit ganz ungleichen Kräften, indem nur ein kleines Häuflein den Massen der Aufrührer gegenüberstand. Außer den beiden Herren, die wie die Löwen fochten, waren es nur noch einige Knechte, die sich von der Mauer herab in den Hof zurückgezogen hatten; auch diese fielen, und so waren nur noch die beiden Ritter übrig. Mehr als einmal forderte sie der Bauernhauptmann auf, sich zu ergeben, allein sie erwiederten jede Aufforderung mit erneuten Schwertstreichen. „Das sind leibhaftige Teufel“ — rief Kolbenschlag — „denen ist von vornen nicht beizukommen, darum fasset sie von hinten!“ Da fielen einige der Stärksten den Rittern von hinten in die Arme, wanden ihnen die Schwerter aus der Faust, rissen sie zu Boden und banden ihnen Hände und Füße, so daß sie sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnten.

Nachdem nun die Herren auf solche Weise unschädlich gemacht waren, drangen die wilden Sieger in die Gemächer des Schlosses, und es ging an's Rauben und Plündern, worauf sie sich schon lange gefreut hatten. Kisten und Kästen wurden erbrochen und der ganze Inhalt rein ausgeleert, und was sich nicht gut fortbringen ließ, mit den Aexten zertrümmert. Aber zum Seckelleeren kam es für dießmal nicht; so eifrig sie auch nach baarer Münze suchten, es ließ sich nirgends auch nur das Geringste finden, denn noch in der Nacht zuvor hatten die Herren auf Anrathen des Thorwärtels alle Kostbarkeiten an Gold und Silber, sowie das baare Geld, in einer großen Kiste im untersten Burgverließ verborgen und hernach den Strick am Haspel abgeschnitten. Von dem Rittersaale und den Gemächern

rannten die gierigen Räuber in den Keller hinunter, und hier fanden sie nun, was sie suchten: lauter volle Fässer mit den köstlichsten Weinen von vielen Jahrgängen. Jetzt ging es an ein Saufen, und zwar nicht aus Krügen, sondern aus Kübeln und Bütten; ein Theil blieb vor den Spunden sitzen, Andere schleppten den Wein hinauf in den Schloßhof und tranken auf die Gesundheit der Herren, welche man, wie geknebeltes Vieh, in ein abgelegenes Gewölbe gesperrt hatte. Die wilden Gesellen ließen es sich weidlich schmecken und sangen und schrieen dazu, ohne sich um ihre Kameraden zu bekümmern, welche tödtlich verwundet, oder als Leichen im Hofe um sie her lagen; dieser grauenhafte Anblick störte sie nicht im Mindesten in ihrer Ausgelassenheit.

Aber nicht lange dauerte das Schreien und Lärmen, denn nur zu bald bethätigte der edle Rebensaft seine Macht an den wilden Zechern. Einer um den Andern taumelte im Rausche nieder, und es trat eine unheimliche Stille ein, die nur durch das Schnarchen der Schläfer, oder das Röcheln der zum Tode Getroffenen unterbrochen wurde. Unter den Letzteren befand sich auch Sigmund von Zobel, der von seinen vielen Wunden und dem Fall von der Treppe herab auf's Gefährlichste verletzt war. Mit vieler Mühe hatte er sich endlich hervorgerungen und konnte wieder etwas frei athmen. Aber was half ihm das? von der Stelle konnte er sich doch nicht bewegen, und es war keine lebende Seele in der Nähe, die ihm das blutende Haupt hätte verbinden können. Da erschien ihm in dieser hilflosen Lage ein rettender Engel: die Hand, die ihm die allerliebste war, verband ihm seine Wunden, es war Fräulein Clotilde. Wie aber hatte dieser Engel den Weg zu seiner Rettung gefunden?

Am Abende, nachdem das Thor gesperrt und die Burg in

Vertheidigungsstand gesetzt war, hatten die Ritter das Fräulein dringend gebeten, sie solle mit Margarethe und dem übrigen weiblichen Dienstpersonale den Platz verlassen und sich durch das kleine Ausgangspförtchen an irgend eine sichere Stätte flüchten. Alle Anderen ließen sich leicht hiezu bewegen, packten ihre Sachen zusammen und suchten durch das bezeichnete Pförtchen das Weite; aber das Fräulein ließ sich durch kein Zureden bewegen, ein Gleiches zu thun, obgleich die Ritter ihr vorstellten, daß sie sich durch ihr Bleiben den größten Gefahren aussetzen würde. „Kann ich Euch auch mit meinen schwachen Kräften keine Hilfe leisten“ — entgegnete Clotilde — „so kann ich doch für Euch beten.“ Mit diesen Worten begab sie sich in die Burgkapelle und verließ dieselbe nimmer, bis zum folgenden Tage. Noch nie hatte sie mit solcher Inbrunst gebetet; aber dießmal sollte ihr Gebet nicht erhört werden, sondern ihre schwere Ahnung in Erfüllung gehen. Als sie den Lärmen des Kampfes und das Geschrei der wilden Sieger hörte, wollte sie hinaus in den Schloßhof, aber ihre Kräfte versagten ihr und sie sank ohnmächtig an einem nahe stehenden Beichtstuhle nieder. Zum Glücke kam keiner von der tobenden Horde an diesen heiligen Ort, denn vor lauter Gier, bald zum Faßhahnen zu gelangen, hatten sie gar nicht daran gedacht, die Kapelle auszuplündern. Als Clotilde nach einigen Stunden wieder zu sich kam, war es ruhig im Hofe geworden. Jetzt erhob sie sich und ging mit schwankenden Schritten der Thüre zu. Aber wie erschrack sie, als sie Sieger und Besiegte, wie Garben auf dem Felde, unter einander auf dem Kampfplatze umherliegen sah! wie bebte ihr Herz, als sie nahe bei der Thortreppe den Geliebten erblickte, dem das Blut stromweise über das bleiche Angesicht herabrann! Jetzt hatte die Schwache mit einem Male Kraft gewonnen. Wie ein flüchtiges Reh lief sie über die Da-

liegenden hin, bis sie zu dem tödtlich Verwundeten kam, ihn in ihren Armen hielt, und sein Haupt an ihrer Brust ruhte. Sie weinte und jammerte nicht, denn der Schmerz hatte sie stumm gemacht, doch vergaß sie im Uebermaße des Schmerzes nicht, schnelle Hilfe zu leisten, wo diese so sehr noth that. Rasch besonnen, riß sie den Schleier vom Haupte und verband damit die Wunde am Hinterkopfe, und nachdem dieses geschehen, lief sie eilends in die große Stube im Schlosse, um Linnen und Pflaster herbeizuholen. Da war freilich schwer Etwas zu finden, denn die Bauern hatten eine jämmerliche Zerstörung angerichtet. Von einem Betttuche, das zerschlitzt in einem Nebenkämmerchen lag, riß sie etliche Stücke ab, um die Wunden des geliebten Junkers wenigstens verbinden zu können.

Erst, nachdem dieses Werk der Liebe gethan war, fragte Clotilde auch nach ihrem Bruder und dem von Fechenbach. Als sie von dem Junker vernahm, daß man beide gebunden weggeführt habe, eilte sie hinweg, um auch ihnen Hilfe zu bringen. Sie ging von Gemach zu Gemach, von Gewölbe zu Gewölbe, bis sie endlich in einem der abgelegensten die Gesuchten zu finden das Glück hatte. Auch sie bedurften der pflegenden Hand, aber doch waren ihre Wunden weniger gefährlich; das Fräulein war sogar der Ansicht, sie wären noch kräftig genug, um aus der Burg zu entfliehen, und sollten die günstige Gelegenheit, da die Bauern fest schlafend im Schloßhofe herumlagen, nicht unbenützt vorbeilassen. Wie gedacht, so gethan. Bald hatte Clotilde ihrem Bruder die Bande gelöst, und durch die Hilfe von Zweien ward auch Fechenbach schnell losgebunden. Schon waren sie im Begriffe, sich durch das hintere Pförtchen zu entfernen, da fragte Philipp von Rieden: „Wo ist aber unser Gefährte Zobel?“ — „Der kann Euch nicht folgen,“ versetzte das Fräulein. — „Ist er noch am Leben?“ — „Ja, aber er

liegt todtschwach im Schloßhofe, neben der Treppe, und würde Euch auf der Flucht nur hindern.“ — „Er muß mit“ — entgegnete der von Rieden — „und wenn wir ihn auf unseren Achseln tragen müßten, denn allein lassen wir ihn nicht in den Klauen der Mordgesellen.“ — „Ich weiche nicht von ihm“ — versicherte Clotilde — „denn ein Gang von nur zehn Schritten würde ihm das Leben kosten; aber sputet Euch, daß Ihr nach Bischofsheim kommt und von dorther Hilfe bringet; mir werden die Bauern indeß Nichts zu Leide thun.“

Nur schwer entschlossen sich Rieden und Fechenbach, allein zu fliehen, endlich gaben sie den wiederholten dringenden Bitten des Fräuleins nach. Schon wollte diese umkehren, froh, daß die Beiden den Händen der Bauern entkommen wären, da hörte sie draußen vor dem Pförtchen ein rauhes „Halt!“ rufen, und gleich darauf streckten wilde Gestalten ihre Gesichter herein. Es waren Bauern von Unterlauda, die auf die Nachricht von der Eroberung des Schlosses sich aufgemacht hatten, um auch ihren Antheil an der Beute zu bekommen, und nun die auf der Flucht befindlichen Ritter ergriffen und zurück brachten. Wie ein schüchternes Reh floh Clotilde vor diesen wilden Gesellen wieder in die Burgkapelle. Die Gefangenen wurden wieder gebunden und zu Boden geworfen. Die Neuangekommenen merkten bald, daß ihre Vorgänger ihnen noch eine artige Nachlese übrig gelassen hatten, und jetzt wurde auch das große Thor geöffnet, wozu die erste Rotte sich keine Zeit genommen hatte, um den Aus- und Eingang ganz frei zu machen. Die ganze Beute wurde vor das Thor getragen, und nun ging die Theilung an. Pferde, Vieh, Hausrath aller Art, Lebensmittel, und was an Wein noch übrig war, wurde zwischen denen von Ober- und Unterlauda, als guten Nachbaren, ohne Streit, und ohne daß es blutige Köpfe gegeben hätte, getheilt, als mit höhnischem

Lachen ein Bauer von Oberlauda rief: „Wir sind noch nicht ganz fertig! noch sind drei Hunde mit ihren drei Herren zu vertheilen!“ — „Die gehen zusammen“ — rief ein Anderer — „denn sie sind doch immer ein Leib und eine Seele gewesen, und weil ihr von Unterlauda ohnedieß schon Alles bekommen habt, was auf Füßen geht, so sollt ihr auch diese noch d'rein haben!“ — „Wir lassen's uns gefallen“ — versetzte Michel Hasenbart, der Thorwart, und jetzt Hauptmann derer von Unterlauda — „aber man soll uns nicht nachsagen, daß wir Alles wollen, darum lassen wir Euch die Hunde und wollen für uns mit den Herren vorlieb nehmen.“ — „Aber heute noch müßt ihr sie mitnehmen“ — rief ein Weib rohen Aussehens von Oberlauda — „wir wollen sie keine Nacht mehr ätzen.“ — „Seid ohne Sorge, schwarze Käther“ — entgegnete der Thorwart — „auf der Stelle müssen sie mit, und sitzen sie nicht fest genug in meinem Thorstüblein, so weiß ich ihnen im Thurme zu Mergenthal gut Quartier. Mir liegt überhaupt daran, daß wir bald fortkommen, denn, wenn die Besoffenen dort im Schloßhofe aus ihrem Taumel erwachen, so möchte es leicht noch einmal zur Theilung kommen, und da könnt' es einen kleinen Unfrieden absetzen.“

Schnell packten die von Unterlauda auf, führten die ihnen bei der Theilung zugefallenen Pferde und das Hornvieh aus den Ställen; die beiden Ritter, mit gebundenen Händen, wurden aus ihren Gewölben geholt und auch Sigmund von Zobel herbeigeschleppt. Schon bewegte sich der Zug dem Städtlein Oberlauda zu, als Clotilde, die von ihrem Zufluchtsorte aus den ganzen Verlauf der Dinge mit angesehen und angehört hatte, schnell die Kapelle verließ, den Räubern in den Weg trat und sie auf das Flehentlichste bat, sie möchten doch ihren Bruder und seine Freunde nicht davon führen. Allein ihre

Bitten nicht nur, sondern selbst das Versprechen eines großen Lösegeldes, fanden nur taube Ohren. „Die Herren müssen mit uns" — erwiederte ihr der commandirende Thorwart — „und soll ihnen nichts Uebles geschehen." — „So laßt doch wenigstens den tödtlich verwundeten Junker hier" — bat Clotilde händeringend — „daß ich seine Wunden pflegen kann, denn wenn ihr ihn mit euch schleppt, so bleibt er unter euren Händen." — „Die Drei gehören zusammen und kommen an einen Ort; vorwärts!" — Das war die einzige Antwort des Thorwarts auf das Flehen des Fräuleins, die nun unter Weinen, Schluchzen und Händeringen umkehrte und wieder dem Schlosse zuging. Aber hinein ging sie nicht, sondern blieb stehen und blickte dem sich fortbewegenden Zuge nach. Dann folgte sie ihm von ferne und kam endlich nach Unterlauda, wo sie an einem Heiligenbilde, vor dem sie ihre Abendandacht verrichten wollte, ohnmächtig niedersank.

Den drei Herren wurde von dem Thorwarte ein kleines Kämmerlein neben dessen Stübchen als einstweiliger Aufenthaltsort, und drei Bunde Stroh als Nachtlager angewiesen, wo sie, erschöpft von ihren Wunden und den Anstrengungen des Tages, endlich einschliefen. Noch schlechter aber, als sie, schlief Clotilde: das Fußgestell des Heiligenbildes war ihr Kissen, und über ihr der freie Himmel.

So war nun wieder eine ruhmwürdige That von dem Bauernhaufen vollbracht worden; sie hatten wieder eine der stattlichsten Burgen im Taubergrunde ausgeleert, um sich an ihren Todfeinden, den Adeligen, zu rächen, denn in jenem Jahre des Heils waren nur diese die Zielscheibe ihrer Rohheit und Habsucht, weil es weder reiche Juden, noch sonst Leute, die mehr als Andere besaßen, in der Gegend gab. Mit diesem Raube waren aber die Bauern von Unterlauda noch nicht zu-

frieden. Schon unterwegs machten sie einen Anschlag auf das eine Stunde von Königshofen gelegene Herrenhaus Messelhausen, den prächtigen Feensitz, wie es die redselige Margarethe genannt hatte. Da konnte es nicht wohl fehlen, denn sie hatten ja den Besitzer desselben bereits in ihren Händen, der morgen, sammt seinen beiden Leidensgefährten, in dem festen Thurme zu Mergentheim sein Quartier bekommen sollte. An diesem Ueberfalle sollten auch die Mergentheimer Theil nehmen, denn bei der Plünderung des dortigen Ordenshauses hatten auch Viele von Lauda ihren Antheil bekommen. Darum sandten sie einen vertrauten Boten mit einem versiegelten Zettel an den „Ehrbarn Friedel Lederle, wohl bestallten der Bauern Capitany zu Mergenthal," des Inhalts, die von Mergentheim sollten Nachts 12 Uhr mit 100 gerüsteten Männern, sammt einem Wagen mit Leitern und ihrem Geschoß, in Königshofen sein und dort weitern Bescheid erwarten. Aber die Sache wurde durch Weiberlist verrathen und der beabsichtigte Ueberfall Messelhausens vereitelt.

* * *

In der Zeit, wo diese Begebenheiten geschahen, nämlich im J. 1525, sah die Stadt Mergentheim viel stattlicher aus, als gegenwärtig; sie glich mehr einer weiten, starken Burg, als einer friedlichen Stadt. Rings herum zog sich eine hohe Mauer, und an dieser standen 24 Thürme, ein Werk des edeln Deutschmeisters Wolfram von Nellenburg. Unter diesen Thürmen, welche nach und nach, wie die Mauer selbst, dem Zeitgeiste weichen mußten, zeichneten sich die vier viereckigen Thorthürme aus, deren obere Stockwerke zu Gefängnissen dienten, während unten den Thorwarten ihre Wohnung angewiesen war. Bis zum Ausbruche des Bauernaufruhres war es streng ein-

geführt, daß die Thore Sommers um 9, Winters aber um 7 Uhr geschlossen wurden. Jetzt aber, wo die Stadt fast alle Tage neue Gäste erhielt, des Hin- und Herlaufens oft bis in die späte Nacht kein Ende war, die Thorwarte selbst den Volks- und Bauernversammlungen thätig, oder wenigstens neugierig beiwohnten, und kein Mensch mehr wußte, wer Koch oder Keller war, da wurde der Thorschluß nicht mehr auf die Zeit eingehalten, ja, unterblieb zuweilen ganz. Martin Kellermann, vulgo Thormärte, dem die Hut des Edelfinger Thores anvertraut war, war auch so ein Kumpan, der, seit die Bauern aus der Landwehr in der Stadt dominirten, keinen Abend mehr zu Hause blieb, lieber im Rößle, Ochsen oder Hirschen saß, als seines Aemtleins wartete, und dieses lediglich seiner Frau, Lise, und seinem achtzehnjährigen Töchterlein Marianne zu besorgen überließ.

Am Abende des für die Herren zu Oberlauda so verhängnißvollen Tages klopfte es zwischen 9 und 10 Uhr am Edelfinger Thore und Marianne ließ einen Mann ein, der sich als Boten aus dem Städtchen Lauda ausgewiesen hatte. Man sah ihm an, daß er Eile hatte, denn er keuchte und schwitzte am ganzen Leibe. „Wohin, guter Freund?" — fragte Frau Lise, die indeß auch aus ihrem Stübchen herausgekommen war. „Da hab' ich ein Brieflein an Einen Namens Friedel Lederle, das soll ich unverzüglich bestellen; was darin steht, habe große Eile; wo wohnt derselbe?" — „Den werdet Ihr" — versetzte Marianne — „jetzt nicht zu Hause treffen; seit er Capitany beim Mergentheimer Haufen geworden, ist er überall leichter zu treffen, als bei seinem Amboß, auch kann ich Euch nicht sagen, wo Ihr ihn sicher treffen werdet; das Beste wäre am Ende, Ihr gäbet mir das Brieflein, ich such' ihn dann zuerst zu Hause auf, und ist er nicht dort, so geh' ich weiter, bis ich

ihn finde, auf diese Art kommt der Brief am schnellsten in seine Hände." — „Ja, ja," bemerkte die Mutter — „meine Marianne findet ihn gewiß, denn ein Mädel wird doch seinen Schatz finden können?" — „Wenn das ist" — meinte der Bote — „so ist das Brieflein freilich am besten in Euren Händen; aber eine Antwort muß ich von ihm haben, ehe ich zurückkehre." — „Das versteht sich" — erwiederte Marianne — „aber bis ich wieder komme, wartet drinnen in dem Stüblein und labet Euch mit einem Trunke, werdet's wohl brauchen können nach einem solchen Marsche." Der Bote that, wie ihm Marianne gerathen hatte, und diese entfernte sich mit dem Briefe, den Friedel aufzusuchen. Mittlerweile setzten sich Frau Lise und der Bote in die Stube an den warmen Ofen, thaten sich bei einem Kruge Wolfenthaler 24er gütlich und erzählten einander wechselseitig von den Zeitläuften und Neuigkeiten, die sich in und um Mergentheim und Lauda zugetragen hatten, bis endlich der Bote unter der Einwirkung des Weines und der Müdigkeit den Kopf nickte und einschlief. Nun war es stille in der Stube, wie in einer Todtenkammer; aber nicht lange, so ließen sich draußen eilige Tritte vernehmen, die Thüre wurde leise geöffnet und Marianne trat herein. Ihr Blick fiel sogleich auf den Schläfer. „So recht" — sagte das Mädchen schmollend vor sich hin — „das hätte gar nicht geschickter gehen können." — „Nun, Marianne" — fragte die Mutter — „hast Du Deinen Friedel gefunden und ihm das Brieflein übergeben?" — „Weder Friedel gefunden, noch Brief übergeben" — versetzte Marianne — „es war mir auch gar nicht darum zu thun; ich habe nur wissen wollen, was in dem Briefe steht, darum hab' ich ihn dem Boten abgeschwatzt und hinten am Spitalhof bei Laternenschein gelesen; das Siegel war leicht zu öffnen und wieder zuzumachen: es war nur ein Bauernsiegel

von gewöhnlichem Pech, das ich an der Laterne warm machte. In dem Brief aber stand, Friedel solle heute Nacht um 12 Uhr mit 100 Mann sammt Geschoß und Wagen nach Königshofen kommen. Von da soll es nach dem Schloß Messelhausen gehen, um es zu überfallen und zu zerstören.«

»Was Du da nicht sagst« — fiel die Mutter verwundert ein — »aber heute wird Nichts mehr daraus, es geht ja schon auf 12 Uhr.« — »Heute nicht und morgen nicht,« versetzte Marianne. — »Aber das Brieflein mußt Du doch Deinem Friedel geben.« — »Ja, morgen, beim Imbiß; dann aber bin ich schon wieder von Messelhausen zurück und habe die im Schlosse gewarnt, daß sie sich zur Vertheidigung gegen einen Angriff rüsten. Auf diese Weise habe ich ein christlich Werk gethan, auch hat mein Friedel dann nicht beim bösen Anschlage mit geholfen und ist in keine Gefahr gekommen.« — »Aber was wird Friedel dazu sagen, wenn er morgen Deine List erfährt, und daß Du den Brief unterschlagen hast?« — »Er wird im Anfang böse, aber bald wieder gut werden. Um keinen Preis darf mein Friedel mit den Kistenfegern von Lauda ziehen, ich red' es ihm aus, und es ist nicht das erste Mal, daß er thun muß, was ich will.« — »Aber ist's denn Dein Ernst, daß Du selbst nach Messelhausen gehen und die im Schlosse dort warnen willst? Denke nur, was Dir da Alles zustoßen kann; Du mußt ja den Weg großentheils noch bei Nacht machen, wenn Du morgen früh schon wieder zurück sein willst; und das Alles wegen dem adeligen Geschmeiß, das uns schon so lange und unbarmherzig geschunden und geplagt hat.« — »Mir däucht, Mutter, Ihr scheeret Alles über einen Kamm. Hat es denn der gute Junker von Zobel verdient, daß man ihm sein Schloß anzündet? Hat er nicht im vorigen Jahre denen von Lauda den dritten Theil des Zehnten, der ihm von Gott und Rechts-

wegen gebührt, nachgelassen, weil die Felder durch Ueberschwemmung gelitten haben, und hat er nicht auch uns schon manche Gutthat erwiesen, blos, weil die Großmutter einst im Schlosse gedient und ihn als Kind auf den Armen getragen hat? Das Alles will ich ihm jetzt vergelten, so viel in meinen Kräften steht, indem ich den Anschlag gegen sein Schloß vereitele.“ — „Und am Ende wird's erst Nichts helfen; denn der Junker Sigmund soll ja nicht mehr auf seinem Schlosse sein, da er, wie mir der Bote erzählte, zu Oberlauda von den Bauern gefangen wurde.“ — „Das möge Gott verhüten; aber wenn dem auch so ist, ich gehe dennoch, denn es wird doch Jemand im Schlosse sein, der Mittel und Wege zu dessen Rettung treffen kann.“

Gesagt, gethan. Vor dem ersten Hahnenschrei war Marianne schon auf dem Wege nach Messelhausen und kam noch vor Sonnenaufgang in dem Schlosse an. Sie brachte zwei traurige Nachrichten dorthin: die erste, daß Junker Sigmund zu Oberlauda in die Hände der Bauern gerathen, und die zweite, daß dieselben einen Anschlag gegen das Schloß vorhätten. Auf dieses sandte der Schloßvogt sogleich nach Würzburg und forderte vom Hochstifte 50 besoldete Knechte zur Sicherung der bedrohten Burg. Noch vor Einbruch des Abends zogen diese schon von Würzburg her und wurden als Besatzung in das Schloß gelegt.

* * *

Indessen war Marianne wieder zu Mergentheim angekommen. Ehe sie aber in ihre Wohnung in dem Thorstübchen ging, begab sie sich zu Friedel Lederle, dem Waffenschmied und Bauerncapitany, der sich schon seit ein paar Stunden an der Arbeit befand. Nach wechselseitiger freundlicher Begrüßung legte sie ihm den Brief auf den Amboß und sagte ihm, woher und wie er in ihre Hände gekommen. Hastig ergriff Friedel

das Schreiben, und nachdem er dessen Inhalt gelesen, warf er das Schurzfell mit den Worten weg: „Potz Element, da muß ich alsbald umschlagen lassen, um meine Rotte zu sammeln und sie von dem Vorhaben in Kenntniß zu setzen!“ — „Braucht kein Eilens“ — fiel Marianne ein — „der Bote von Lauda ist schon gestern Abend gekommen und sitzt noch daheim bei meinen Leuten.“ — „Aber die Weisung lautet ja schon auf gestern Nacht“ — versetzte Friedel — „warum hast Du mir denn den Brief nicht hieher gebracht?“ — „Ich habe Dich lange genug gesucht und nicht finden können; siehe, so geht's, wenn man nicht zu Hause bleibt. Denke eben, es habe nicht sein sollen, daß der Lumpenstreich gestern ausgeführt wurde, oder wenigstens nicht, daß Du dabei sein solltest.“ Und nun bat sie ihren Geliebten auf's Innigste, und drohte ihm, als er ihren Bitten kein Gehör gab, mit dem plötzlichen Abbrechen ihres Verhältnisses: aber sie konnte dießmal Nichts ausrichten; Friedel betrachtete die Aufforderung als Ehrensache und blieb fest bei seinem Entschlusse. Tief gekränkt, entfernte sich Marianne und begab sich in ihre Wohnung. Friedel aber nahm Hut und Spieß und ging dem Edelfinger Thore zu, um mit dem Boten nach Lauda zu wandern. Als er aber in das Thorstübchen eintrat, war der Bote schon weggegangen, nachdem er zu seinem nicht geringen Aerger erfahren hatte, daß er ein gar schlechtes Geschäft gemacht habe. Noch einmal versuchte es Marianne, ihren Friedel von seinem Vorhaben abzubringen, aber vergebens: der nahm sich fest zusammen, suchte sich wenigstens äußerlich den Anschein zu geben, als ob Mariannens Bitten keinen Eindruck auf ihn machten, und wanderte nach kurzem, gemessenem Abschiede die Straße nach Lauda zu.

* * *

Es war ein frischer, heiterer Aprilmorgen, als Friedel Lederle auf dem eben angetretenen Wege fortwandelte. Sonst, wenn er den Taubergrund hinunterging, sang und trillerte er fröhlich vor sich hin, denn er war ein Liebhaber des Gesanges, und auch im Zitherspiele ziemlich erfahren, worin er von dem Lautenhans zu Mergenthal Unterricht empfangen hatte. Dießmal aber sang und trillerte er nicht, sondern hängte betrübt den Kopf, denn jetzt erst dachte er über den Inhalt der Rede nach, die Marianne vor dem Amboß zu ihm gesprochen, jetzt erst trat ihr Bild mit den weinenden Augen so recht vor ihn, wie er es bei dem kalten Abschiede in dem Thorstübchen gesehen hatte. Schon kam ihn Reue und Leid über seinen Entschluß an, aber — so ganz ohne Grund umzukehren, um so mehr, da er schon über die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, das wäre doch eine gar zu große Schande gewesen.

Wie Friedel so unentschlossen zwischen Thun und Nichtthun schwankte, hörte er von ferne ein Lärmen und Schreien, das von einer Rotte Bauern herkam, die von der entgegengesetzten Seite des Weges daher zogen. Es waren Leute von Lauda, sie führten drei Gefangene mit auf den Rücken gebundenen Händen vor sich her. Wir kennen sie schon, diese unglücklichen Opfer bäuerischer Rohheit, wie sie, fast erdrückt vom Schmerze ihrer Wunden, langsam daher schritten, und nur, wenn einer der Führer ihnen von hinten einen Puff mit der Faust gab, unter lautem „Ach!" und „Wehe" für einige Augenblicke den Gang beschleunigten.

„Wen bringt ihr da?" fragte Friedel, der die Gefangenen im ersten Augenblicke nicht kannte, die Bauern, als sie nahe genug an ihn hergekommen waren. — „Wir führen Hunde nach Mergenthal," rief mit höhnischem Lachen einer aus der Mitte, Veit Rohleder, der rothe Schneider aus Lauda. Dem aber

entgegnete Friedel, der mittlerweile in den Gefangenen Ritter erkannt hatte, mit Entrüstung: „Was sagst Du, Rothkopf? schämst Du Dich nicht, also von ritterlichen Männern zu reden? wohl sind es euere Gefangene, aber es sind Edelleute, die man ehrlich traktiren, und nicht so mißhandeln muß, wie ihr da!" — „Halt 's Maul und geh' Deiner Wege" — lallte der schwarze Fritz, der seit gestern Abend noch nicht nüchtern geworden war — „wir Herren müssen wissen, wie man solche Hallunken traktirt, und lassen uns von einem Herrenknecht Nichts dreinreden." — Der „Herrenknecht" war noch nicht ganz aus dem Munde des schwarzen Fritz heraus, da hatte ihm der junge Waffenschmied schon einen solchen Faustschlag auf seinen dicken Kopf versetzt, daß er betäubt zu Boden taumelte. Und nun zu den anderen sich wendend, sagte er: „Ich bin Friedel Lederle, der Waffenschmied von Mergenthal, Capitany der dritten Rotte, und befehle euch, daß ihr die drei Herren auf der Stelle losbindet, denn so führt man Hunde, und keine Menschen!" Dabei hob er noch einmal seine kräftige Faust auf und drohte mit einer ähnlichen Spende im Weigerungsfalle.

Man hätte glauben sollen, das Dutzend Bauern, welche die Gefangenen führten, würde vernichtend über den Waffenschmied herfallen; — aber die sahen einander nur an, keiner rührte sich und sprach ein Wort. Sie wußten Alle vom Hörensagen, und der schwarze Fritz aus allerneuester Erfahrung, daß Lederle der stärkste Bursche im ganzen Taubergrunde sei; auch sahen sie eine Waffe an seiner Seite, die doppelt schnitt, und wenn er die erhob, so fiel mit jedem Streiche Einer. Aber die Ritter loszubinden machten sie noch keine Anstalt. Da machte sich der Waffenschmied selbst an das Werk, löste den Gefangenen die Bande, und als er damit fertig war, nahm er ihnen das Versprechen ab, ihren Begleitern nun ungefesselt in

die Haft zu folgen und dadurch zu beweisen, daß sie Edelleute und keine Schufte seien. Sie gaben ihm alle drei die Hand darauf; Philipp von Rieden aber drückte sie ihm fest und setzte bedeutungsvoll hinzu: „Lederle, Lederle, das will ich Dir gedenken!“ — „Auf Wiedersehen in Mergenthal!“ rief Friedel und ging seines Weges weiter.

In Mergentheim angekommen, wurden die drei Gefangenen in das oberste Gewölbe des Edelfinger Thorthurmes gelegt und der Obhut des Thorwarts, des Vaters der guten Marianne, anvertraut. Centnerschwer lastete das Gefühl der Gefangenschaft auf ihnen, und doch hätten sie in keine bessere Haft kommen können, denn unter ihnen, im kleinen Thorstüblein, wohnte eine Jungfrau, die, obgleich dem geringern Volke angehörend, doch ein fühlendes Herz besaß und schon oft insgeheim die Lage der Gefangenen erleichtert hatte. Auch diese drei sollten ihre Güte erfahren, und zwar mehr als Alle, die vorher schon in diesem Thurme geschmachtet hatten.

* *
*

Während dessen war der Waffenschmied seines Weges weiter gegangen und schon in die Nähe von Königshofen gekommen, da sah er eine Jungfrau mit aufgelösten Haaren, das Haupt auf die Hände gestützt und bitterlich weinend, an der Straße sitzen. Als Friedel sich ihr näherte, wollte sie fliehen; er aber redete ihr freundlich zu, zu bleiben, und fragte sie, woher sie komme und wohin sie wolle? „Ich komme von Oberlauda“ — entgegnete die Jungfrau schluchzend — „und bin aus dem Schloß entronnen, das die Bauern gestern eingenommen und geplündert haben. Sie haben die Herren daselbst gebunden fortgeführt, unter ihnen auch meinen Bruder, Philipp von Rieden; ich wollte ihnen nachgehen, um zu sehen,

was ihr Schicksal sein werde, aber die rohen Menschen haben es mir gewehrt, ja, Einer von ihnen hat mich sogar angefallen und mir Alles geraubt, was ich Werthvolles bei mir hatte.« — »So seid Ihr also Fräulein Clotilde von Rieden« — entgegnete Friedel und nahm seinen Hut ab — »allein, was wollt Ihr denn jetzt anfangen, armes Fräulein? Bei diesen schweren Zeitläuften kann Niemand dafür stehen, daß Euch auf dieser Straße nicht Manches begegnet, das Euch nicht lieb wäre. Darum erlaubt, daß ich Euch begleite; denn ob ich gleich nur ein gemeiner Handwerker bin, vermag ich Euch doch zu schützen; es soll Euch von hier bis Mergentheim kein Haar gekrümmt werden, und dort will ich schon weiter für Euch sorgen, das schwör' ich, so wahr ich Friedel Lederle heiße.«

Jetzt hatte der Waffenschmied einen triftigen Grund gefunden, umzukehren und bei seiner Marianne wieder gut zu machen, was er übel gemacht hatte. Noch saßen die Gefangenen keine zwei Stunden im Thurme, so trat auch schon Friedel in das Edelfinger Thorstübchen, das holde Fräulein von Rieden an der Hand. Marianne machte große Augen, als sie ihren Geliebten in so schöner Begleitung erblickte, aber wie groß war ihre Freude, als sie vernahm, wer die Jungfrau wäre, wo und in welcher Lage Friedel sie gefunden, und daß er, um ihr beim Aufsuchen ihres gefangenen Bruders behilflich zu sein, sich eines Bessern besonnen habe und nicht nach Oberlauda gegangen sei. Marianne ließ es sich gerne gefallen, dem Fräulein bis auf Weiteres bei sich und ihren Eltern ein Unterkommen zu gewähren. »Denke Dir nur, Friedel« — sagte sie zu dem Waffenschmiede, nachdem sie ihm vor die Thüre hinaus gewinkt hatte — »wie schön es sich fügt: der Bruder des Fräuleins, nebst seinen Mitgefangenen, ist unserer Obhut übergeben; sie liegen droben im obersten Gewölbe, ich habe ihnen eben vorhin den

Imbiß hinaufgetragen. Der jüngste von ihnen, der Junker von Zobel, dauert mich am meisten, weil er voller Wunden ist; auch kenne ich seine Familie schon längere Zeit. Er ist es auch, der mir, während ich oben war, erzählte, wie brav Du Dich ihrer den rohen Bauern gegenüber angenommen hast, darum habe ich Dir auch so schnell wieder verziehen. Aber noch Eins, Friedel, die Eltern dürfen nicht wissen, daß Deine Begleiterin eine Schwester des gefangenen Herrn von Rieden ist, sie möchten sonst Unrath wittern. 'S gibt ja noch mehr adelige Fräulein im Taubergrunde, also gibst Du ihr eben einen andern Namen. Doch, laß uns jetzt wieder in die Stube zurückgehen, das Fräulein möchte sich sonst mit ihren eigenen Reden verschnappen.«

»Ich habe Euch da die Tochter des Herrn von Rosenberg auf Boxberg gebracht« — nahm Friedel beim Eintreten das Wort — »sie will Verwandte in Niederstetten besuchen; ich habe ihr aber gerathen, der unsicheren Wege halber einige Tage bei Euch zu verweilen.« Das Fräulein fand nicht für nöthig, Friedels Angabe zu verbessern, auch ließ sie Frau Lise nicht zum Worte kommen, denn schnell war sie mit einer höflichen Einladung bei der Hand, wobei sie jedoch Besorgniß äußerte, ob es dem gnädigen Fräulein nicht gar bald bei ihnen entleiden möchte. Diese Besorgniß war indeß eine völlig ungegründete, und Clotilde von Rieden war von nun an ein lieber Gast in dem Thorstübchen, und zwar nicht nur auf einige, sondern auf mehr als 14 Tage.

Noch am gleichen Abende, wo Clotilde von Friedel nach dem Edelfinger Thore gebracht worden war, hatte ihr Marianne die Mittheilung gemacht, daß sie unter einem Dache mit drei lieben Gefangenen wohne. Clotildens Freude über diese Kunde war unbeschreiblich; allein leider konnte Marianne ihre Sehn-

sucht, zu den Gefangenen zu gelangen, in den ersten Tagen noch nicht befriedigen. Dieß konnte nur in Abwesenheit des Vaters geschehen, und gerade in den ersten Tagen von Clotildens Hiersein war es der Fall, daß der Thorwart, der den ganzen Tag über ohnedieß das Haus nicht verließ, auch Abends nicht ausging. Aber Marianne, die nie rathlos war, wußte es klug einzufädeln, daß des Vaters Anwesenheit dem Verlangen des Fräuleins nicht mehr länger hinderlich war. Auf ihr Veranstalten erschien von nun an Friedel jeden Abend und holte den künftigen Schwiegervater zu einem Trunke in eine der nächstgelegenen Tavernen ab, und wußte ihn jedesmal so lange beim Becher aufzuhalten, bis Marianne in Clotildens Begleitung das Abendbrod gebracht und letztere als liebende Pflegerin und tröstende Freundin die Gefangenen ihr Elend einige Stunden hatte vergessen lassen.

Die Gefangenen waren aber auch der Pflege und Sorgfalt Clotildens im höchsten Grade bedürftig, besonders der Junker von Zobel. Das Erste, was sie that, war, daß sie ihm den Verband von seinen Wunden nahm — es war noch der nämliche, den sie ihm an jenem traurigen Tage im Schloßhofe zu Oberlauda angelegt hatte — und ein heilendes Pflaster auflegte, das sie schon seit einigen Tagen bereit gehalten hatte. Der Schmerz, den der Kranke hiebei empfand, war groß; aber wer überwindet nicht den größten Schmerz, wo Liebe den Wundarzt macht? Clotilde eilte von Einem zum Andern, untersuchte alle Wunden sorgfältig, verband und besorgte dieselben jeden Tag auf's Neue und erzählte ihren lieben Pfleglingen dazwischen hinein, wie der gütige Himmel Alles so wunderbar geleitet habe und sie durch den jungen Waffenschmied hieher geführt worden sei, um sich dem schönen Berufe ihrer Wartung und Pflege zu widmen. „So sei es Gott gedankt, der uns

solche barmherzige Schwester gesandt hat« — rief der Junker von Zobel; »und eine so gut gesinnte Kerkermeisterin« — unterbrach ihn Clotilde — »denn wenn sie nicht wäre, säße ich drunten im Stüblein, und könnte nur mit Schmerz und Wehmuth an Euch denken, anstatt Euch, wie jetzt, Hilfe zu leisten.« — »Und dem Lederle will ich's gedenken, ich sag's noch einmal« — äußerte Philipp von Rieden — »denn der ist ein Biedermann unter den Wenigen.« — »Wie magst Du doch so thöricht reden, Freund Rieden« — erwiederte ihm der Junker von Zobel — »was können wir denn einem Menschen, der uns Gutes gethan hat, gedenken? Die Zeit wird nicht mehr kommen; der Haß der Bauern gegen uns ist ohne Ende, sie werden uns das Tageslicht nie mehr sehen lassen.« — »Nicht so muthlos, Junker,« — bemerkte die eben anwesende Marianne — »es ist noch nicht aller Tage Abend, das Blättlein kann sich schnell wieder wenden; habe doch ich die Kerkerschlüssel, und der Friedel Lederle ist ein Biedermann, wie ja der edle Herr von Rieden so eben selbst gesagt hat. — Aber kommt, Fräulein Clotilde, wir dürfen nicht mehr länger dableiben, sonst könnte die Mutter drunten Etwas merken, und die würde es dem Vater gewiß nicht verschweigen.« Die Mädchen nahmen ihre Siebensachen zusammen, wünschten den Rittern gute Nacht und entfernten sich.

Unter der liebevollen Pflege Clotildens, die in Allem von Mariannen treulich unterstützt wurde, ging es mit den Wunden der drei Gefangenen von Tag zu Tag besser, und bald waren sie wieder so hergestellt, daß ihnen nur noch Eines fehlte, ohne das alles Andere keinen Werth hat — die Freiheit. Aber auch diese sollte ihnen früher zu Theil werden, als sie nur entfernt zu hoffen wagten.

* * *

Ungefähr vierzehn Tage waren verflossen, seit die drei Herren in dem Thurme zu Mergentheim lagen, da trat der Waffenschmied eines Nachmittags hastig in das Thorstübchen ein, und man sah es seinem bestürzten Gesichte an, daß er eine wichtige, ja, vielleicht eine niederschlagende Kunde zu bringen hatte. „Was gibt's, Nachbar Lederle?“ — fragte der Thorwart, der so eben mit dem Mittagsimbiß fertig geworden war — „Ihr seht ja aus, als ob ihr böse Mähre brächtet.“ — „Ja wohl böse Mähre“ — entgegnete der Waffenschmied — „unsere Brüder, die Bauern im Hohenlohe'schen droben, machen es immer toller und verüben Schandthaten, daß man sich wahrhaftig schämen muß, ihnen anzugehören. Eben ist ein Bote auf's Rathhaus gekommen, und hat berichtet, wie die Bauern aus Hohenlohe und dem Odenwalde gegen Weinsberg gezogen und, nachdem sie die Stadt erstürmt, den Grafen Ludwig von Helfenstein und noch mehr als 12 edle Ritter, welche dieselbe vertheidigten, durch die Spieße gejagt und elendiglich ermordet haben, bei welcher Schandthat des Grafen Gemahlin mit ihrem unmündigen Kinde zusehen mußte und vergebens die Wütheriche um das Leben ihres Mannes anflehte. Den Ritter Dietrich von Weiler aber, ebenfalls einen der Vertheidiger der Stadt, stürzten sie vom Kirchthurme herab. Was sagt nun Ihr zu diesen Geschichten, Nachbar Thorwart?“ — „Was ich dazu sage?“ — entgegnete dieser gleichgiltig — „'s ist wohl ein grob Bauernstücklein; allein die Bauern sind eben jetzt halt obendran, und geben die Laibe noch größer heim, als man sie ihnen gebacken.“

Einen andern Eindruck aber hatte Lederle's Erzählung auf die anwesenden Frauen gemacht. Das Fräulein verließ die Stube, um ihrem Schmerzgefühle ungestört Raum geben zu können, Marianne aber sagte in ernstem, warnendem Tone:

„diese blutige Aussaat wird böse Früchte tragen, und das werden wir vielleicht nur zu bald erleben." — „Du kannst Recht haben" — erwiederte Friedel; aber wie er noch sprach, hörte man lauten Trommelwirbel durch die Straßen schallen, und aus allen Häusern stürzten gewappnete Männer heraus. Der Waffenschmied wußte schon, was das bedeute, er ging schnell von dannen, denn der Bote von Weinsberg hatte noch andere Kunde gebracht, die manchen Ohren nicht so lustig klang, als die von der dortigen Metzelei.

Aus dem Lager des hellen Haufens zwischen Weinsberg und Heilbronn war von Seiten des obersten Kriegsrathes der Bauernschaft ein Aufruf ergangen, „daß zur Stunde alle wehrhaften Männer von 18—50 Jahren sich aufmachen sollen, ihnen zuzuziehen, sintemal nach dem glorreichen Siege zu Weinsberg die ganze Macht der Fürsten und des Adels in Bälde darniedergeschlagen sein werde." Das war die Ursache des plötzlich entstandenen Lärmens und Zusammenrennens gewesen, und es stand keine Stunde an, so zog auch Friedel Lederle mit seiner Rotte dem Rathhause zu. Er hatte es mit dem Abschiede von Mariannen kurz gemacht und ihr den eigentlichen Grund seines Weggehens nicht gesagt, aus Besorgniß, sie möchte auch dießmal wieder, wie damals, als er nach Oberlauda wollte, ein Veto einlegen. Als aber auch der Vater Spieß, Blechhaube und das kurze Schwert herbeiholte, da merkten Marianne und ihre Mutter alsbald, wo es hinaus wolle. „Wohin, wohin?" — rief Frau Lise ihrem sonst nie so kriegslustigen Ehemann zu — „was gibt es denn jetzt schon wieder?" — „Siehst Du nicht, Alte" — entgegnete ihr der Thorwart — „wie Alles rennt und läuft? wenn man umtrommelt, so gilt es mir so gut, wie jedem Andern." Und da half kein Bitten von Weib und Kind, dazubleiben und seines Amtes am Thore zu warten: Märte

warf seinen Habersack um, sagte barsch „Ade!“ und schritt mit kampfglühendem Antlitz aus dem Hause.

Am Rathhause stand schon die ganze Mergentheimer Kriegsmannschaft marschfertig, um den glorreichen Feldzug anzutreten, die Einen mit frohen, die Anderen mit traurigen Gesichtern, denn nicht Alle zogen so freudig in's Feld, wie der Thor-Märte, ja, mancher wäre gar nicht gegangen, wenn man ihn nicht gewaltsam gepreßt hätte.

Unter Trommel- und Pfeifenschall und mit aufgerollten Fähnlein zogen die Rotten aus der Stadt, voll Hoffnung auf Sieg und reiche Beute. Aber es ging nicht gar schnell mit dem Marsche, denn am ersten Tage kamen sie nicht weiter, als bis Krautheim. Unterwegs waren von allen Orten her Gleichgesinnte zu ihnen gestoßen, und in Krautheim selbst trafen sie einen Haufen von mehr als 5000 Bauern, unter ihnen auch die Sieger von Lauda, an, die schon seit drei Tagen daselbst lagerten. Hier war es aber auch, wo sie Dinge erfuhren, die ihnen der Bote aus Weinsberg wohlweislich verschwiegen hatte: daß man sie nämlich aus ganz anderen Gründen in das Bauernlager zwischen Heilbronn und Weinsberg berufen habe, als nur, um Sieg und Beute mit den Uebrigen zu theilen.

Ein lauter Schrei des Entsetzens war nach der Weinsberger Mordhandlung durch ganz Schwabenland, bis hinauf an den Bodensee und in das Allgäu gedrungen, wo der Feldherr des schwäbischen Bundes, Georg Truchseß von Waldburg, ein tapferer Krieger, gewandt in allen seinen Bewegungen, reich an Hilfsmitteln, und von schonungsloser Rachsucht gegen die Bauern entflammt, den Aufruhr mit Macht niedergeschlagen hatte. Dem kam es zur gelegenen Stunde, daß er von dem obersten Bundesrath den Auftrag erhielt, alsbald in das Württembergische einzurücken, um auch hier die aufrührerischen Bauern seinen

furchtbaren Rächerarm fühlen zu lassen. Bei Böblingen traf er das Heer der württembergischen Aufrührer, bei 30,000 Mann stark, unter Anführung des Ritters Bernhard Schenk von Winterstetten. Es kam zur Schlacht, in welcher die Bauern total geschlagen wurden. Die Nachricht von dieser Niederlage verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit allenthalben hin, und erfüllte auch die, welche sich in dem Lager bei Heilbronn und Weinsberg befanden, mit Furcht und Schrecken, die nicht wenig vermehrt wurden durch die weitere Kunde, daß Georg von Waldburg (seit der Schlacht bei Böblingen nur der Bauernjörg genannt) in Eilmärschen durch das Unterland ziehe, Willens, ihnen für die Weinsberger Mordhandlung ihr wohlverdientes Trinkgeld zu zahlen. In dieser Rathlosigkeit hatten sie daher die ganze Bauernschaft der drei Thäler: Kocher, Jaxt und Tauber, aufgeboten, um, mit ihr vereinigt, bei Heilbronn einen lebendigen Wall gegen das heranrückende Bundesheer zu bilden.

Zu diesem Zwecke brach das vereinigte Heer der Bauern von Krautheim auf und zog das Jaxtthal hinab gegen Neuenstadt. Sie hatten zwei Männer ganz verschiedener Art zu obersten Hauptleuten, nämlich den Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, der nur nothgedrungen bisher mit ihnen gezogen war und unter Ach und Weh des Herzens die Hauptmannschaft geführt hatte, und den Georg Metzler von Ballenberg, einen verlumpten Wirth und Prasser. Im Kloster Schönthal, das Metzler mit seinen Odenwäldern zuvor schon heimgesucht und ausgeplündert hatte, kehrten sie im Vorbeiziehen noch einmal ein, um in den Magazinen noch eine Nachlese für ihre ausgeleerten Habersäcke zu halten, und als Nichts mehr zu rauben war, warfen sie mit den Steinen die Fenster in der Kirche so zusammen, daß nach wenigen Minuten die Sonne frei durch alle Oeffnungen hineinscheinen konnte.

Es mag dem ritterlichen Götz wehe gethan haben, als die Mergentheimer solchen Unfug an der Kirche verübten, in deren Kreuzgang sich das Erbbegräbniß seiner Ahnen befand, aber er konnte es nicht wehren, und wenn er, statt einer, zehn eiserne Fäuste gehabt hätte. Unter hellem Gelächter zogen die Helden aus dem Klosterthore und vermeinten Wunder was vollbracht zu haben.

Von Schönthal zog das Bauernheer über Neustadt an der Linde gegen Neckarsulm zu, um zu den Brüdern vom hellen Haufen zu stoßen. Aber was machten sie da für große Augen, als sie jenseits des Wassers bei Neckargartach den Bauernjörg mit einem Heere von 9000 Rittern und Reisigen erblickten, zu dem noch der Kurfürst von der Pfalz gestoßen war! Jetzt verging ihnen mit einem Male alle Kampflust, und selbst der großmaulige Metzler hielt es für gerathener, eine kluge Schwenkung zu machen. Mit Zurücklassung ihres schwersten Geschützes und der Reisewagen zogen sie sich hinüber gen Weinsberg, und von da weiter nach Oehringen, und nun gab auch Götz von Berlichingen, der sich ihnen auf die Zeit von vier Wochen verpflichtet hatte, die aufgedrungene Hauptmannschaft auf, was die Folge hatte, daß die aus dem Neckarthale, Einer nach dem Andern, sich verliefen. Nur die Odenwälder und die aus dem Taubergrunde blieben unter Metzler noch beisammen, kehrten aber, bis auf 2000 Mann zusammengeschmolzen, in das Hauptlager nach Krautheim zurück.

* * *

Wir wollen unsere Helden einstweilen hier ausruhen lassen und uns wieder nach den Bewohnern des Thorthurmes in Mergentheim umsehen. Noch an demselben Tage, wo der Thorwart und der Waffenschmied mit der streitbaren Mergentheimer

Mannschaft ausgezogen waren, wurde zwischen Fräulein Clotilde und Marianne ein Plan ausgesonnen und noch in der gleichen Nacht zur Ausführung gebracht. Es war um die eilfte Stunde — schon glaubten die Gefangenen, man habe ihrer ganz und gar vergessen, und warfen sich auf ihr ärmliches Lager hin, um heute ohne Abendimbiß einzuschlummern — da klirrte der Riegel an der Thüre, sie ging auf, Marianne trat ein, aber ohne das Fräulein, stellte Wein und Brod auf den Tisch und entfernte sich schnell wieder. Während die Ritter ihr Abendbrod genossen, kehrte sie wieder zurück mit drei Mänteln unter dem Arme. „Hurtig, ihr Herren" — lispelte sie ihnen zu — „werfet diese Mäntel um Euch und folget mir, das Blättchen hat sich gewendet." — Die Ritter thaten, wie ihnen das Mädchen gesagt, eilten hinter ihr leise die Treppe hinab und fanden unten am schon geöffneten Thore Fräulein Clotilde, die jedem von ihnen die Hand zum Abschied mit den Worten drückte: „Auf Wiedersehen in Messelhausen, ich folge Euch bald nach." Nachdem die Befreiten glücklich das Thor passirt hatten, kehrten Marianne und Clotilde in die Stube zurück, als ob Nichts geschehen wäre, und sahen einander von Zeit zu Zeit stillschweigend an, aber in ihren Blicken spiegelte sich unverholen die Freude über ihr gelungenes Werk.

Am andern Morgen nahm Clotilde Abschied von Frau Lise, nachdem sie ihr für die freundliche Aufnahme und alles empfangene Gute auf das Herzlichste gedankt hatte. Marianne begleitete das Fräulein; sie wollte Anfangs nur ein Stück Weges mit ihr gehen, ließ sich aber durch ihre wiederholten Bitten, und weil sie auch selbst neugierig war, zu erfahren, ob die drei Herren glücklich am Orte ihrer Zuflucht angekommen wären, endlich bestimmen, dem Fräulein bis nach Messelhausen zu folgen. Wirklich waren die Ritter ohne Gefährde

bereits dort angekommen und hatten alte Bekannte, die sie kaum vermutheten, getroffen. Margarethe, die alte Schaffnerin von Oberlauda, hatte, nachdem sie mit den übrigen Ehehalten lange von Ort zu Ort umhergeirrt war, endlich in dem Feensitz Messelhausen, wie sie ihn nannte, eine Zufluchtsstätte gefunden, wo es ihr so gut behagte, daß sie kein großes Verlangen mehr nach der Zwingburg Oberlauda empfand. Auch Clotilde fand sich bald heimisch an diesem lieben Orte, und Marianne, die schon in den ersten Stunden nach dem Wiedersehen wieder nach Hause zurückkehren wollte, ließ sich endlich bewegen, zu bleiben, da man ihr vorstellte, daß sie sich von Seiten ihres heimkehrenden Vaters nicht den besten Empfang versprechen dürfe, wenn dieser erführe, daß sie den drei Herren zur Flucht behilflich gewesen wäre. So blieb denn Marianne einen Tag um den andern in dem schönen Messelhausen und kehrte am Ende gar nicht mehr nach Mergentheim zurück, denn bald brach ein Gewitter über dem Tauberthale aus, vor dem sie weit sicherer auf dem Schlosse war, als in dem Thorstübchen ihrer Vaterstadt.

Der Thorwart Kellermann hatte es bei der schmalen Kost im Lager zu Krautheim nicht länger aushalten können; er glaubte den Weg nach Mergentheim allein zu finden, desertirte, und wollte auch den jungen Waffenschmied sammt der ganzen Rotte hiezu verleiten. Aber all sein Zureden war bei Lederle vergeblich, denn obgleich dieser wohl einsah, daß bei dem ganzen Auszuge wenig Glück und Ehre herausschaue, und er ihn daher auch nur ungern mitgemacht hatte, so wollte er doch bis zu Ende bleiben, um nicht als Feigling zu erscheinen.

Der schwäbische Bund war in der That hart hinter dem Bauernheere. Der Truchseß von Waldburg war von der Stadt Oehringen aus, wohin er die Aufständischen das Weins-

berger Thal hinauf verfolgt hatte, ohne mit ihnen handgemein werden zu können, rasch Möckmühl zu gezogen, wo ihn schon der pfalzgräfliche Marschall und Dietrich von Spät mit ihren Reisigen erwarteten. Von da ging es ohne weitern Aufenthalt dem Städtchen Ballenberg, dem Herde des Odenwälder Aufruhrs, zu. Hier ließ er, in und um den Ort herum, sein Lager schlagen. Die Bündischen lagen noch nicht zwei Stunden zu Ballenberg, als schon die Kunde davon nach Krautheim gelangte. Da lief den Bauern die Katze den Rücken hinauf, denn so schnell hatten sie nicht geglaubt, daß der Truchseß mit seiner Macht da sein würde. Noch Tags zuvor hatten die Bauernhauptleute aus dem Krautheimer Lager nach Mergentheim geschrieben: es sei vom gemeinen hellen Haufen beschlossen worden, noch 4–5 Tage allda zu bleiben, und sie hatten daher um Proviant und Fourage nachgesucht; aber plötzlich änderten sie jetzt ihren Entschluß: „Königshofen zu!" — so tönte der Ruf durch's ganze Lager; dort wollten sie sich durch einen Bauernhaufen stärken, den Ritter Florian Geyer ihnen von Würzburg her zuführen sollte. Nach gehaltenem Imbiß — derselbe glich mehr einem Henkermahl — brach das ganze Lager auf und wandte sich nach dem Taubergrunde. Aber nicht Alle gingen wirklich nach Königshofen; schon bei Assumstadt schwenkten drei Fähnlein Mergentheimer ab und gingen der Heimath zu; nur Friedel Lederle blieb mit seiner Rotte bei dem Haufen, denn er wollte sich's nicht nachsagen lassen, daß er zu denen gehöre, welche das Kanonen-Fieber bekommen; er wollte den letzten Trumpf mit ausspielen, obgleich er ahnen mochte, daß es nicht zum Besten ausgehen würde.

Von Ballenberg richtete das bündische Heer seinen Zug über Boxberg Königshofen zu, wo es endlich zur entscheidenden Schlacht kam. Wir folgen bei Darstellung dieses denkwürdigen

Ereignisses einem Augenzeugen, dem Pfälzer Peter Haarer, der hierüber Folgendes schreibt:

„Als der Zeug zu Roß und Fuß auf Königshofen zuzog, hatte der Marschalk Wilhelm von Habern, wiewohl ohne Befehl, dreien Knechten erlaubt, gen Boxberg, da die Bauern ihr Anwesen hatten, zu reiten, ihrer Ding daselbst gut Acht zu haben, damit ihnen am Fürzug kein Schaden widerführe, doch ihnen daneben befohlen, Erfahrung zu haben, wo die obgemeldeten Bauern, so zu Krautheim gelegen, ihren Kopf hinausgewendet. Solche Knechte kamen im Feld wieder zum Marschalk und zeigten ihm an, daß dieselbigen Bauern herüber an die Tauber gezogen und, etwa 7000 Mann stark, ihr Hauptlager bei und um Königshofen genommen hätten." Der Marschalk machte hievon alsbald dem obersten Feldhauptmann Anzeige, und der Truchseß, erfreut hierüber, und in der Hoffnung, diesen Tag Ehre einzulegen, ließ alsbald „aufblasen und umschlagen." In einem Kriegsrathe wurde beschlossen, daß der Feind zu Königshofen angegriffen werden sollte. Zu diesem Zwecke „ordnet Herr Georg, der oberst Hauptmann, Herrn Frowin von Hutten, Rittern, 300 Pferde zu, deßgleichen dem pfalzgräfischen Marschalken auch so viel, mit dem Befelch, sie beide sollten hinziehen, die Feinde zu besehen, die Sach auch ferner nach ihrem Verstand fürzunehmen. Solchem Befelch nach zogen die Beiden mit ihren zugeordneten Reutern, deßgleichen das Fußvolk auch hernach, den Schüpfergrund also hinaus; war nichts, denn ein schöner, wohlgerüsteter tapferer Haufen Reisiger und Fußvolks, ganz lustig zu sehen. Im selbigen ward Herr Frowin und der Marschalk zu Rath, sich von einander zu theilen, und soll der Marschalk mit seinen Reutern unter Königshofen, und Herr Frowin oberhalb über die Tauber ziehen, und Jeder Acht haben, wie sich die Feinde hielten, der

Meinung, den Berg, obwendig Königshofen, einzunehmen, und sollt Herr Georg Truchseß hie dießseits der Tauber mit dem ganzen Haufen des Orts, da es am Melberg heißt, bleiben. — Da nun Herr Frowin und der Marschalk den Schüpfergrund, gar ein fein Theil, also hinabkommen, und des Feinds ansichtig wurden, da ändert sich ihr gethaner Anschlag, der Ursachen, dieweil die Feinde, da sie vernommen, daß der Bündisch und Pfalzgräfisch Zeug etwas groß war, mit ihrem Geschütz und Wagenburg aufgebrochen, und gegen dem nächsten Berg, wo die Warte steht, zu, darauf beede Hauptleute wollten, nahmen den ein, schlugen ihre Wagenburg und theilten ihr Geschütz, dessen sie eine treffliche Zahl, bis in die 27 Stück, auf Rädern, ohne die Haken und Anderes, hatten. Da ruckt der Pfalzgräfisch Marschalk wieder herüber die Bach, so den Schüpfergrund hineinfleußt, zu Herrn Frowin von Hutten, überredeten sich mit einander und wurden zu Rath, obwendig hinüber zu ziehen, wie sie dann auch thaten. Indem hatten die Feinde das Geschütz in die Tauber gericht, an den Furth, schossen erstlich zu den Reisigen, trafen auch etliche Pferd und Leute, deßhalben man auch die gewaltigen Haufen an einem andern Ort hinüberzuführen verursacht. Und zogen Herr Frowin und der Marschalk mit ihren Reutern auch auf den Berg, hielten an einem Ort, da sie vor der Feinde Geschütz etwas sicher sein möchten, und ordneten ihren Zeug zum Feind dergestalt: den Pfalzgräfischen und Oesterreichischen Haufen oder Fahnen neben einander, je 13 in ein Glied, ließen beed Fahnen fliegen. Darnach hielten aber zween Zeug, war der ein Pfalzgräfisch und der ander Hessisch, die hielten auch in ihrer Ordnung, blieben also halten, erwarteten des Geschützes und der Fußknechte, aber der gewaltig Haufen hielt noch drunten im Grund. Indem kam Herr Georg, oberster Feldhauptmann,

auch auf den Berg, zog um die Feinde, doch mit wenig Leuten, und besichtigt dieselben; da hatten sie in der Wagenburg drei Haufen geordnet, und stunden also hinter dem Geschütz. Da beschied Herr Frowin den Marschalk, mit beeden Rennfahnen an den Ort, da sie am nächsten den Feind, jedoch sicher vor dem Geschütz, hielten, zu rüsten. Also will der Pfalzgräfisch Marschalk hinter sich und holt seine Reuter, und zog Ebert Schenk von Schweinsberg neben ihnen mit den Schützen, deren doch nit viel waren, da rückten die andern zween Zeug auch an und dem Rennfahnen nach. Als nun diese reisigen Zeug der Bauren Wagenburg nahe kamen, da begehrten sie (weiß nit was ihnen träumte) gählingen aufzubrechen, ließen die Wagenburg und das Geschütz dahinten, und wichen also in der Ordnung flüchtig daraus. Da griffen die Schützen mit beeden Rennfahnen darauf, und trennten die Feinde mit Gewalt aus ihrer Ordnung. Nachdem aber ein Holz allernächst dabei gelegen, theilten sich die flüchtigen Bauren, wichen eines Theils in das Holz, die andern flohen über das Feld hinaus, dieselben wurden mehrentheils alle erstochen. Als nun solche Reuter (welche verfolgten) sich wieder gewendet, auf die Wahlstadt gezogen, dieselbe eingenommen, waren die gewaltigen Haufen mittlerweile aus dem Grund herauf, und zum Theil an die Bauren im Holz kommen, ihr viele darin erschlagen und erstochen, und gar ein weidlich Gehatz mit ihnen gehalten, gleichwie eine Schweinhatze. Hierum so rückten Herr Frowin und der Pfalzgräfisch Marschalk mit ihren zugeordneten Reutern von der Mahlstatt auch in's Holz, erstachen gleicher Maßen viele Bauren darin, aber es schlug den Reisigen auch nicht gar ledig aus, sondern nahmen viel Schadens von den Feinden, denn sie nicht sonderlich Raum im Holz hatten. Es ward der Oberstfeldhauptmann selber in einen Schenkel gestochen, dem pfalzgräfischen Marschalk

zwei Pferde hart verwundet, deßgleichen viele andere gute Gesellen, edel und unedel, beschädigt. Nun hatten sich in diesem Holz 300 Bauern versteckt und dermaßen verhauen, daß man zu Roß nicht wohl zu ihnen kommen mochte." Diese nun im Haag kämpften fort, als sich die Schlacht längst schon zum Vortheil der Bündischen entschieden hatte: es war das Mergentheimer Fähnlein, welches den Waffenschmied Friedel Lederle zum Befehlshaber hatte.

Lederle hatte sich lange hartnäckig dagegen gesträubt, aus der Wagenburg auf dem Berge zu weichen, aber er war von Metzler und dessen Consorten überstimmt worden. Nachdem nun diese das Schlachtfeld verlassen hatten, um ihre Haut zu salviren, zog Lederle sich mit den Dreihundert in das Oberbalbacher Wäldchen und ließ schnell ein Verhack herrichten, das viel zweckmäßiger war, als die Wagenburg, weil hier keine Reiterei beikommen konnte, es auch nicht möglich war, Geschütze aufzuführen. Als die Bundeshauptleute das sahen, ließen sie das Fußvolk herbeiholen und verordneten etliche Fähnlein hinein, um die Bauern in dem Verhack aufzusuchen. Graf Wilhelm von Fürstenberg, Oberster der Fußknechte, griff mit seinen Leuten rasch die Bauern an, konnte aber nicht bis in das Verhack hineindringen, das mannshoch sich zwischen ihnen und den Feinden erhob, und wo Lederle mit seinen rüstigen Gesellen so wacker um sich hieb und stach, daß die Fußknechte mit den Hellebarden Nichts ausrichten konnten. Jetzt aber ließ der Graf von Fürstenberg die Armbrustschützen herbeiholen, und die Sache nahm bald eine andere Wendung. Wie ein Hagel flogen die Bolzen der Schützen über und durch das Verhau und lichteten auf schreckliche Weise die Reihen der hinter denselben postirten Bauern; die kühnsten Fußknechte schwangen sich, da nun kein ernstlicher Widerstand mehr möglich war,

hinüber, und es begann ein Kampf auf Leben und Tod, dessen Ausgang der Waffenschmied, der, obgleich aus mehreren Wunden blutend, wie ein Löwe kämpfte, fast allein noch hinhielt. „Das ist ein Teufelskerl!“ — rief der Graf von Fürstenberg, der nicht fern davon auf seinem Rosse hielt — „der schlägt ja drein, wie auf einen Amboß; laßt ihn; er soll Gnade haben, wenn er Euch den Paß freimacht —!“ — Lederle sprang auf einen Landsknecht zu, der eben auf ihn eindringen wollte, und spaltete ihm mit einem Hiebe Pickelhaube und Schädel, so daß er jählings vor ihm niederstürzte: das war seine Antwort auf den Vorschlag des Grafen von Fürstenberg; und wie er zu hauen angefangen, so machte er fort.

Nachdem der Kampf mehrere Stunden ohne Entscheidung fortgedauert hatte, zog sich der Graf mit seinen Lanzknechten und Schützen zurück und ließ durch einen Trompeter den Bauern einen Waffenstillstand und Bedenkzeit anbieten, ob sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben wollten. „Einen Stillstand“ — entgegnete Lederle halb scherzend, obgleich ihm wegen seiner schmerzenden Wunden das Weinen näher lag — „lassen wir uns bis morgen gefallen, da ja doch vor dem Dunkel bald kein Mann mehr den andern sieht, aber aus der Uebergabe auf Gnade und Ungnade wird nimmermehr Etwas, so wenig, als aus dem Verrathe, den mir Euer Oberst zumuthet.“ — „So soll ich Euch melden, daß wir nach einer Stunde Pechkränze in Euer Nest werfen werden, daß es so hell werden soll, wie am hellesten Tage; also besinnt Euch eines Bessern.“ — „Wir sind schon besonnen; ich fürchte mich nicht vor dem Feuer, es ist ja mein Element. Gute Nacht! Kommt nur, wann es Euch beliebt!“

So ernst war es übrigens dem Waffenschmied doch nicht mit seiner höhnischen Antwort. Die letzten Worte des Trom-

peters, daß die Feinde mit Pechkränzen kommen wollten, um zu leuchten, machten ihm und den Seinigen doch bange. Schnell wurde daher Berathung gehalten. Friedel war der Meinung, zuzuwarten, bis die Feinde wirklich kämen, denn am Ende wäre es doch Nichts weiter, als eine leere Drohung. „Daß man Dir das Maul schließ', verdammter Capitany“ — rief Bernhard Keßler von Mergentheim — „da wird Nichts daraus; bin kein Liebhaber vom Feuer, wie Du, und mich verbrennen zu lassen, bin ich auch nicht da! Wir ergeben uns auf Gnad' und Ungnad', denn durchbrennen können wir doch nicht, da ja die Lanzknechte vor dem Loche sitzen und uns umzingeln, wie die Fische mit einem Garn.“ — „Der hat Recht“ — sagte ein Dritter — „wir ergeben uns auf Gnad' und Ungnad', denn wir haben uns lange genug herumgeschlagen und als Ehrenmänner gehalten.“ — „Aber jetzt wollt Ihr's auf einmal nimmer sein“ — sprach Friedel Lederle — „darum bleib' ich keinen Augenblick mehr unter Euch. Lieber brenn' ich durch, als daß ich mich den Bündischen auf Gnad' und Ungnad' ergebe, denn die Gnade der Herren von Adel kenn' ich recht wohl: sie werden wettmachen, was bei Weinsberg an den Ihrigen geschehen ist. Mein zerstoßener Leib gibt Zeugniß, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe; Ade, ihr Brüder, wünsch' Glück zur Gnade und Ungade!“

* * *

Mit Mühe klimmte der Waffenschmied über das Verhau hinüber, und als er unten war, wandte er sich nach einer Richtung, wo er hoffen konnte, auf keine Feinde zu stoßen. Es glückte ihm auch wunderbarer Weise, unbemerkt hindurchzukommen, aber zu seinem Unglück faßte er jetzt den Gedanken, sich Würzburg zuzuwenden, wo das große Bauernheer lag, und wo-

her, nach erhaltenen Nachrichten, eine Verstärkung schon unterwegs sein mußte. Aber die lag noch bei Ingolstadt, wo sich schon Viele von denen, welche vom Schlachtfelde bei Königshofen entronnen waren, gesammelt hatten. Das war auch die Richtung, woher viele Bündische nachkamen, die den Bauern nachgejagt waren, und sich nun auf dem Rückweg in's Lager befanden. Mancher Reitersmann trabte hart an ihm vorbei, aber Lederle entkam ihm jedesmal glücklich, indem er auf die abverlangte Losung mit herzhafter Stimme „Korn!“ rief, das Feldgeschrei der Bündischen, wie er zufällig in Erfahrung gebracht hatte. Aber einmal blieb er mit seinem Losungsworte hängen, und das war gerade seine Rettung.

Ein Reitertrupp von etwa 20 Mann kam auf ihn zu. „Wer da?“ hieß es, und der Waffenschmied antwortete wieder mit „Korn!“, aber unglücklicherweise trat in diesem Augenblicke der Mond hinter den Wolken hervor, und man sah den Schlapphut mit der großen Hahnenfeder. „Ein Bauer! ein Bauer!“ — schrieen Alle — „haut ihn nieder!“ — „Nein“ — rief Einer unter den Reitern, der dem Waffenschmied auch in's Gesicht geschaut hatte — „ich nehm' ihn an den Steigbügel und führ' ihn in's Lager; sein Leben kann uns mehr nützen, als sein Tod; reitet nur zu, ich will ihn an den Bügel binden und Euch nachbringen.“ Als nun die Andern eine Strecke weit voran waren, rief der Reiter dem Friedel zu: „sitz' hinter mir auf, mein Roß kann wohl Zwei tragen bis zum nächsten Orte.“ — „Potz Element, den Herrn sollt' ich kennen“ — sagte Friedel, indem er sich dem Pferde hintenauf schwang. „Ich Dich auch“ — erwiederte der Reiter — „aber schweige, es kommt noch ein neuer Troß hinten nach.“ Mit diesen Worten wandte er sein Pferd, und nun ging's, statt vorwärts, quer feldein. Kaum waren die beiden, wie weiland die Haimonskinder auf ihrem

Rosse Bayard, ein Stündchen geritten, so standen sie vor einem ansehnlichen Gebäude mit vier Thürmen — es war das Schloß Messelhausen. Der Reiter, der Niemand anders war, als Philipp von Rieden, stieß dreimal in sein Horn, die Zugbrücke fiel nieder, und Lederle war gerettet. Dieser konnte vor Staunen und Dankgefühl keine Worte finden; aber wie ward ihm erst, als zwei Jungfrauen in den Hof herabkamen, in deren einer er Fräulein Clotilde, in der andern seine geliebte Marianne erkannte! Es war für alle Viere ein Augenblick des freudigsten Wiedersehens.

Herr Philipp von Rieden hatte mit seinen Freunden in den Reihen der Bündischen die Schlacht bei Königshofen mitgefochten; er war der Erste, welcher heimkehrte, aber auch die Kunde mitbrachte, daß die beiden Freunde bereits wohlbehalten im Lager des Truchseßen angekommen seien.

Während Herr Philipp und sein Schützling der Schwester und Geliebten ihre Berichte über den Verlauf der Begebenheiten abstatten, wollen wir unseren Lesern erzählen, wie es den Bauern in dem Verhack weiter ergangen war. Kaum hatte Lederle sie verlassen, so machten sie den Paß frei und sandten Bernhard Keßler zu dem Obersten der Lanzknechte, um ihm ihre Uebergabe auf Gnade und Ungnade melden zu lassen. Fanden sie die erste nicht, so war ihnen die letzte um so gewisser. Einer der 200 Bauern um den andern mußte aus dem Verhack heraus und durch die Reihen der dasselbe umstellt haltenden Lanzknechte laufen, die jedem einen tüchtigen Tritt auf den Hintern gaben. Hierauf wurden sie gebunden und zu Königshofen in strenge Haft gelegt, aus der sie sich erst mit schwerem Geld wieder lösen konnten, dieses Geld aber fiel dem Grafen von Fürstenberg in die Tasche „sintemal ihm die Ueberwindung dieses Haufens so viele Mühe gekostet.“

Nach beendigter Schlacht und errungenem Siege zogen die Fürsten und Hauptleute des bündischen Heeres mit ihrem Kriegsvolke in den Flecken Königshofen hinab, wo sie Mannschaft und Rosse von den bestandenen Strapazen ausruhen ließen und der Verwundeten pflegten. Erst am h. Pfingsttage brach man mit dem Lager auf, um gen Würzburg zu ziehen. Auf dem Marsche dahin stieß der Truchseß auf ein gegen 8000 Mann starkes Bauernheer, das eben den bei Königshofen Geschlagenen zu Hilfe ziehen wollte. Zwischen Sulzdorf und Ingolstadt griff er dasselbe mit seinen Reitern an. Als die Bauern den reisigen Zug des Truchseßen erblickten, wollten sie sich in ein nahes Gehölz zurückziehen, allein ein Geschwader von 200 Reitern schnitt sie von demselben ab, mit den übrigen rückte der Truchseß eilends vor, die Bauern flohen in wilder Unordnung, und es fielen ihrer so viele, wie bei Königshofen. Sechshundert flohen in das Schloß Gibelstadt, wo sie sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigten, nur 17 wurden gefangen. So hatte der Truchseß auch den »schwarzen Haufen«, und nachdem sich ihm am 7. Juni auch die Stadt Würzburg auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, nahm er aus dem Frankenlande den Ruhm mit sich nach Oberschwaben, daß auch dort sein tapferes Schwert den Aufruhr für immer gedämpft habe.

Doch, wir verlassen jetzt das Schlachtfeld, und führen unsern Lesern eine freudigere Scene auf dem Schlosse Messelhausen vor Augen. Friedel Lederle und Marianne hatten hier eine sichere Stätte gefunden, und dachten um so weniger, in ihre vom Feinde schwer heimgesuchte Vaterstadt Mergentheim zurückzukehren, da Herr Philipp von Rieden ihnen eröffnet hatte, daß er, sobald Schloß Oberlauda wieder in wohnlichen Zustand gesetzt sein würde, den Friedel mit sich dorthin nehmen wolle. Zuvor aber mußte auf Messelhausen noch ein freu-

diger Tag gefeiert werden. Im Spätsommer 1525 zog hier ein glänzender Brautzug in die Schloßkapelle, und ein glückliches Paar empfing am Altare den priesterlichen Segen zu einem unzertrennlichen Bunde. Herr Erasmus von Fechenbach war zu dieser heiligen Handlung eigens von Bischofsheim herüber gekommen: hatte er ja doch auch alle traurigen Ereignisse, welche diesem frohen Tage vorangingen, miterlebt. Die alte Margarethe erhielt sich im Rufe der besten Köchin im ganzen Taubergrunde, denn das Hochzeitmahl, das sie in Verbindung mit Marianne herstellte, war das herrlichste, von dem man seit langer Zeit gehört hatte und noch lange nachher sprach. Margarethe fühlte keine große Lust mehr, nach Oberlauda zurückzukehren, sondern blieb bis an's Ende ihres Lebens bei ihrer Herrin, der nunmehrigen Frau von Zobel. Desto natürlicher finden wir es, daß Marianne keinen Anstand nahm, dorthin zu ziehen, als Herr von Rieden nach Wiederherstellung seines Ahnensitzes sich wieder daselbst wohnlich einrichtete. Zuvor aber ritt Herr Philipp von Rieden in eigener Person nach Mergentheim und söhnte Tochter und Eltern mit einander aus. Nun gab es bald auch zu Oberlauda eine Hochzeit. Friedel Lederle, nun wohlbestallter Burgvogt daselbst, und zugleich Leibknappe seines Herrn, hielt dieselbe mit Marianne, des Thorwarts Töchterlein von Mergentheim, und auch die junge Herrschaft von Messelhausen wohnte dem Freudentage bei. Nachdem nun aber Alles gefreit hatte, wollte auch Junker Philipp nicht mehr allein bleiben: er führte die holde Schwester seines Freundes, Fräulein Emma von Fechenbach, als seine Hausfrau heim.

Frohere Zeiten und das Glück des Ehestandes verwischten bald das Andenken an die traurigen Verlebnisse des Jahres

1525, aber Eines verschwand nie aus Friedels Gedächtniß: die Dankbarkeit gegen seinen Herrn, der ihm so treu vergalt, daß er in der Stunde der Gefahr ein Herz für ihn gezeigt hatte. So lange er lebte, und noch viele Jahre nach seinem Tode, war über der Thüre des Thorstübleins zu Oberlauda ein Pergamentstreifen angeklebt, worauf die Worte standen: „Lederle, Lederle, das will ich Dir gedenken!“

# Der letzte Sponeck, oder Schuld und Sühne.

## Erzählung aus der Regierungszeit des Herzogs Karl Eugen von Württemberg

von

**Eduard von Westen.**

---

Auf der nördlichen Seite der Kanzleistraße zu Ludwigsburg steht ein ziemlich ansehnliches Gebäude, eines von den wenigen dreistockigen und massivgebauten in der ganzen Stadt. Es diente zu König Friedrichs Zeit den „Landvögten an der Enz," hierauf viele Jahre hindurch den Präsidenten der Regierung des Neckarkreises als Amtswohnung, und ist seit etwa einem Jahrzehent dem Postamte eingeräumt. Nicht so gleichgiltig, wie in unseren Tagen, gingen vor nahezu einem Jahrhundert die Bewohner und Besucher Ludwigsburgs an diesem Hause vorüber, denn hier wohnte und schaltete in den Jahren 1764 und 1765 der allgewaltige und allgefürchtete Minister des Herzogs Karl Eugen, Graf Samuel Friedrich von Montmartin, ein Mann, auf dem während seines Lebens schon der Fluch des ganzen Volkes lastete, und dessen Namen die württembergische Geschichte noch heute, neben denen einer Grävenitz, eines Süß, Wittleder und anderer Landverderber, mit Abscheu nennt.

Sprößling einer emigrirten französischen Adelsfamilie, war Montmartin früher markgräflich brandenburg-culmbachischer Geheimerrath und Gesandter auf dem Reichstage zu Regensburg, wo er — seinen Instruktionen schnurstracks zuwider — im geheimen Einverständnisse mit dem Fürsten Kaunitz, den Reichskrieg gegen Preußen durch sein Votum hatte entscheiden helfen. Der hierüber auf's heftigste aufgebrachte Markgraf ließ ihn sogleich abberufen und des Landes verweisen. Montmartin begab sich nunmehr zu seinen Gönnern nach Wien, trat hier von der reformirten zur katholischen Kirche über, und wurde von da aus bald dem Herzog Karl von Württemberg empfohlen, der schon vorher günstig für ihn gestimmt war, weil der Graf viel zur Volljährigkeitserklärung des jungen Fürsten am kaiserlichen Hofe beigetragen hatte. Karl stellte ihn zuerst als Kabinetsminister an, aber es währte nicht lange, so wurde er zur Würde eines ersten Ministers und Geheimerrathspräsidenten erhoben.

Von ansehnlicher Figur und gut gewachsen, mit lebhaftem, feurigem Blicke, in Geberden und Bewegungen ein vollkommener Hofmann, verstand es Montmartin, seine nur mittelmäßigen Geistesgaben unter feinen Manieren und bombastischem Wortgepränge geschickt zu verbergen, und verband damit noch die Gabe, sich vollkommen in seines Herrn Willen zu fügen, dessen geheimste Wünsche auszukundschaften und ihnen blindlings entgegen zu kommen. Dabei war ihm kein Mittel zu schlecht, das den gewöhnlichen Zielpunkten gemeiner Naturen, „Reichthum und Gewalt," Befriedigung gewähren konnte; auch war er ganz der Mann, der seinen Willen überall durch die That zu unterstützen wußte.

Bei solchen Eigenschaften des Grafen war denn auch die Liebe nicht vermögend, sein Herz zu rühren; er stand schon im Anfange der fünfziger Jahre, als er — lediglich in der Absicht,

daß sein alter Stamm nicht mit ihm absterbe — den Entschluß faßte, sich zu vermählen. Ein Mann von der Person und Stellung Montmartin's brauchte nicht lange zu suchen; er that es auch wirklich nicht, sondern warb in einem kurzen und gemessenen Schreiben bei seinem Nachbar vis à vis, dem verabschiedeten herzoglich württembergischen Major, Baron Eberhard von Liebenstein, einem Haudegen von altem Adel, aber fast ohne Vermögen, um die Hand seiner einzigen Tochter, der wunderschönen, erst siebzehnjährigen, Mathilde.

Querüber von dem oben bezeichneten Hause, der Wohnung Montmartins, ist ein kleineres, zweistockiges Gebäude, mit einem großen Steinwappen über dem Eingange, damals Fideicommiß-Eigenthum zweier Brüder, Grafen von Sponeck, daher noch heute, nachdem es schon lange einen Theil der sogenannten Kanzleikaserne bildet, von den alten Ludwigsburgern „das Sponeck" genannt. Der ältere Bruder, Graf Leopold, stand als Kapitän in französischen Diensten, der jüngere aber, Ludwig, noch minderjährig, bewohnte das Haus „Sponeck" gemeinschaftlich mit der Familie seines Vormundes, des eben genannten Baron von Liebenstein.

Graf Ludwig und Mathilde waren gemeinschaftlich mit einander erzogen worden; gleiche Spiele und gleiche Neigungen schlangen frühzeitig das Rosenband der Liebe um ihre Herzen. Diese Liebe wuchs mit den Jahren, und entfaltete sich um so freier, als Mathildens Mutter dieselbe entschieden billigte, der Vater sich wenigstens nicht dagegen aussprach, und auch kein äußeres Hinderniß der Aussicht auf eine künftige Verbindung im Wege stand; besonders hing Mathilde mit der ganzen Glut ihres feurigen Herzens an ihrem Geliebten.

Ein Schlagfluß raffte die Gemahlin des Baron Liebenstein schnell dahin. Kaum hatte sich die zärtliche Tochter von dem

herben Schmerze über den Verlust ihrer Mutter einigermaßen erholt, als ein neuer, noch weit schrecklicherer Schlag ihr Herz traf. Ihr Vater kündigte ihr eines Morgens — als sie eben von Gedanken an ihren geliebten Ludwig ganz erfüllt war — mit der ihm eigenen, soldatischen Festigkeit an: „Daß Se. Excellenz, der hochgebietende Herr Reichsgraf von Montmartin, der erste Mann im Lande nach dem Herzoge, ihn, den Baron, der Ehre gewürdigt habe, um die Hand seiner Tochter zu werben; daß er, diese Ehre nach ihrer ganzen Bedeutung schätzend, dem Grafen bereits eine zusagende Antwort ertheilt habe, und um so mehr kindlichen Gehorsam erwarte, als ja Mathildens eigenes Glück dadurch auf das Solideste begründet werde."

Zum ersten Male wagte es Mathilde, ihrem Vater zu widersprechen, und ihm zu erklären, daß sie bereits liebe. Der Baron lächelte über diese Erklärung, setzte aber sogleich in ernstem Tone bei: „daß er das Gesuch des Grafen unter keinen Umständen zurückweisen dürfe und könne, daß er hiedurch des Herzogs eigene, schwere Ungnade auf sich laden würde, und Mathilde deßhalb unbedingt gehorchen müsse. Der junge Sponeck, der ihr im Kopfe stecke, habe, auf des Ministers Betreiben, bereits Haus und Stadt verlassen, und so stehe denn ihrer Einwilligung eigentlich kein Hinderniß mehr im Wege."

Mathilde war außer sich, als sie aus dem Munde ihres Vaters die unfreiwillige Entfernung ihres Geliebten aus Ludwigsburg vernahm. Sie weigerte sich standhaft, dem Minister ihre Hand zu reichen, kein Wüthen und Drohen des Barons war vermögend, ihr Jawort zu erwirken. Da trat eines Tages der Hofkaplan M. Lederer, der Beichtvater ihrer seligen Mutter, in ihr Gemach. Sein Erscheinen war Mathilden höchst willkommen: von ihm hoffte sie Trost und Hilfe. Mit freundlichem Ernst ermahnte sie der würdige Mann, ihre kind-

liche Pflicht zu erfüllen, dem Willen des Vaters nachzugeben, und dem Grafen, der ja der mächtigste und reichste Mann in ganz Württemberg sei, auch noch in besten Jahren stehe, die Hand zu reichen. Noch wankte Mathilde nicht, noch blieb sie fest bei ihrer Weigerung. Als aber der Hofkaplan ein eigenhändiges Schreiben des Grafen Ludwig von Sponeck hervorzog, worin dieser sie der Schwüre ewiger Treue entband, und selbst bat, der Nothwendigkeit zu gehorchen, da wandelte sich ihr ganzes Wesen mit einem Male völlig um. Der Gedanke, daß Der, dem sie jedes Opfer zu bringen fest entschlossen war, ihr so leicht entsagen, sie selbst zur Untreue bereden konnte, empörte ihr Innerstes, und in der ersten Aufwallung beleidigten Stolzes willigte sie in die Verbindung mit dem Grafen von Montmartin.

Die Vermählung wurde mit großem Pompe vollzogen. Weit hinaus erscholl aus der festlich geschmückten Wohnung des Ministers der schmetternde Klang der Trompeten und Pauken und das Jubelgeschrei der vom feurigsten Rheinweine und Champagner aufgeregten Hochzeitgäste. »Es lebe die gnädige Frau Gräfin, die herrliche Mathilde!« — so jauchzten hundert Kehlen; aber dem Auge der schönen Braut entquoll eine große Thränenperle und vermischte sich mit dem duftenden Weine des goldenen Pokals, aus dem der reizende Purpurmund nippte, um den glückwünschenden Gästen Bescheid zu thun. Alles athmete Wonne und Vergnügen, nur sie, der dieses Fest galt, Mathilde, fühlte sich namenlos unglücklich an der Seite ihres Bräutigams, und nur mit Mühe hielt sie den Strom ihrer Thränen zurück.

Graf Montmartin behandelte seine junge Gemahlin zwar mit aller Artigkeit, doch ließ er sie es nur allzu deutlich fühlen, daß sein Herz unfähig zur Liebe sei. So blieb denn die

Unglückliche, von Reichthum und Ueberfluß umgeben, ärmer als eine Bettlerin, und fand ihren einzigen Trost in den Thränen, die sie heimlich dem Andenken an ihr verlorenes Glück widmete.

Das erste Jahr ihrer Ehe verfloß, und Mathilde fühlte sich noch nicht Mutter. Der Graf fürchtete bereits den Hauptzweck seiner Vermählung vereitelt, und behandelte seine Gemahlin mit auffallender Kälte. Dieß erhöhte denn in Mathildens Herz nicht wenig die Sehnsucht nach dem immer noch heißgeliebten Ludwig, von dessen Aufenthalt und Schicksal sie auch nicht die geringste Kunde hatte; nur einmal in ihrem Leben wünschte sie ihn noch zu sehen, um ihre Seele auszuweinen an seinem Busen!

Zu Anfang des Jahres 1766 mußte Graf Montmartin auf Befehl seines Gebieters eine Reise nach Wien unternehmen, angeblich, um der Kaiserin Maria Theresia wegen des kurz zuvor erfolgten Ablebens ihres Gemahls, Franz I., zu condoliren, in Wahrheit aber, um die Aufhebung einer Rechtsklage zu bewirken, welche die württembergische Landschaft gegen den Herzog wegen verschiedener Verfassungsverletzungen bei dem Reichshofrathe anhängig gemacht hatte. Mathilde sollte ihren Gemahl begleiten. Kurz vor ihrer Abreise erhielt sie einen unerwarteten Besuch von dem Grafen Leopold von Sponeck, den ein schon längere Zeit andauerndes Körperleiden genöthigt hatte, seine Garnison in Troyes zu verlassen, und von dem ruhigen Aufenthalte in dem schönen, luftreinen Ludwigsburg die Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit zu erwarten. Von ihm erfuhr sie im traulichen Gespräche, daß man dem unglücklichen Ludwig jenen Absagebrief durch die übertriebenste Schilderung der Gefahr, die ihr und ihrem Vater bei längerer Weigerung drohe, abgenöthigt habe; daß er sein Glück und seine Ruhe ihrer Freiheit aufgeopfert; daß er sie noch immer heiß

liebe und, von Sehnsucht und Kummer verzehrt, in Wien ein höchst trauriges Leben führe. Wie sehr diese Nachricht Mathilden erschütterte, läßt sich leichter denken, als beschreiben. Mächtiger, als je, entflammte die Leidenschaft für den edeln Verkannten ihr gequältes Herz. Ihr Gemahl, den sie nie geliebt hatte, war ihr jetzt entschieden verhaßt; nur an ihn, den Ewiggeliebten, an Ludwig von Sponeck, dachte sie — und sie sollte ihn wiedersehen, eine Luft mit ihm athmen, in einer Stadt mit ihm wohnen!

Wer schildert die Gefühle, welche Mathildens Herz während der Reise und nach ihrer Ankunft in Wien abwechselnd bestürmten! Sie blieb unempfindlich für alle Herrlichkeiten und Genüsse der Kaiserstadt; ihn, nur ihn suchte ihr Auge überall unter der wogenden Volksmenge. Schon war sie mehrere Tage in Wien, ohne ihn gesehen zu haben, und sie hatte nie den Muth, sich nach ihm zu erkundigen, so oft sie sich's auch vornahm.

Eines Abends saß sie an der Seite ihres Gemahls in einer Loge des Operntheaters am Kärnthnerthore. Taub für die herrliche Musik, blind für die schönen Decorationen und prachtvollen Costüme, blickte sie unausgesetzt von Loge zu Loge, um den Einzigen zu finden. Endlich gewahrte sie im Parterre einen Mann, der, in einen Mantel gehüllt, aus der Ecke, in welche er sich verstecken zu wollen schien, nach ihr hinstarrte und schnell den Blick wendete, als ihr Auge das seinige traf. Es war die Gestalt Ludwigs, es war sein von Gram — von Gram über ihren Verlust — abgezehrtes, blasses Gesicht! Mathilde vergaß die ganze Welt um sich her, nur hinstarren konnte sie nach der theuern Gestalt. Kaum war die Oper zu Ende, als sie aufsprang, die Loge verließ und dem Ausgange zueilte. Ihr Gemahl bat sie, zu warten, bis der große Haufe sich verlaufen hätte, aber sie hörte nicht. Hastig eilte sie der Treppe zu. Als

sie dieselbe erreicht hatte, erblickte sie an deren Fuße Ludwig stehen — ihre Füße versagten ihr den Dienst, sie wankte, glitschte aus und stürzte die Treppe hinab — in Ludwigs Arme, der zu ihrer Rettung herbeigesprungen war. Montmartin hatte den Fall seiner Frau bemerkt und eilte ihr zu Hilfe; aber wie erstaunte er, als er sie in den Armen des Grafen von Sponeck, des ihm einst so verhaßten Nebenbuhlers, erblickte! Dieser aber, ohne seine Fassung zu verlieren, übergab Mathilden ihrem Gemahle mit den Worten: »Excellenz, ich schätze mich glücklich, daß ein Ungefähr mir das Vergnügen verschaffte, der Freundin und Gespielin meiner Jugend nützlich sein zu können.« Er begleitete beide an den Wagen, und schlug Montmartins Einladung, mit ihm zu Nacht zu speisen, unter dem Vorwande aus, daß wichtige Geschäfte ihn nöthigten, Wien noch in dieser Stunde zu verlassen.

Dieser Auftritt, Ludwigs zarte Handlungsweise, seine zitternde Hand, seine unterdrückten Seufzer — Alles vereinigte sich, um die mühsam gedämpfte Glut der heftigsten Leidenschaft in Mathildens Herz zur hell lodernden Flamme anzufachen. Ihre Lage wurde ihr unerträglich. Montmartin erschien ihr von diesem Augenblicke an als ein böser Dämon, der sich feindselig zwischen sie und ihr Glück stellte; sie floh seine Nähe, wo und wie sie konnte, und mußte sie um ihn sein, so zeugte ihr ganzes Wesen nur allzu deutlich von der Bitterkeit ihrer Empfindungen. Ein weiterer Umstand trug noch dazu bei, sie auf den Gipfel der Verzweiflung zu heben.

Da den Bemühungen Montmartin's in Wien von Seiten der fürstlichen Garanten der württembergischen Verfassung energisch entgegen gearbeitet wurde, so waren dieselben völlig erfolglos; er verließ daher in der zweiten Hälfte Aprils das kaiserliche Hoflager ziemlich mißmuthig wieder, und kehrte in die

Heimath zurück, wo er, alsbald nach seiner Ankunft, den Herzog um seine Entlassung bat, „damit er“ -- wie er sich in seinem dießfälligen Gesuche ausdrückte — „durch seine Gegenwart kein Hinderniß der glücklichen Wiederherstellung des vollkommenen Vertrauens zwischen Herr und Land wäre.“ Er erhielt sie — zur nicht geringen Ueberraschung des ganzen Landes — am 10. Mai 1766, unter Versicherung der vollsten Zufriedenheit des Herzogs mit seinen geleisteten Diensten, und einem Jahrgehalte von 4000 Gulden, und beschloß nun, sich auf sein Landgut Thürnhofen bei Dinkelsbühl zurückzuziehen, blieb indessen fortwährend des Herzogs vertrauter Rathgeber und in enger Verbindung mit ihm.

* * *

Mathilde hatte in Stuttgart, wo ihr Gemahl — weil die Residenz mittlerweile von Ludwigsburg wieder dahin verlegt worden war — nach der Rückkehr von Wien zunächst seinen Wohnsitz genommen hatte, von einer ihrer Freundinnen erfahren, daß Graf Leopold von Sponeck vor wenigen Wochen seinen Leiden erlegen, in Folge dieses Todesfalls der jüngere Bruder Ludwig in den Besitz der Fideicommißgüter gelangt sei, und Behufs der Uebernahme derselben jeden Tag in Ludwigsburg erwartet werde. Vier Tage später erhielt sie die Nachricht von der wirklich erfolgten Ankunft Ludwigs daselbst. Die Sehnsucht, den Geliebten dort noch einmal zu sehen, erwachte jetzt in Mathildens Brust lebhafter denn je, da die bevorstehende Uebersiedelung nach dem entfernten Thürnhofen ihr jede Hoffnung benahm, künftig je wieder in seine Nähe zu kommen. Sie bat ihren Gemahl um die Erlaubniß, vor der Abreise von Stuttgart nach Thürnhofen Ludwigsburg noch einmal besuchen zu dürfen, wo so Vieles sie an vergangene glück-

liche Zeiten erinnerte, und wo das Grab ihrer Mutter war, an welchem sie dem Andenken der geliebten Entschlafenen in andächtigem Gebete noch ein Opfer kindlicher Liebe darzubringen wünschte. Nur mit Mühe erhielt sie von dem Grafen die Einwilligung zu diesem Ausfluge; er entließ sie, mit boshaften Anspielungen auf ihr früheres Verhältniß zu Sponeck, — Anspielungen, die sie um so empfindlicher schmerzten, als sie aus dem Munde des Mannes kamen, welcher der Urheber ihres ganzen Unglücks war.

In Ludwigsburg angekommen, war einer von Mathildens ersten Gängen auf den Gottesacker, wo nicht weit vom Eingange rechts, unter einer großen steinernen Urne, über die sich ein Genius mit ausgelöschter Fackel lehnte, und von vier Trauerweiden dicht umschattet, sich das Grab ihrer unvergeßlichen Mutter befand. Als sie schon ganz nahe bei demselben angekommen war, tönten ihr wiederholte Seufzer entgegen, ohne daß sie Jemanden sah, von dem sie kamen. Betroffen blieb sie stehen, als sie deutlich folgende Worte vernahm: „O, warum mußte Dich ein neidisches Geschick so frühe dieser Welt entziehen? Mit Dir ging mein ganzes Glück zu Grabe! Hättest Du länger gelebt, so wäre sie jetzt mein, die Ewiggeliebte! — O Mathilde! Mathilde!“ — — Der Horchenden stockten beinahe alle Pulse, denn es war Ludwigs Stimme. Zitternd blickte sie durch das Gebüsch, um Gewißheit zu erlangen. Sie hatte recht gehört: da stand der Geliebte, in Thränen zerfließend, die kalte Urne mit seinen Armen umklammernd. Sein kindliches Herz hatte es ihm zur Pflicht gemacht, gleich nach seiner Wiederankunft in der Heimath das Grab seiner theuern Pflegemutter zu besuchen — so traf ihn Mathilde. Das ungestüm pochende Herz drohte den wogenden Busen zu sprengen; halb ohnmächtig sank sie an dem Grabe nieder. Ludwig, durch

das Geräusch erschreckt, blickte auf, erkannte sie und fing die Sinkende in seinen Armen auf.

An seinem Busen erholte sich Mathilde nach und nach wieder. Sie sah in sein blasses Gesicht, in seine thränenden Augen. — Die Welt und alle Verhältnisse vergessend, drückte sie ihn mit der Glut der Leidenschaft an ihr Herz, indem sie mit zitternder Stimme ausrief: „O, Du mein Einziggeliebter!“ — Dahin war Ludwigs Fassung. „Meine Mathilde!“ rief er aus der Tiefe seines Herzens und drückte einen Flammenkuß auf ihre blassen Lippen.

In seliger Trunkenheit standen sie so einige Sekunden, als Ludwig zuerst wieder zu sich kam und erschrocken sich aus den umstrickenden Armen der Angebeteten loswand. „O Mathilde!“ — rief er in herzzerschneidendem Tone — „welches Glück haben wir verloren! Doch, Gott ist gnädig, er wird sich unserer Leiden erbarmen. Und nun lebe wohl! So dürfen wir uns nicht wieder treffen. Ich hielt mich für stärker, als ich wirklich bin. Lebe wohl! Hoffe von der Zukunft; nur als Wittwe siehst Du mich wieder!“ — Noch einmal umarmte er die Schluchzende und eilte davon.

Lange noch stand Mathilde, wie eine Träumende. „Hoffe von der Zukunft; nur als Wittwe siehst Du mich wieder!“ diese Worte gruben sich tief in ihr Gedächtniß ein. — Erlösung von den Banden, welche sie an ein jammervolles Leben fesselten, Erlösung von dem verhaßten Gatten — dieser Wunsch erfüllte ihr ganzes Wesen. Das Herz voll Bitterkeit gegen den Urheber ihrer Leiden, kehrte sie nach Stuttgart zurück, wo sie ihr Gemahl, mürrisch und mit bitteren Bemerkungen über den gemachten Ausflug, empfing und dadurch dem Hasse, der schon vorher in ihrem Herzen kochte, nur noch mehr Nahrung gab.

* * *

In Thürnhofen, wo Montmartin nach seiner Abdankung in ländlicher Zurückgezogenheit lebte, kam auch Mathilde nur selten in Berührung mit der Außenwelt; Jahre kamen und vergingen, ohne daß sie Etwas von Ludwig erfuhr, desto mehr beschäftigte sich ihr Herz täglich mit seinem Bilde und Gedächtniß.

Es war im Sommer 1773, als eine schmerzliche Krankheit Mathildens Gemahl befiel, er wurde wiederholt von heftigen Krämpfen befallen, die ihn der Besinnung beraubten. Eines Tages ließ sie der Arzt, welcher den Grafen behandelte, bitten, in das Krankenzimmer zu kommen. Bei ihrem Eintritte kam er ihr mit den Worten entgegen: „Gnädige Gräfin, ich muß unverzüglich zu dem Herrn Prälaten von Neresheim, der gefährlich darnieder liegt. Wahrscheinlich werden die Krämpfe Ihres Gemahls wiederkehren; in dieser Phiole ist ein starkes Opiat, von dem er bei jedem Anfall den dritten Theil nehmen muß. Ich wagte nicht, es einem Domestiken anzuvertrauen, denn eine stärkere Dosis könnte den Kranken, in seinem Zustande, tödten. Nur, wenn der Anfall sich wiederholt, belieben Sie ihm eine Dosis zu geben. Nach einigen Tagen hoffe ich wiederkehren und nachsehen zu können.“ Er drückte der Ueberraschten die Phiole in die Hand und entfernte sich schnell.

Der Graf hatte sich indessen erholt. „Aha!“ rief er, als er Mathilden erblickte, „Madame sind gewiß gekommen, um zu sehen, ob die Stunde Ihrer Erlösung bald schlagen wird? Triumphiren Sie nicht zu früh; noch lebe ich und hoffe Ihre schändliche Absicht zu vereiteln.“ — Dieser beleidigende Vorwurf empörte die ohnehin schon schwer Gereizte. Der Anblick der Phiole erregte den fürchterlichen Gedanken, daß das Leben ihres Peinigers in ihrer Hand sei. Da stellten sich unglücklicher Weise die Krämpfe des Grafen wieder ein. Dieß schien der

Verzweifelnden ein Wink des Schicksals; die Hoffnung, ihre Freiheit, und mit ihr den Besitz des Geliebten zu erlangen, übertäubte die Stimme des Gewissens; von den Mächten des Abgrunds fortgerissen, gab sie dem Kranken — den ganzen Inhalt der Phiole auf ein Mal!

Kaum war die That vollendet, kaum bemerkte sie, daß an die Stelle der Krämpfe ein Röcheln trat, das immer schwächer wurde, als ihr Verbrechen in seiner ganzen Riesenkraft vor ihrer Seele aufstieg, die Reue die scharfen Klauen in ihr Herz schlug, und das Bewußtsein der ungeheuern Schuld sie ohnmächtig zu Boden warf.

Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich auf ihrem Bette, von Domestiken umgeben. „Was macht mein Gemahl? Lebt er?“ fragte sie mit bebender Stimme. Das verlegene Schweigen der Anwesenden gab ihr die schreckliche Gewißheit, daß das Verbrechen vollendet sei. — Ein gefährliches Fieber raubte ihr das Bewußtsein. Dieser Zustand war eine Wohlthat für sie, denn so wie die Wuth des Fiebers nachließ, ergriffen die Furien des Gewissens ihr gefoltertes Herz. In einem lichten Augenblicke bemerkte sie einen fremden Arzt an ihrem Bette. Bebend fragte sie nach dem alten Hausarzt. „Er ist krank,“ ward ihr zur Antwort. Als sie nach einigen Tagen sich wieder nach ihm erkundigte und die Nachricht seiner Genesung erhielt, bestand sie darauf, ihn zu ihr zu rufen. Zweimal verweigerte der Doktor seinen Besuch, endlich erschien er auf ihr wiederholtes dringendes Bitten. „Was verlangen Sie von mir?“ fragte er mit finsterem Gesichte. Zitternd entgegnete Mathilde, sie fühle sich krank und bitte ihn um seinen Beistand. „Ich habe kein Mittel für ein böses Gewissen“ — antwortete er mit durchdringenden Blicken — „suchen Sie Trost und Hilfe bei Ihrem Beichtvater; der Arzt vermag hier Nichts.“ Bebend,

wie eine Verbrecherin vor ihrem Richter, schlug Mathilde die Augen nieder. Sie sah sich entdeckt; mit dem Zagen einer Sünderin ergriff sie krampfhaft die Hand des Arztes und beschwor ihn, sie nicht zu verderben. „Fürchten Sie Nichts," erwiederte er, „ich werde Sie nicht verrathen, denn die Ehre Ihrer Familie ist mir viel zu heilig; Niemand in der Welt soll erfahren, daß Graf Samuel von Montmartin eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Leben Sie, um durch Reue und Buße Ihre Seele zu retten von ewiger Verdammniß!" Mit diesen Worten entfernte er sich, taub für die Bitten der Verzweifelnden, die ihn beschwor, zu bleiben, und kehrte nicht mehr wieder, so oft sie ihn auch darum bitten ließ.

* * *

Vier schreckliche Monate waren der Unglücklichen unter namenlosen Körper- und Seelen-Leiden verstrichen, als endlich die ungeschwächte Kraft ihrer Jugend den Sieg davon trug, und sie sich, wider ihren Wunsch, der Genesung näherte.

Eines Morgens erhielt sie einen Brief aus Ludwigsburg von dem Grafen Ludwig von Sponeck. „Unsere Herzen," schrieb er unter Anderem, „haben nie aufgehört für einander zu schlagen, davon bin ich überzeugt; aber ich fühle, daß es jetzt nicht Zeit ist, um eine so lange verfolgte treue Liebe zu krönen: doch glaube ich Dein Zartgefühl nicht zu verletzen, wenn ich um die Erlaubniß bitte, Dich als Freund besuchen zu dürfen." Dieser Brief versetzte Mathilden in die schmerzlichste Verlegenheit. Sie hatte sich vorgenommen, dem Geliebten ihr Verbrechen zu gestehen, und seinem Besitz, als seiner unwürdig, auf immer zu entsagen; aber die Stimme des Herzens war mächtiger, als ihre Entschlüsse — Ludwig erhielt die erbetene Erlaubniß. Ihr Aussehen, der tiefe Schmerz, der aus jedem ihrer Züge sprach,

befremdete ihn nicht wenig, und erregte den Gedanken: Mathilde betraure den Verlust ihres Gatten, den sie doch wohl geliebt haben müsse. Dieser Argwohn erzeugte eine höchst bittere Empfindung in Ludwig's Herzen.

Durch die strengste, heimlich geübte Buße suchte Mathilde ihr Verbrechen auszusöhnen. Sie spendete reichlich Almosen, hundert Messen wurden für die Seelenruhe des Ermordeten gelesen, und ein kostbares Denkmal zierte sein Grab. So gelang es ihr einigermaßen, ihr Gewissen scheinbar zu beruhigen; sie fühlte sich leichter, und kehrte, obgleich blaß und abgezehrt, doch in leidlicher Gemüthsstimmung von Thürnhofen wieder in ihre Vaterstadt Ludwigsburg zurück, um von nun an hier ihren Aufenthalt zu nehmen.

Ludwig ward jetzt dringender, und Mathilde folgte dem Zuge ihres Herzens und reichte ihm die Hand am Altare. Eine hellere Zukunft schien vor ihr aufgehen zu wollen, sie hoffte wieder auf glückliche Tage. Mit dem Enthusiasmus der feurigsten Liebe hing sie an ihrem neuen Gatten; seine Gegenwart gab ihr Beruhigung, seine Entfernung machte sie trostlos.

Sie ward Mutter. Die süßen Sorgen für das theure Pfand ihrer Liebe trugen viel dazu bei, sie aufzuheitern und das trübe Bild der Vergangenheit immer mehr in ihrem Gedächtnisse zu verwischen. Sie glaubte den Himmel durch ihr Leiden, durch ihre Reue versöhnt zu haben, und gab sich dem Glück, das ihr lächelte, mit Entzücken hin. — Aber der selige Traum währte nicht lange!

Eines Abends ward sie mit ihrem Gemahl zu einem Balle eingeladen; sie saß an der Toilette, wo ihre Kammerfrau beschäftigt war, sie zu schmücken. „Haben Euere Gnaden schon gehört," fing das Mädchen im Laufe des Gesprächs an, „daß unser alter Hausarzt in Thürnhofen, der Medizinalrath

Huber von Dinkelsbühl, vorige Woche gestorben ist? — Furchtbar wirkte diese Nachricht auf die arme Mathilde. Die Vergangenheit trat drohend vor ihre Seele und schreckte sie auf aus der täuschenden Ruhe. Schwerer als jemals lastete das Gefühl der Schuld auf ihrem Herzen, in Thränen der schmerzlichsten Reue zerfließend, verließ sie die Toilette. Eine ungeheure Angst ergriff sie, als sie in das Zimmer treten wollte, wo ihr Gemahl ihrer harrte; von einem unerklärbaren Gefühl getrieben, kehrte sie um und eilte in die Kinderstube. Ihr Sohn lag schon im Bette und streckte ihr lächelnd die kleinen Hände entgegen; hastig ergriff sie ihn, drückte ihn mit heißen Küssen an die Brust und wankte in das Zimmer ihres Gemahls. Kaum hatte sie die Thüre geöffnet, als ihr plötzlich däuchte, — die blasse Leichengestalt des gemordeten Grafen Montmartin trete mit drohender Geberde zwischen sie und ihren Ludwig. Mit einem lauten Schrei sank sie zu Boden; das Kind entstürzte den Armen der Ohnmächtigen.

Als Mathilde wieder zu sich kam, sah sie sich auf einem Ruhebett; ihr Gemahl stand mit Thränen in den Augen neben ihr, aber ihren Sohn vermißte sie. Aengstlich erkundigte sich die ahnende Mutter; verlegen stotterte Ludwig: er sei schläfrig geworden und zu Bette gebracht. „Nein," rief die Verzweifelnde, „er ist todt, ich weiß es! Er stürzte aus meinen Armen auf das harte Marmorgetäfel." Mit unwiderstehlicher Gewalt entriß sie sich den Armen ihres Gatten, der sie zurückhalten wollte, und eilte in das Gemach ihres Sohnes. Da lag der blutende Knabe bewußtlos unter den Händen eines Arztes, der seine tiefe Kopfwunde untersuchte. „Ich bin seine Mörderin!" schrie die unglückliche Mutter, indem sie sich die Haare zerraufte; einen entsetzlichen Blick zum Himmel werfend, setzte sie mit Jammertönen hinzu: „Ich hab' es verdient!" Bald brach sie

in laute Klagen aus, bald fuhr sie zusammen, starrte ängstlich in einen dunkeln Winkel und stammelte zitternd: „Seht ihr ihn? dort — dort steht er. Er ist's! Es ist Montmartin!“ — Man wollte die Fieberkranke zu Bette bringen, aber mit ungeheurer Kraft sträubte sie sich dagegen, ihr sterbendes Kind zu verlassen. Sie wich nicht von dem Bette des Knaben. Als endlich der Arzt erklärte: er sei todt, sprang sie ans Fenster, riß es auf, schrie mit herzzermalmenden Tönen in die finstre Nacht hinaus: „Hast Du mich noch nicht genug gestraft?!“ und sank erschöpft in die Arme ihres Gatten, der ihr besorgt nachgeeilt war.

Von dieser Zeit an kehrte keine Ruhe in den Busen der Unglücklichen zurück; überall sah ihre erhitzte Einbildungskraft die drohende Gestalt des Ermordeten. Entsetzlich war ihr Loos! Sie hatte ihr einziges Kind verloren, und lief sogar auch Gefahr, ihres Gemahls Liebe zu verlieren; denn ihr Betragen und der Name Montmartin, welcher den Lippen der unglückseligen Träumerin so oft entfuhr, bestärkten in ihm den Argwohn: Mathilde habe den Grafen wahrhaft geliebt, und fühle sich jetzt unglücklich. — Oft stand sie im Begriff, ihm Alles zu bekennen, aber die Furcht, daß der Geliebte sie als ein Ungeheuer fliehen und hassen würde, bestimmte sie, lieber ihr unglückliches Loos mit stiller Ergebung zu tragen, als das Einzige einzubüßen, was auf Erden noch Werth für sie hatte. Aber der Wurm in ihrem Busen ruhte nicht, ihre Visionen kehrten häufiger wieder, und trieben sie endlich in einer furchtbaren Gewitternacht, wo Ludwig gerade auf einige Zeit verreist war, zu dem schmerzlichen Entschlusse, der Welt und ihrem ewig geliebten Gatten zu entsagen und in der strengen Abgeschiedenheit eines Klosters Ruhe zu suchen vor den Scorpionen des Gewissens: Mathilde war nämlich bei ihrer Vermählung mit Montmartin auf dessen Andringen ebenfalls zur katholischen

Kirche übergetreten. Sie traute der Festigkeit ihres Entschlusses selbst nicht, deßhalb sandte sie, obgleich es schon spät Abends war, zu ihrem Beichtvater, dem Pater Willibald, welcher, nebst noch zwei Conventualen aus dem Stifte Zwiefalten, den katholischen Hofgottesdienst des Herzogs in Ludwigsburg besorgte, mit der Bitte, unverzüglich zu ihr zu kommen.

Der würdige Seelsorger ließ nicht lange auf sich warten. „Was ist die Ursache, Frau Gräfin" — redete sie der Eintretende an — „daß Sie mich zu dieser ungewöhnlichen Stunde rufen lassen? Seit langer Zeit — ich konnte es mir nicht verhehlen — lastet ein schwerer Kummer auf Ihrem Herzen. Haben Sie mir Etwas zu vertrauen? Sprechen Sie ohne Scheue; Trost und Hilfe, wenn sie in meinen geringen Kräften stehen, sollen Ihnen nicht fehlen."

„Hochwürdiger Herr," — erwiederte Mathilde — „ich bin nicht mehr, was ich war, als Sie mich während meines ersten Aufenthaltes in dieser Stadt kennen lernten; ein furchtbares Verbrechen lastet auf meiner Seele."

Erschrocken zurücktretend, sagte der Geistliche besorgt: „Theuerste Gräfin, ich fürchte, Sie sind auf dem Wege zu einem gefährlichen Fieber, das Ihre Sinne verwirrt. Was sprechen Sie von Verbrechen? Fehlen kann der Mensch, aber eines Verbrechens ist die Tochter von Eltern, wie die Ihrigen waren, nicht fähig."

„Ich habe meinen ersten Gatten ermordet, sein drohender Schatten verfolgt mich überall und läßt mir keine Ruhe!" rief schluchzend die reuige Sünderin, und warf sich zu den Füßen des erstarrten Mannes, der von diesem unerwarteten Geständnisse so betroffen war, daß er keine Worte finden konnte, und die Augen gen Himmel gerichtet, stammelte er endlich mit gefalteten Händen: „Ist es möglich?!"

Es währte lange, bis er sich wieder so weit gesammelt hatte, um das vollständige Bekenntniß der Schreckensthat, mit allen sie begleitenden Umständen, und den gefaßten Entschluß aus dem Munde der Unglücklichen zu vernehmen. Er billigte Mathildens Vorhaben vollkommen, lobte die unverkennbaren Beweise wahrer Reue, und schlug ihr vor, das Kloster Lichtenthal bei Baden, dessen Aebtissin er kannte, zum Zufluchtsort zu wählen. Er erbot sich sogar, durch den Bischof von Constanz bei dem heiligen Stuhle die Scheidung ihrer Ehe mit dem Grafen von Sponeck zu bewirken, weil dieser, so lange er noch ein Recht an die Büßerin habe, niemals in diese Trennung willigen würde. Dieser Vorschlag war der empfindlichste Streich für Mathildens Herz. „Nein," rief sie verzweifelnd, „das kann ich nicht, das geht über meine Kräfte!" —

„Ist das Ihre Reue?" unterbrach sie Pater Willibald mit erhobener Stimme. — „Wie können Sie Vergebung Ihres ungeheuern Verbrechens hoffen, so lange Ihr Herz noch mit sündlichen Gedanken an dem hängt, der die Ursache dieses Verbrechens ist? O Mathilde! Gehen Sie in sich. Die Welt können Sie wohl täuschen, aber niemals den, der die Herzen prüft!" — Das blitzende Auge des Paters, seine donnernde Stimme, die erschütternde Wahrheit seiner Worte — Alles wirkte auf Mathilden; ihr war es, als ob sie vor ihrem Richter stünde, und aus seinem Munde ihr Urtheil vernähme. Zagend blickte sie zu ihm auf — da kam es ihr vor, als ob des Grafen bleiche Gestalt über des Priesters Schulter drohend nach ihr hinblicke. Mit wahrer Zerknirschung umfaßte sie des Paters Kniee und gelobte blinden Gehorsam.

Nun ward verabredet, daß beide schon in der künftigen Nacht ihre Reise nach Lichtenthal antreten wollten, weil Ludwig jeden Tag heimkehren konnte. In einem zurückgelassenen Briefe

sollte Mathilde von ihrem Gatten für immer Abschied nehmen, ohne ihm die Ursache zu melden, welche sie zur Flucht zwang.

In furchtbarer Bewegung brachte Mathilde, nachdem sie der Pater verlassen hatte, den übrigen Theil der Nacht zu. Sie sollte den heißgeliebten Gatten, dessen Besitz sie so theuer erkauft hatte, nicht wieder sehen! Was sollte er von ihr denken? War das der Lohn für seine Treue und unerschütterliche Anhänglichkeit? — Der Morgen überraschte sie unter dem Wechsel marternder Empfindungen. Mit zerrissenem Herzen traf sie den Tag über die nöthigen Anstalten zur Flucht. Endlich kam die verhängnißvolle Nacht, und mit ihr Pater Willibald, um sie abzuholen. Noch einmal ergriff der furchtbare Gedanke des ungeheuern Verlustes mit allen Schrecken ihre Seele — allein der Wurf war gefallen, ihr Loos entschieden!

Nach einer zweitägigen Reise langten die Flüchtlinge am Eingange zu dem Kloster an. Die finstern Mauern, der dumpfe Ton der Vesperglocke, die Vorstellung, an der Pforte zu stehen, die sie von allem irdischen Glück für immer trenne, wirkte so mächtig auf Mathilden, daß sie nur mit Anstrengung den Wagen verlassen konnte. — Die Aebtissin nahm sie gütig auf, und die übrigen Klosterfrauen, dem Beispiele ihrer Oberin folgend, überboten sich, ihr Theilnahme und Liebe zu beweisen. Aber wie wenig war das alles im Stande, die fürchterlichen Betrachtungen zu verscheuchen, die sich der Unglücklichen aufdrangen, als der Pater sie verlassen hatte, um nach Constanz zu reisen und dort bei der bischöflichen Curie das Scheidungsgeschäft zu betreiben. An den Glanz der Welt von Jugend auf gewöhnt, mit allen Ansprüchen an das Leben und seine Freuden, sollte sie in diesen traurigen Mauern, von fremden Menschen umgeben, die anders dachten, anders fühlten, als sie, ihre Tage hinschmachten!

Ein schwacher Schein von Hoffnung dämmerte noch in

ihrer Seele während des Paters Abwesenheit; als er aber nach einigen Monaten zurückkehrte und den päpstlichen Befehl der Ehescheidung mitbrachte, da war es ihr, als habe sich plötzlich eine Scheidewand zwischen ihr und der Welt aufgerichtet. Sie wagte es nicht, zu klagen, noch zu murren; geduldig, wie ein Opferlamm, ließ sie Alles über sich ergehen. Der Tag ihrer Einkleidung in den Orden ward bestimmt. Der ehrwürdige Pater stand ihr in dieser schweren Prüfungszeit treulich bei und begleitete sie selbst zum Altare. Die schönen Locken fielen unter der Scheere der Ordensschwestern, der Schmuck der Himmelsbraut ward mit dem härenen Klostergewande vertauscht, die Worte der Weihe wurden gesprochen — und die Welt war fortan für sie nicht mehr!

Noch eine harte Prüfung stand der armen Dulderin bevor. — Eines Tages wurde sie in das Sprachzimmer gerufen. Der Schrecken hemmte ihre Schritte, als sie am Sprachgitter den Grafen Ludwig von Sponeck stehen sah. Eine herzzerreißende Scene folgte nun. Er beschwor sie mit Thränen, ihm wenigstens die Ursache zu entdecken, die sie bewegen konnte, einen Gatten zu verlassen, der sie so innig, so treu liebte, dessen einzige Freude darin bestand, sie glücklich zu machen. Zitternd flehte Mathilde, Mitleid mit ihr zu haben, und überzeugt zu sein, daß sie mit blutendem Herzen sich von ihm losgerissen habe, daß der Schritt aber unvermeidlich gewesen sei. Sie bat ihn, zu bedenken, daß sie nicht mehr dieser Welt angehöre, daß sie an den Pforten der Ewigkeit stehe, und beschwor ihn endlich, ihre schwer errungene Fassung nicht zu stören. „Lebe wohl auf ewig!" rief sie mit gebrochener Stimme, und wankte, auf ihre Begleiterin gestützt, ihrer Zelle zu. Sie hörte Ludwigs Geschrei, sein Schluchzen im Kreuzgang wiederhallen, und sank erschöpft auf ihr Ruhebett.

Der letzte Streich war geschehen! Von nun an sah sie weder Ludwig, noch einen ihrer Verwandten wieder, nur Pater Willibald besuchte sie zuweilen, und bewunderte den beispiellosen Wandel der Büßenden. Keine Kasteiung, keine Pönitenz war ihr zu schwer, sie duldete das Härteste mit unbeschreiblicher Hingebung. — Vierzehn Jahre büßte sie für ihr Verbrechen; endlich nahm der versöhnte Himmel die Bürde von den Schultern der armen Kreuzträgerin. In ihrer Sterbestunde glaubte sie den Geist des Ermordeten noch einmal zu sehen; er hatte ihren Sohn auf dem Arme, der drohende Blick war in sanftes Mitleid verschmolzen, und gen Himmel deutend lispelte er: Versöhnung! — Ludwig fand, als ihm später der Pater das Geheimniß nach Mathildens Wunsche entdeckte, für den Rest seines freudenlosen Daseins Beruhigung in den Trostgründen der Religion, und mit ihm starb, kinderlos, der letzte Sprosse des gräflichen Geschlechtes von Sponeck, das seinen Ursprung von der Mömpelgardischen Linie der Herzoge von Württemberg hergeleitet hatte.

## Die Brüder von Hohenlohe, oder die Sage von der Kätterburg.

Von

O. F. H. Schönhuth.

---

Da, wo auf der schönsten Höhe in Mergentheim's Umgebungen, dem Kötterberge, das sogenannte Kötterhäuschen stand, prangte vor alten Zeiten ein Schloß, das den Namen Kätterburg führte und wahrscheinlich dem ganzen Berge den Namen gab. Sie gehörte den Dynasten von Hohenlohe, welche den größten Theil von Mergentheim's Grund und Boden besaßen, kam aber an den deutschen Orden, als derselbe die ganze Umgebung von Mergentheim, theils durch Vergabung, theils durch Kauf, an sich brachte, und wurde dann wenig mehr bewohnt. Die Burg gerieth so sehr in Zerfall, daß die Ordensbeamten um's Jahr 1747 es für nöthig fanden, den noch gestandenen Thurm der Burg, dem nur ein Dach fehlte, abzubrechen, um die Unkosten fernerer Unterhaltung zu ersparen. So war der Kötterberg seiner herrlichsten Zierde beraubt, und man kann nicht einmal einen Stein mehr aufweisen von der stattlichen Burg, die seine Stirne trug, denn der praktische Sinn unserer Tage wußte die Steine der Kätterburg besser anzuwenden, als

sie im Sturme der Zeit vollends verwittern zu lassen. Es mahnt also auf dem Kötterberge Nichts mehr an eine frühere Zeit, aber im Reich der Sage, wo Nichts verwittert und veraltet, hat sich das Andenken an die Kätterburg erhalten.

Gottfried von Hohenlohe, unter Kaiser Heinrich VI. Statthalter in Italien, der hochberühmte Ahnherr des Hauses, erzeugte fünf Söhne mit seiner Gemahlin Adelheid, einer gebornen Landgräfin von Leuchtenberg. Gottfried starb im Jahre 1219 und hinterließ seinen Söhnen ein schönes Erbe. Sie theilten noch in demselben Jahre das Ererbte; die älteren Brüder, Conrad und Gottfried, erhielten die Besitzungen im obern Tauberthal, und Conrad gründete das Geschlecht Hohenlohe-Brauneck; Gottfried aber erkaufte sich die Herrschaft Krautheim. Die drei jüngeren Brüder, Andreas, Heinrich und Friedrich, wurden auf die beträchtlichen Güter von Mergentheim und der Umgegend verwiesen. Mit scheelem Auge blickte Conrad, der älteste Bruder, als er sah, wie der schönste Theil der Besitzungen, nach dem Willen des Vaters, auf die drei jüngsten Brüder fiel, zumal, da noch die Bestimmung getroffen war, daß das Leibgedinge zu Mergentheim, welches Adelheid, die Wittwe, erhielt, nach ihrem Tode auf den Sohn Andreas fallen sollte. Wie erfreulich war es für Conrad zu Brauneck, als bald nach der Theilung vom Tauberthal herauf die Kunde kam, daß Andreas aus freiem Willen in den Orden der Brüder des deutschen Hauses zu Jerusalem getreten sei. Freilich vergabte er mit seinem Eintritt 30 Morgen Güter dem Orden zu einem ewigen Besitz, aber es blieb noch ein schönes Eigenthum übrig, das nun unter die vier Brüder wieder zu gleichen Theilen fiel. Bald eröffnete sich dem so gierigen Conrad auf Brauneck eine neue Aussicht auf Vermehrung seines Besitzthums im Tauberthal. Veranlaßt durch eine Kunde ihres im Morgenlande käm-

pfenden Bruders Andreas, nahmen die beiden Brüder Heinrich und Friedrich das Kreuz, und entschlossen sich, die Fahrt in's heilige Land anzutreten, und sich unter die Kämpfer um Christi Grab zu stellen. Zuvor noch besuchten sie ihre beiden Brüder, Conrad und Gottfried, im obern Tauberthale; es konnte ja das Letztemal sein, daß sie einander sahen. Traurig war der Abschied von Bruder Gottfried, auch Conrad stellte sich betrübt, aber nur äußerlich, sein Herz freute sich schon zum Voraus auf die schönen Güter von Mergentheim und dessen Umgebung, denn unter zehn, die über's Meer fuhren und auf heiligem Boden kämpften, kehrten gewöhnlich nicht drei in die Heimath zurück. Wohl traten auch Thränen in Conrad's Augen, als die jugendlichen Brüder zum Abschied ihn noch umarmten und küßten, aber als sie über die Brücke der Burg Brauneck ritten, wurden es Freudenthränen, wie sie der Habsüchtige vergießt, wenn er wieder Etwas an sich gerafft hat. Nun zogen die Brüder hinüber gegen die Ufer der Jaxt, auf die Burg Lobenhausen, um von der Mutter und dem Schwesterlein Urlaub zu nehmen; sie wollten der Mutter nicht vergessen, ob sie gleich den dahingeschiedenen Vater sich so bald aus dem Sinn geschlagen hatte. Statt ihr Witthum in Mergentheim zu beziehen, wo sie, umgeben von ihren jugendlichen Söhnen, geliebt und geehrt hätte ihre Tage beschließen können, hatte sie es für räthlicher gehalten, dem Grafen Conrad von Lobenhausen ihre Hand zu reichen. Die Söhne gedachten doch, daß es ihre Mutter war, und wollten nicht von hinnen ziehen, ohne ihren Segen zu empfahen. Das Eintreten der beiden Stiefsöhne machte nicht gerade die freudigsten Eindrücke auf den Grafen von Lobenhausen, er hatte sich ja erst vor kurzer Zeit wegen des Leibgedings seiner Gattin mit ihnen vertragen, auf das nach des Bruders Andreas Eintritt in den Orden der Bruder Friedrich Ansprüche erhalten

hatte; der Vertrag war in Minne abgethan worden, aber es war auch ergangen, wie es bei manchen Verträgen zu gehen pflegt — die Minne des Verabkommens stand nur auf dem Pergament, aber nicht im Herzen geschrieben. So können wir uns wohl denken, wenn der Stiefvater zu Lobenhausen gerade in dem Augenblicke auf die Jagd ritt, als ihm die beiden Gäste gemeldet wurden. Desto größer war die Freude der kleinen Kunna, ihres Schwesterleins, als sie die Brüder Heinz und Fritz wieder sah, die sie seit der Vermählung der Mutter mit dem Grafen von Lobenhausen nimmer gesehen hatte; aber schmerzlich war das Wiedersehen zwischen Mutter und Söhnen, besonders, als sie ihren Sohn Heinrich in die Arme schloß, der das wahre Abbild seines seligen Vaters war. Erinnerungen aus früherer Zeit traten vor ihre Seele, wo sie glücklich gewesen war im Kreise ihrer Kinder, an der Seite eines Gatten, der sie so innig liebte — gegenüber ihrer jetzigen Lage, an der Seite eines Gatten, der ihr nur die Hand gab, um sich eine Hausfrau zu schaffen, der sie und ihre Kinder nicht liebte, die sie unter dem Herzen getragen. Welch' schmerzliche Gefühle erfüllten aber jetzt ihr Herz, als sie aus dem Munde ihrer Söhne den Entschluß vernahm, daß sie ihrem Bruder Andreas gen Palästina folgen wollten; um so mehr erregte es unendliche Wehmuth in ihrem Herzen, da sie wußte, daß das Fernestehen der Söhne vom Mutterherzen, der einsame Aufenthalt zu Mergentheim, Viel dazu beigetragen hatte, daß sie dem Rufe des Bruders in's heilige Land folgten. — Alle Macht der Ueberredung wendete Frau Adelheid an, um ihre Söhne von ihrem Entschlusse abzubringen, aber es wurde ihr nicht möglich; auch Kunna, das zarte Schwesterlein, vereinigte ihre Bitte mit der Bitte der Mutter. Sie flehten mit Thränen, aber es war umsonst, die Brüder blieben unerschütterlich bei ihrem Vorhaben.

Sie rissen sich mit wehmüthigem Herzen aus der Umarmung der Mutter und Schwester, und ritten noch vor Abend aus der Burg, denn sie wollten nicht unter dem Dache eines Mannes Herberge nehmen, der sie lieber ferne, als nahe wußte. Von ungefähr begegneten sie auf ihrer Rückfahrt dem Jagdzuge des heimkehrenden Grafen; die Brüder ritten weiter, ohne den Begegnenden viele Aufmerksamkeit zu schenken, der Graf aber winkte ihnen freundlich zu, denn es war ihm jetzt wieder leicht um's Herz, als er sah, daß die widerlichen Stiefsöhne sich auf dem Heimwege befanden. — Von Allen, die ihnen theuer waren im Leben, hatten die beiden Brüder Heinrich und Friedrich von Hohenlohe sich verabschiedet; ein Abschied war aber noch nicht vorüber, dessen Schmerzliches jedoch nur allein den jungen Heinrich betraf. Den Abend vor der Abfahrt vom heimathlichen Boden machte dieser noch einen Gang, der ihn eher in seinem Entschlusse hätte wankend machen können, als alles Bitten und Flehen der Mutter und Schwester auf Lobenhausen. Er ging durch das jetzt noch sogenannte Nonnengäßlein; dort stand ein altes, einem Kloster ähnliches Haus — es war die Wohnung der Nonnen von Neunkirchen, in dem sie einen Pfleger hielten, der ihre von Mergentheim Tauber-abwärts liegenden Güter und Grundstücke verwaltete. Nicht sowohl dem Pfleger, einem eisgrauen Manne, galt der späte Besuch des Junkherrn, sondern der blutjungen Katharine, aus dem Geschlechte der Süzel von Mergentheim. Sie hatte in früher Jugend ihre beiden Eltern schnell nach einander verloren, ihr nächster Anverwandter, der selbst keine Kinder hatte, nahm sie als Kind zu sich, und nun war sie dem Oheim Stütze und Stab in seinen alten Tagen. — Einmal, als sie den jetzt so genannten Kötterberg hinaufstieg, um in dessen Waldungen Erdbeeren für den alten Oheim zu suchen, als sie sich eben an

der schönsten Stelle niedergelassen hatte, und im Anstaunen der herrlichen Gegend freudig die Worte ausrief: „Ach, wie schön! hier möcht' ich wohnen!" da stand hinter ihr der Junkherr Heinrich von Hohenlohe im hellglänzenden Jagdkleide, das silberne Hüfthorn an der Seite, die Armbrust in der Hand. Kätterlein wurde roth bis an den Hals, als sie des Junkherrn ansichtig wurde, sie sprang auf und wollte waldeinwärts, aber der Junkherr hielt sie sanft am Arme, und bat sie, zu bleiben, welches sie auch nicht ungerne that. Bald entspann sich ein freundliches Gespräch, und das zuvor schüchterne Kätterlein verlor so sehr alle Furcht vor dem Junkherrn, daß sie ihm zuletzt freundlich einen ihrer Erdbeersträuße bot, denn sie sah an dem glühenden Gesicht des Junkherrn, daß die Jagd ihm warm gemacht hatte, und er wohl eines kühlenden Labsals bedurfte. Dankend nahm Heinrich die Labung aus der Hand der freundlichen Geberin; noch nie schmeckten ihm Erdbeeren so süß, wie diejenigen, welche das Mädchen ihm geboten hatte. Kätterlein verließ den Junkherrn und ging den Berg hinab; lange sah er der Gehenden nach, und ein Gefühl wurde in seinem Herzen rege, das ihm bisher unbekannt gewesen war. Während das Mädchen hinabstieg, drehte sich das holde Köpfchen oft noch um, und sie sah, wie der Junkherr noch lange auf der Stelle stand, wo sie mit ihm gesprochen hatte, aber noch länger schwebte sein Bild vor ihrer Seele, als sie in ihre Wohnung zurückgekehrt war. Seit jener Stunde sah Heinrich von Zeit zu Zeit das holde Kätterlein, wenn er durch das Nonnengäßlein kam; bald wußte er sich Zutritt bei dem alten Pfleger zu verschaffen, und oft kam er mit Kätterlein selbst zusammen, aber er sprach sie nie, als in Gegenwart des alten Oheims. Auch heute war es so, als er dem Mägdlein das ernste Wort verkündete, daß er morgen mit dem Frühesten von hinnen ziehe. Schon vor

einigen Tagen war das Gerede zu ihren Ohren gekommen, daß die beiden Junkherrn von Hohenlohe das Kreuz genommen; sie glaubte es, und glaubte es wieder nicht, hatte ja Heinrich, der Nichts vor ihr verborgen hielt, kein Wort davon verlauten lassen. Jetzt mußte das Mädchen es glauben, denn es kam ja aus seinem eigenen Munde. Von nun an wurden ihre Augen nimmer trocken von Thränen, denn jetzt erst, als von Trennung die Rede war, merkte das Mädchen, wie sie für den Junkherrn bisher inniger, als für einen Bruder, gefühlt hatte. Gefaßter war Heinrich von Hohenlohe; er hörte wenigstens scheinbar ruhig dem alten Manne zu, der jetzt erzählte, wie er vor dreißig Jahren die Fahrt in's Morgenland unter dem Heere Gottfried's von Bouillon mitgemacht hatte, wie die Kreuzfahrer nach heißen Kämpfen mit den Sarazenen so sehnsuchtsvoll in die heilige Stadt traten, wie sie, aller Mühe des Weges, aller Kämpfe vergessend, so freudig an den heiligen Stätten knieeten, wo der Heiland geboren war, den Tod erlitt, und auferstand. Ermuthigend wirkte die Erzählung des alten Mannes auf Heinrich's Seele, während des Mädchens Herz dadurch nur trauriger gestimmt wurde, besonders, als der Oheim von den Mühen und Gefahren der Kreuzfahrt redete, denen Manche erlagen, ehe sie noch den heiligen Boden betraten. — „Diesen Mühen und Gefahren also,“ so brach Kätterlein ihr langes Stillschweigen, „wollt Ihr Euch ohne Noth Preis geben, edler Junkherr? könnet Ihr nicht ruhig und heiter Eure Tage verleben auf heimathlichem Boden?“ — „Soll ich den Bruder allein ziehen lassen, der bisher so innig mit mir verbunden war?“ entgegnete der Junkherr; „ich habe Niemand mehr, der mir nahe stände,“ so fügte er schmerzlich hinzu; „der Vater ist mir durch den Tod entrissen, die Mutter hat vom Herzen der Söhne hinweg an ein anderes Herz sich angeschlossen, und auch das traute

Schwesterlein aus unseren Armen genommen; wäre ich nicht einsam und verlassen, wenn ich bliebe, und den Bruder allein ziehen ließe?" — "Einsam und verlassen?" wiederholte Kätterlein — sie blickte den Junkherrn wehmüthig an, und es lag ein stiller Vorwurf in diesem Blicke, den sie nicht auszusprechen wagte; "bin ich nicht auch eine Waise von Jugend auf," fuhr sie fort, "und doch fühle ich mich nicht verlassen und einsam, denn mein lieber Oheim meint es ja gut mit mir, und wohl auch Ihr, edler Junkherr." — "Von jener Stunde an, da ich Euch sah auf dem Berge," rief Heinrich von Hohenlohe mit feurigem Blicke, "habe ich es treu und gut mit Euch gemeint, und so soll es bleiben, wenn ich über Meer fahre, so soll es bleiben, wenn ich wiederkehre aus dem heiligen Lande." Dieß sprechend, ergriff er ihre Hand, und drückte sie voll Inbrunst an sein Herz, dann streifte er ein Ringlein von seinem Finger — es war dasselbe, das ihm seine Mutter gegeben, ehe sie auf Burg Lobenhausen zog — und steckte es dem Mägdlein an den Finger mit den Worten: "dieß zum Unterpfand, bis ich wiederkehre." Ehe noch das Mädchen eine Rede hervorbringen konnte, war der Junkherr aus dem Gemache getreten; er eilte von dannen, um nicht das schmerzliche Gefühl seines Herzens kund werden zu lassen, denn ihm geschah der Abschied nicht minder wehe, als dem Mädchen, und nur mit Mühe hatte er, aus Scheue vor dem alten Manne, die Thränen zurückgehalten, welche jetzt reichlich über seine Wangen flossen. Nur auf wenige Stunden suchte der Junkherr noch sein Lager, das ihm keinen Schlummer bot; am frühen Morgen saßen die Brüder auf ihre Pferde, und traten die Fahrt an, nachdem sie ihrem zweit-ältesten Bruder Gottfried einstweilen die Verwaltung ihres ganzen Besitzthums übergeben hatten.

Wir verlassen die beiden Kreuzfahrer, und sprechen von

den Ereignissen im Morgenlande, welche ein zahlreiches Herbeiströmen von Pilgern nöthig machten.

Nachdem durch Sultan Saladin's glückliche Eroberungen fast alle wichtigen Orte des Morgenlandes für die Christen verloren gegangen waren, und auch von seinen Nachfolgern in den verschiedenen Provinzen kräftig behauptet wurden, richteten die Kreuzfahrer ihre Aufmerksamkeit auf die Burg Damiette in Egypten, die, wenn sie erobert wurde, in jeder Beziehung für die Christenheit von großer Wichtigkeit werden konnte, ob es schon den Kreuzfahrern an einem eigentlichen Oberhaupte zur Ausführung einer größern Unternehmung fehlte, da der König Andreas von Ungarn im Frühling 1218 nach Europa zurückkehrte, und Kaiser Friedrich II. nur mit leeren Versprechungen eines Kreuzzugs Pabst und Christenheit im Abendlande hinhielt. Im Mai segelten König Johann, der Patriarch von Jerusalem, Herzog Leopold von Oesterreich, mehrere Bischöfe, die Tempelherren, Johanniter, die deutschen Ritter, kurz die ganze Macht der Christenheit nach Damiette in Egypten, und schlugen zwischen dem Meer und dem Nil ihr Lager auf. Lange konnten die Christen sich der Stadt nicht nähern, denn die Sarazenen hielten einen gewaltigen, mitten in den Strom erbauten Thurm besetzt, von dem aus sie mit griechischem Feuer den Belagerern heftig zusetzten, und alle Anstalten vernichteten. Nur die Deutschen und Friesen blieben unermüdlich. Sie rüsteten zwei Schiffe, mit Verdecken von Flechtwerk und Häuten gegen das griechische Feuer versehen, aus, und trieben sie mit großer Mühe gegen den Thurm. Gleich Anfangs wurden die Schiffe von den Sarazenen fast vernichtet, aber immer wieder hergestellt. Endlich erstiegen die Christen mit Fallbrücken das obere Stockwerk, und eroberten den Thurm, ungeachtet die Sarazenen Feuer einlegten, nach fünf und zwanzig stündigem

Kampfe. Jetzt konnten die Christen mit ihren Schiffen tiefer in den Strom hineinsegeln und der Stadt die Zufuhr abschneiden; doch die Sarazenen wußten auf allerlei Weise der Stadt Lebensmittel zuzuführen: todte Kameele und Pferde ließen sie den Strom hinabschwimmen, aber es ergab sich bald, daß es mit Lebensmitteln angefüllte Thierhäute waren. Das war das Einzige, was von Seiten der Sarazenen zum Besten der bedrängten Glaubensgenossen in der Stadt Damiette geschah; zum Entsatz derselben wurden keine Anstalten gemacht, denn unter den Nachfolgern Saladin's herrschte verderblicher Zwiespalt, wodurch sie zu sehr unter sich selbst beschäftigt waren. Demnach konnten die Franken in ihrer Unternehmung gegen Damiette schnelle Fortschritte machen, aber ihnen trat jetzt ein Feind entgegen, der mit mehr als Heeresmacht für die Belagerer stritt. Zu den heftigsten Regengüssen, die in einer Novembernacht verheerend auf das Lager herabströmten, gesellte sich ein furchtbarer Sturm auf dem Meere, so daß von einer Seite die Fluthen des Stroms, von der andern die Wogen des Meeres bis in das Lager hereinstürzten, die Zelte hinwegschwemmten, Lebensmittel und Vorrath verdarben, Schiffe und Kriegszeug theils zu den Feinden, theils in die offene See trieben. Um das Unheil zu vollenden, brach noch eine böse Seuche unter den Belagerern aus. Heftiger Schmerz ergriff die Lenden und Füße, die Farbe der Schienbeine verwandelte sich in schreckliches Schwarz, das Zahnfleisch wurde zerfressen, und nur mit Mühe konnte der Kranke Speise zu sich nehmen; fast keiner der Kranken wurde gerettet, erst die belebende Wärme des Frühjahrs bezwang das Uebel. Der Hauptplan der Christen ging schon längst dahin, über den Nil zu setzen und an dessen linkem Ufer festen Fuß zu fassen; es gelang nach einem hartnäckigen Kampfe einzelnen Kreuzfahrern; bald darauf setzte das ganze

Heer der Christen über den Strom, und nun wurde Damiette von allen Seiten umschlossen. Die Belagerten waren ohne Oberhaupt, denn der Sultan Kamel war in der Nacht mit den Sarazenen entwichen; doch widerstanden sie immer noch so beharrlich, daß manche Pilger, Geduld und Muth verlierend, in die Heimath zurückkehrten. Aber neue, aus dem Abendland anlangende Kreuzfahrer ersetzten diesen Verlust; sie kamen aus Marseille, Genua und Venedig. Unter den von Venedig aus Segelnden befanden sich auch die beiden Brüder von Hohenlohe, die unter vielen ausgestandenen Mühen und Gefahren über die Alpen hereingekommen waren. Mit Hilfe der neugelandeten, noch frischen und kampffreudigen Schaaren errangen die ihrem Gelübde treu gebliebenen Pilger bald wichtige Vortheile; die Belagerten geriethen nun in so große Noth, daß Sultan Kamel, nachdem alle Versuche, die Stadt zu entsetzen, fehlgeschlagen waren, im Einverständniß mit seinem Bruder den Christen den Vorschlag machte, er wolle ihnen, für die Aufhebung der Belagerung von Damiette, Jerusalem und alle Eroberungen Saladin's zurückgeben, und dazu das heilige Kreuz ausliefern. Die Anträge des Sultans wurden nicht angenommen, denn die unter einander selbst zwieträchtigen Oberhäupter der Christen konnten nicht darüber einig werden, ob der augenblickliche Erwerb Jerusalems, oder die Eroberung Damiette's für sie vortheilhafter wäre. Man entschied sich für das Letztere, da die Christen, durch die so günstig gelegene Stadt am Nil und an der Meeresküste, sich die Herrschaft des Handels verschafften, die reichsten Quellen der feindlichen Macht verstopften, und so der Grundstein zu einem festen, in sich kräftigen Christenstaate gelegt werden konnte. Die Macht der Egypter und ihrer Verbündeten reichte nicht hin, um die Christen aus ihrem befestigten Lager zu treiben, und so unmöglich auch eine Erstür-

mung der von doppelten Mauern und zahlreichen Thürmen geschützten Stadt erschien, so konnte man doch mit Gewißheit darauf rechnen, sie endlich auszuhungern. Ihre Eroberung wurde bälder herbeigeführt, als man glaubte. Drei deutsche Jünglinge aus der Zahl der Kreuzfahrer waren es, denen wir einen wichtigen Antheil an der endlichen Erstürmung Damiette's zuschreiben dürfen. Es war am Abende des vierten auf den fünften November 1219, da sprach Andreas von Hohenlohe, der Deutschordensritter, zu seinen beiden Brüdern, mit denen er bisher ein Zelt bewohnte: „Brüder, seid Ihr bereit, mit mir ein Wagestück auszuführen? der Herr wird die Stadt in unsere Hände geben, vor der schon so mancher theure Held sein Leben gelassen; unsere Feinde selbst müssen die Hand dazu bieten.“ — „Wir sind es,“ riefen Heinrich und Friedrich; sie hatten bisher bei keinem Kampfe gefehlt, waren noch bei jeder Unternehmung unter den Ersten gewesen, daß man im ganzen Kreuzheere von den Brüdern von Hohenlohe mit Lob und Preis redete. Jetzt erzählte Andreas, der Deutschordensritter, wie einige Bewohner in der Stadt gegen Sultan Kamel und die Sarazenen feindlich gesinnt wären, und nun, überdrüssig der langen Belagerung, die sie eigentlich nur um eines fremden Oberherrn willen dulden müßten, heimlich ihren Entschluß dem Herzog Leopold von Oesterreich kund gethan hätten, daß sie, gegen einen gewissen Abtrag und Sicherstellung ihrer Person, bereit wären, den Christen die Eroberung der Stadt leicht zu machen. Diese Nacht wäre die verabredete, und es käme nur darauf an, daß sich einige Beherzte aus dem Heere fänden, die den Muth hätten, den Theil der Mauer zu besteigen, wo die Verschwornen aus der Stadt sich aufgestellt hätten. „Wir sind dabei,“ sprach Heinrich noch einmal fest entschlossen, „aber wer bürgt uns dafür, daß die Egypter uns nicht in die Falle locken?“

Andreas wurde aufmerksamer auf die Bemerkung des jüngern Bruders. „Wohl," entgegnete er, „hat selten ein Egypter einem Franken Treu und Wort gehalten, aber die, welche uns die Hand bieten beim Wagestück, sind ja viel feindlicher gesinnt gegen Kamel den Sultan, als gegen die Christen, und der Glanz des Goldes hat noch nie bei Habgierigen seine Wirkung verfehlt; auch ist uns ja im schlimmsten Falle noch ein Rückzug offen, denn die Ritter mit dem weißen Mantel, meine Genossen, decken unsern Rückzug." Heinrich's Bemerkung war nicht umsonst gewesen; ob es gleich erst wenige Monate waren, seitdem er auf morgenländischem Boden kämpfte, so hatte er doch die leidige Erfahrung gemacht, wie wenig den Egyptern zu trauen wäre, während der Sarazene auf Palästina's Boden mehr Treu und Glauben hielt, als der Franke. Um Mitternacht weckte Andreas seine beiden Brüder, schnell schnallten sie den Panzer an, gürteten das Schwert um und stürzten den Helm auf. Todtenstille herrschte im Lager, als sie durch die Zeltgänge dahin schlichen; an der letzten Reihe der Zelte wurde es reger, ein Zeltvorhang nach dem andern öffnete sich, und aus jedem traten zwei oder drei Gestalten, in weiße Mäntel gehüllt, hervor — diese Zeltreihe war die Abtheilung der Ritter vom deutschen Orden. Bald hatte sich eine ziemliche Schaar gesammelt, an ihrer Spitze der ritterliche Herzog Leopold von Oesterreich. Schweigend drückte dieser den beiden Brüdern von Hohenlohe die Hand, und nun ging es gegen die Mauer, wo ein Thurm hervorragte, und zwar so still, daß man keinen Fußtritt vernahm. Jetzt theilte sich die Schaar der Ordensritter — die einen zogen längs der Mauer dem Thore zu, die andern waren bereit, im Fall der Noth, den Brüdern von Hohenlohe den Rückzug zu decken. Jetzt wurde schnell eine Leiter herbeigebracht, die Brüder banden die Helme fester, hingen den Schild an den

Hals, und traten zu der Leiter. „Was ist die Loosung auf der Mauer?“ fragte Friedrich seinen Bruder Andreas. „Allah,“ erwiederte der Deutschordensritter, „doch, ich will sie selbst rufen.“ Ungeachtet der dringendsten Bitte, daß er zurückbliebe, um nicht durch seinen weißen Mantel wider Willen Verräther der Seinigen zu werden, stieg Andreas zuerst auf die Leitersprosse, denn er wollte der Erste beim Wagestück sein, seine Brüder sollten ihm nur zur Seite stehen. Rüstig klommen die drei Brüder, voran der im weißen Mantel, die Leiter hinan; es ging so stille zu, daß man kaum einen Athemzug vernahm. Unbemerkt kamen sie bis unter die Zinne der Mauer, nahe am Thurme; man erkannte, so viel es im Dunkel der Nacht möglich war, schon einige Gestalten, die auf der Mauer standen. „Allah,“ rief der Ordensritter halblaut; die auf der Mauer vernahmen es, und erwiederten den Ruf, aber zu gleicher Zeit blitzte eine Damaszèner-Klinge gegen die Stelle hin, wo der Ordensritter noch mit der Linken die Leiter hielt, während er mit der Rechten die Mauerzinne faßte.

Der Hieb verfehlte des Ordensritters Haupt; bis der treulose Egypter den zweiten Hieb führte, hatte sich Andreas schon auf die Mauer geschwungen, und hinter ihm stand sein Bruder Heinrich, dem eben so schnell der dritte Bruder folgte. „Schwert heraus!“ das war jetzt die Losung gegen die treulosen Egypter; Heinrich ließ es schon mächtig sausen, während seine beiden Brüder erst darnach griffen. Schon als er die Leiter hinanstieg, hielt er es gezückt in der Rechten, indem die Linke die Sprossen faßte; er hatte nie anders gedacht, als daß es so gehen würde. Jetzt begann ein heißer Kampf im Dunkel der Nacht: Drei stritten gegen mehr als Zehn, welche die Brustwehr besetzt hielten. Als die Ordensritter das Klirren der Schwerter unten bei der Leiter hörten, vermutheten sie Ver-

rath; dicht hinter einander klommen sie die Leiter hinan, und bald waren die Ritter auf der Mauer die Mehrzahl, und die Egypter die wenigeren. Ehe es noch die in der Stadt erfuhren, was auf der Brustwehr gegen das Frankenlager hin vorging, waren die treulosen Egypter auf der Mauer überwältigt, und die beiden Brüder von Hohenlohe, geführt von Andreas, eilten die Mauer hinab, dem Thore zu, wo die andere Abtheilung der Ordensritter mit Sehnsucht harrte, bis die Thorflügel sich öffneten, welches freilich noch lange anstand.

Während der Verhandlungen zwischen Sultan Kamel und den Franken waren die Bewohner der Stadt sicherer geworden, als je zuvor. Weder die Mauer, noch die Thore gegen das Frankenlager hatten mehr die starke Besatzung, wie es bisher erforderlich gewesen war. Die ganze Besatzung, seit Kamel die Stadt mit seinen Sarazenen verlassen hatte, bestand meistens aus trägen und schläfrigen Egyptern, die keine Nachtwache, keine Kriegsstrapaze gewohnt waren. Als die Brüder von Hohenlohe an dem Thore standen, fanden sie die Wachen in Schlaf versunken auf den Boden gestreckt: in der Hand lag die noch glimmende Pfeife, welche ihnen so eben aus dem Munde gegleitet war. Nur Zwei saßen noch mit gebeugtem Knie in aufrechter Stellung, sie hatten den gezückten Säbel über den Knieen liegen, aber auch sie waren schon dem Schlafen näher, als dem Wachen. Jetzt fuhren sie in die Höhe, als der Ritter im weißen Mantel mit blitzendem Schwerte vor ihnen stand; sie rieben sich die Augen, und hielten es Anfangs für einen Traum, erst dann erschien es ihnen eine Wirklichkeit, als die Schwertknäufe der drei Brüder an das Thor schlugen, und von außen die Antwort erscholl. Sie griffen nach ihren Klingen, aber weder sie, noch die andern zehn, welche auch vom Lärmen erwachten, konnten es verhindern, daß die drei Ritter die eiserne

Querstange zurückstießzen, die über dem Nebenthörlein lag und den Eingang unmöglich machte. Was der fehlende Schlüssel nicht zu öffnen vermochte, das hatten die Stöße von außen zu vollbringen; aber zuvor entbrannte noch ein hartnäckiger Kampf innerhalb des Thores. Der Lärmen, der sich erhoben hatte, weckte die Bewohner der Stadt, welche zunächst dem Thurme wohnten, sie wurden durch das Geschrei, das die Wachen erhoben, aus dem ersten Schlafe geschreckt, und liefen dem Thore zu mit Waffen aller Art, deren sie in der Eile habhaft werden konnten. So befanden sich die drei Brüder bald im Rücken von einer Menge bedroht, der sie früher oder später unterliegen mußten. Wohl kamen die Ordensritter, welche indessen auch die Mauer verlassen hatten, den bedrängten Brüdern zu Hilfe, aber es war ihnen mit ihren kräftigen Schwertschlägen nicht möglich, durch die Menge hindurch zu dringen, die sich dem Thore zudrängte, und die drei Brüder zu erdrücken schien. Heinrich und Friedrich bluteten schon aus vielen Wunden, sie selbst hatten keinen Raum mehr, das Schwert zu schwingen, und gaben sich schon für verloren; da stellte sich vor die schon Sinkenden Bruder Andreas wie ein Engel Gottes mit flammendem Schwerte, und hielt schützend seinen breiten Schild über die theueren Brüder. Nur schirmend hielt er das mächtige Ritterschwert, denn auch er konnte nimmer ausholen — klirrend prallten die kurzen Damaszener-Säbel von dem Schwerte, aber auch mancher schwere Hieb fiel auf die beiden Arme des kräftigen Schutzengels. Nur noch wenige Augenblicke, so sank auch Andreas, und deckte die unter dem Schild liegenden Brüder; sein weißer Mantel war dicht besprengt vom Blut, das ihm von den Armen floß; sein Helm war zerhauen, daß auf allen Seiten das Blut hervorquoll. Eben wollte ein Egypter mit seiner Lanze nach der Brust des Ordensritters stoßen, da

sprang das Thor auf, dessen Oeffnung allein den Bedrängten Luft schaffen und Hilfe von außen herbringen konnte; die eichene Pforte fing den Stoß auf, welcher der Brust des Ordensritters zugedacht war, und wurde jetzt ein bergender Schild für denselben, denn es schob ihn so zurück, daß er mit seinen Brüdern wie abgesondert von den Bedrängern stand. Mit vorwärts ragenden Lanzen drang das Häuflein der Ordensritter durch das kleine Portal; jetzt kamen die Egypter in die Mitte, von hinten trafen die Schwerter der von der Mauer Herabgekommenen, vom Thore her unterlagen sie den mächtigen Lanzenstößen der Ritter. Die Christen wurden nach kurzem Kampfe Meister des Hauptthores der Stadt, ehe noch alle Bewohner derselben in Allarm kamen. Als die Sonne aus dem Meere hervorstieg, beleuchtete sie das Zeichen der deutschen Ordensritter, die weiße Fahne mit schwarzem Kreuze, welche die Ordensbrüder auf die Mauer steckten, als sich die drei Brüder in so hartem Kampfe befanden. Jetzt eilte Alles, was Harnisch und Schwert trug, aus den Zelten dem Thore der Stadt zu; man drang durch das von den Ordensrittern bereits geöffnete Hauptportal, und die feste Stadt Damiette war in wenig Stunden erobert. Aber man fand dieselbe fast verödet. Hunger und Krankheit hatten noch viel verderblicher in der Stadt gewüthet, als außer den Thoren. Von 70,000 Menschen war die Zahl bis auf 33,000 herabgekommen, und diese Uebriggebliebenen waren durch die verdoppelte Anstrengung ganz erschöpft und durch Augenschmerzen fast erblindet; ja, es gab in der ganzen Stadt vielleicht nur 100 wirklich gesunde Menschen. Unbegrabene, von Hunden angefressene Leichname fand man in allen Straßen, Todte in allen Häusern, ja, Kranke und Todte neben einander in Einem Bette liegen. Die Kreuzfahrer reinigten die Stadt, weiheten die Kirchen auf's Neue, aber es fehlte neben

diesem löblichen Bemühen nicht an Freveln der Habsucht und Grausamkeit. So war die Stadt Damiette, vor der die Christen zwei Frühlinge und zwei Winter mit Macht gelegen waren, und manchen Todten zurückließen, vom vierten bis auf den fünften November des Jahres 1219 wider Vermuthen schnell gewonnen. Die in dem Lager zurückgebliebenen Christen, welche Nichts von der Unternehmung um Mitternacht wußten, hielten die Eroberung der Stadt Anfangs für ein Wunder, und Viele, welche später darüber berichteten, gaben es für ein solches aus. Daß es natürlich zugegangen war, wußten am Besten diejenigen, welche zuerst die Mauer bestiegen, und innerhalb des Thores den heißesten Kampf stritten: die drei Brüder von Hohenlohe. Waren sie die erste Veranlassung zur Eroberung der Stadt geworden, so nahmen sie am wenigsten an dem Jubel Theil, welcher durch das ganze Frankenlager und in der Stadt sich verbreitete. Bald, nachdem die Ordensritter in die Stadt eingedrungen waren, wurden die drei wackern Kämpen von liebenden Genossen hervorgezogen und fern von dem Orte des Kampfes in eine sichere Wohnung gebracht. Wir können nicht unterscheiden, welcher von den Dreien am Schwersten darniederlag. Die meisten Wunden hatte Andreas im Schirmen seiner Brüder erhalten; aber von Natur kräftiger und ausdauernder, als seine jüngeren Brüder, die noch wenig die Mühen und Kämpfe auf morgenländischem Boden versucht hatten, erhob er sich bald wieder unter geschickten Händen morgenländischer Aerzte und der herzlichen Pflege liebender Genossen; bald konnte er selbst die Pflege der geliebten Brüder übernehmen, und kam nie von ihrem Krankenlager. Wie er in jener verhängnißvollen Stunde vor dem Thore der Stadt ihr Leben beschirmte, so stand er jetzt als der schützende und sorgende Bruder vor ihnen, und wehrte Alles ab, was die nur langsam Genesenden gefährden

konnte. Aber nicht nur Andreas war es, der so liebend der theueren Brüder pflegte, ein hoher Herr trat gar oft in das Krankenstüblein und theilte sich mit Andreas in die Mühe der Nachtwache und in jede Pflege, sogar in das Auf- und Zubinden der Wunden — es war Herzog Leopold von Oesterreich, der mehr, als Alle im Kreuzheere, anerkannt hatte, wie den drei Brüdern von Hohenlohe das erste Verdienst in Beziehung auf die Besitznahme Damiette's gebühre; ja, der edle Herzog weilte mehr im Stüblein der kranken Brüder, als in der Nähe des Christenheeres, bei dem jetzt wieder die alte Zwietracht ausbrach, die sich schon früher geregt hatte. Während sich die Christenheit des Abendlandes über die Eroberung Damiette's freute, und der Pabst nun weitere Unternehmungen der Kreuzfahrer erwartete, die möglicher Weise auch folgen konnten, wie sich unter anderen auch die nahe Stadt Tanis im Schrecken übergab, trat im Kreuzheere eine Unthätigkeit ein. Zuerst wollten Viele nach so langen Mühseligkeiten die reiche Beute sorgenfrei genießen; Andere, welche über die Theilung jener Beute in Feindschaft gerathen waren, versagten aus Zorn allen Beistand zu gemeinschaftlichen Unternehmungen. Vor Allem gerieth der päbstliche Legat Pelagius mit König Johann von Jerusalem in Streit, da er ihm die Herrschaft von Damiette nicht einräumen wollte. Der Cardinal trieb den Haß so weit, daß er keinem der Seinigen erlaubte, in dem Theile von Damiette, welcher dem Könige zugefallen war, ein Haus zu miethen und zu beziehen. Er hatte sogar den Bann über den König verkündet, und sich erst nach langer Unterhandlung, durch Vermittlung einflußreicher Männer, worunter auch Herzog Leopold war, zu einer Aussöhnung bewegen lassen. Unter solchen Uebelständen und Thorheiten wurden Manche vom Kreuzheere mißmuthig, denn sie waren ja nicht in's Morgenland gezogen,

um unter lauter Zwietracht und Unthätigkeit die edle Zeit zu vergeuden und das Schwert verrosten zu lassen, das einer heiligen Sache gewidmet sein sollte. Zu diesen gehörte Herzog Leopold von Oesterreich. Mit mehreren andern edlen Herren faßte er den Entschluß, den Boden zu verlassen, auf dem unter solchen Umständen wenig Ruhm mehr zu gewinnen war. Nur das Darniederliegen der beiden Brüder, die immer noch nicht gänzlich hergestellt waren, hatte ihn bisher aufgehalten, seine Rückfahrt anzutreten. Ungerne wollte er ohne die drei Brüder scheiden, welche er in kurzer Zeit so herzlich liebgewonnen hatte, daß er ihres Umgangs kaum mehr entbehren konnte. Jetzt war es doch so weit mit ihrer Genesung, daß Heinrich und Friedrich schon wieder versuchten, die Waffen zu tragen. Bald konnten sie wieder mit Kraft das Schwert heben und schwingen; zuerst wurde das Baret, und nach und nach der Helm auf das Haupt gesetzt, welchen sie, ohne Schmerzen dabei zu empfinden, zu tragen vermochten. Schon versuchten beide Brüder sich gegenseitig wieder schimpfsweise im Fechten, da trat an einem Frühlingsabend Herzog Leopold in das Gemach der Brüder. „Ei, ei!" rief er freudig, als er die beiden Brüder einander gegenüber erblickte, mit blankem Schwerte, den Helm auf dem Haupt, „so gefällt mir's besser, als wenn Ihr auf der Matraze dort liegt; doch wird es wohl nur Schimpf sein, Euer Fechterspiel." — „Wohl," entgegnete Andreas, der nicht weit von ihnen stand, um ihre Uebungen zu beobachten und zu beurtheilen, „doch möchte es auch eine Vorübung sein bis auf die Zeit, wo es wieder losgehen soll mit unsern Feinden." — „Nur gemach," lachte der Herzog, „da hat es noch keine Eile, Ihr könnet Euch Beide noch einmal zerhauen lassen an Armen und Händen, und wieder gesund werden nach Bequemlichkeit, bis der Kampf losgeht; die Unsrigen müssen zuvor noch sich selbst blutige Köpfe

schlagen und unter sich fertig werden, dann erst geht es wieder gegen die Feinde; aber sie mögen sich ohne mich zanken und streiten, ich habe dessen genug; mit dem morgenden Tage stoße ich mit den Meinigen vom Lande, steuere gen Joppe, pilgere zum heiligen Grabe und kehre dann in die Heimath zurück.« — »Hoher Herr,« entgegnete Andreas, »so wollt Ihr das Kreuzheer verlassen, während es im Laufe seiner Siege steht, nachdem Damiette, der Schlüssel des Landes, ihm zugefallen?« — »Ja, ich will es verlassen,« erwiederte Leopold, »so lange ich noch die Kunde in die Heimath bringen kann, daß Damiette, die feste Stadt, in der Hand der Christen ist; wer weiß, ob wir noch lange die Stadt die unsrige nennen können. Sultan Kamel ist bisher nicht müßig gewesen mit seinen Verbündeten, während wir auf der Bärenhaut liegen; er wird in den Kampf schreiten mit frischen Kräften, und der Kampfpreis wird Damiette sein, das immer noch lieber den Sarazenen in seinen Mauern duldet, der mit ihm Allah ruft, als den Franken, der des fremden Gottes lästert.« — »Ihr möget richtig prophezeien, hoher Herr,« bemerkte Andreas, »aber gerade darum wäre es Pflicht, zu bleiben, wenn der Arm kräftiger Männer bald von nöthen wäre.«

»Um der Laune und Leidenschaft des Herrn mit dem rothen Hute sich zu fügen,« lachte Leopold, »nein, da kennet Ihr mich nicht recht, Bruder Andreas, ich will weder ein Unterthan des Herrn Pelagius sein, der von der Erbsünde Nichts wissen will, weil sie ihn am meisten plagt, noch von seiner schwachen Majestät, dem Könige von Jerusalem; es bleibt dabei, ich gehe; also nur eine Frage an Euer Herz, Bruder Andreas, wollet Ihr mich begleiten auf meiner Rückfahrt in die Heimath?« Andreas besann sich lange, und man sah ihm an, daß es ihm schwer wurde, so schnell eine bestimmte Antwort zu geben.

„Wisset Ihr nicht," sprach er endlich, „daß des Ordens Gelübde mich zum Kampf auf diesem Boden verpflichtet, daß der Ritter unserer lieben Frauen von Jerusalem kein höheres Gebot kennt, als den Gehorsam gegen Gott und seinen Orden, daß er kein anderes Ziel im Leben hat, als zu kämpfen für die heilige Sache? So muß der Pflicht gegen den Orden die Anhänglichkeit zu Euch, meinem hohen Herrn und Gönner, weichen." Der Herzog drang nimmer weiter in Bruder Andreas; er wandte sich zu den beiden jüngeren Brüdern Heinrich und Friedrich mit demselben Antrag; es wurde ihm eine befriedigendere Antwort. „Wir folgen Euch, hoher Herr, wohin Ihr uns führet," riefen beide Brüder einmüthig, „wenn wir zuvor die heiligen Stätten gesehen. Wer hat, als wir da lagen in unsern Wunden, außer unserem theuern Bruder so liebreich sich unser angenommen, wie Ihr? darum sei Euer Wille auch der unsrige; wir folgen Euch, denn gegen wen haben wir größere Verpflichtung?" — „Gegen Gott und den Orden, meine Brüder," setzte bedeutungsvoll Andreas hinzu; „oder solltet ihr vergessen haben der Stunde, da ich euch mit meinem Schilde deckte vor dem Thore, bis ich selbst mit euch zusammensank, solltet ihr vergessen haben der Hilfe Gottes, die er euch werden ließ durch des Ordens Brüder, als sie rettend eindrangen? Dem Orden seid ihr verpflichtet, mehr, als Jemand Anderem auf der Welt, und ihr werdet des heiligen Gelübdes nicht vergessen, das ihr in jener verhängnißvollen Stunde gethan, daß ihr ihm eure Kraft und euer ganzes Leben weihen werdet." — „Ich werde meines Gelübdes nicht vergessen," rief Friedrich, „das ich gethan, Du sollst es sehen, wenn ich es ablege zu den Füßen des hohen Meisters, aber wir begleiten unsern hohen Herrn und Gönner." Heinrich widersprach Nichts, als Bruder Andreas von einem gethanen Gelübde redete, er stimmte aber auch nicht

ein in die Worte des Bruders Friedrich; ein Gedanke fuhr durch seine Seele, der ihn nicht sprechen ließ. Andreas sah im ernsten, nachdenklichen Blicke Heinrichs, daß er in seinem Innern noch nicht einig war, er fragte nimmer weiter, denn es schien ihm noch Zeit zu sein, wenn die Stunde einer wichtigen Entscheidung gekommen wäre. Herzog Leopold drang nicht weiter in die beiden Brüder, als Andreas, der Ordensritter, so sprach; er fand keine Beleidigung in den Worten, die Andreas nur im Eifer für den hohen Orden gesprochen hatte, auch wußte er ja nicht, ob die beiden Brüder wirklich ein Gelübde gethan, das ihnen eine Verpflichtung gegen den Orden auferlegte. Es war aber dem so, wie Andreas gesprochen hatte; in jenem Augenblicke, an den er seine Brüder erinnerte, hatten sie im Stillen das Gelübde gethan, dem Dienste des Ordens ihr Leben zu weihen, sie hatten es oft gegen ihren Bruder ausgesprochen, so lange sie dalagen im Schmerz ihrer Wunden, daß sie das Gelübde erfüllen wollen, so sie wieder zum Leben genesen würden. Auch Heinrich hatte es gelobt, aber nur in Stunden, wo er nimmer der Rückkehr in die Heimath gedachte. Jetzt stand er wieder stark und kräftig auf seinen Füßen, die Welt hatte wieder einen Reiz für ihn, heitere Bilder aus der Heimath schwebten wieder vor seiner Seele — wenn eine Sehnsucht gestillt war, die ihn nach dem Morgenlande getrieben hatte, wenn er an den heiligen Stätten gekniet wäre, und angebetet hätte, dann wollte er wieder angehören dem stillen Thale der Heimath, wo die Tauber die klaren Wellen durch Wiesen und Auen wälzt, die schöner grünen, als die vom Sonnenstrahl gebräunten Felder und Auen des Orients; ein stiller Friede sollte ihm dann werther sein, als der Lorbeerkranz, den man auf blutigem Felde bricht, wo der Bruder dem Bruder gegenübersteht im wilden Glaubenseifer, wo der Christ, dem

doch seine heilige Religion Liebe gebietet, im Morde der Andersglaubenden seinem Gotte einen Dienst zu erzeigen wähnt. So dachte Heinrich, während Friedrich mehr die Ansicht des Bruders Andreas theilte; so können wir es uns auch erklären, warum er in die Worte seines Bruders Friedrich nicht einstimmte, als Andreas von einem Gelübde sprach, das Bekämpfung der Ungläubigen zur ewigen Verpflichtung machte. Er widersprach seinem Bruder nicht, aber der Entschluß war gefaßt, dem hohen Gönner und Freunde, dem Herzog von Oesterreich, zu folgen; auch Friedrich nahm sein Wort nicht zurück, ob ihm gleich seine bisherige Thätigkeit kaum als Anfang einer kriegerischen Laufbahn genügte, denn kaum ein Jahr hatten beide Brüder neben Andreas auf dem Boden des Morgenlandes gekämpft. — Am darauf folgenden Tage, nachdem Herzog Leopold zu den Brüdern von Hohenlohe eingetreten war, mit dem Frühesten, als noch Dämmerung über der ruhigen Fläche des hohen Meeres ruhte, lichtete ein Schiff die Anker in der Bucht von Damiette; Herzog Leopold stieg ein mit seinem Gefolge, aber es war um die Hälfte weniger geworden, als er auf den morgenländischen Boden geführt hatte; viele hatte das Schwert der Egypter, viele die Krankheit weggerafft; neben ihm aber stiegen drei Jünglinge über das Brett, die ihm den Verlust manches theuren Mannes ersetzten; Heinrich und Friedrich von Hohenlohe, und Andreas, Bruder des deutschen Ordens. Auch letzterer hatte noch nicht das heilige Grab gesehen, seit er im Morgenlande weilte, er wollte wenigstens bis dorthin die Brüder begleiten auf ihrer heiligen Fahrt, und mit ihnen wallen als Pilger zu den heiligen Stätten, was die Nachfolger Saladin's den Christen gestatteten, auch in jener Zeit, da sie mit ihnen im Kampfe lagen. Aber weder ihm, noch seinen Brüdern, wurde dieser heiße Wunsch erfüllt. Einen Tag fuhr das Schiff bei

günstigem Winde längs der Küste, dicht vorbei an den Küstenstädten Belbais und Laris; schon lag das uralte Gaza zu ihrer Seite, und Askalon nicht ferne von dem Blicke der Pilger — eine Fahrt von einer halben Tagereise hätte sie an Joppe's Strand geführt, da drehte sich auf einmal der Wind, und das Schiff wurde, trotzdem, daß alle Segel eingezogen wurden, und die Ruderer mit Anstrengung aller ihrer Kräfte vorwärts strebten, auf die hohe See getrieben. Die Pilger mußten zuletzt der Richtung des Windes folgen; die Schiffsknechte ließen die Ruder sinken, die Segel wurden wieder aufgespannt, und man überließ das Schiff dem Willen des Windes, der es, fern hinweg von dem Ziele, das die Pilger im Auge hatten, nach Nordwest trieb. Bald sahen sie nimmer die Gebirge des gelobten Landes, dem sie schon so nahe gewesen waren, das Küstenland, wo Damiette lag, wurde ihrem Blicke sichtbar, aber bald verschwand auch dieses wieder, und zuletzt sahen sie nur Himmel und Meeresfläche. Mit Blitzesschnelle fuhr das Schiff dahin, als ob eine unsichtbare Gewalt es triebe; am Morgen des andern Tages schifften sie an der Insel Creta vorüber, aber so ferne, daß es unmöglich war, daselbst zu landen, ebenso wenig gelang es ihnen, dem Schiffe gegen das Land hin eine Richtung zu geben, als die Gebirge des Peloponnesus den Schiffenden entgegen blickten. Bald erkannten die Pilger, daß sie das Land nicht sehen sollten, nach dem sich ihr Herz gesehnt hatte. „Es ist Gottes Wille," sprach Herzog Leopold, „daß wir die Heimath wiedersehen, denn dahin weist der Lauf unseres Schiffes." Der Herzog sprach diese Worte mit einem Blicke, in dem man eher eine frohe, als trübe Stimmung erkennen konnte; es verlangte ihn nach dem heimathlichen Boden, von dem er so lange ferne gewesen war. „Ja, wir werden die Heimath wiedersehen," sprach hierauf Andreas, „aber nicht die

heiligen Stätten, nach denen unser Herz so heiß verlangt hat; wir sind nicht werth gewesen, den heiligen Boden zu betreten, darum hat der Herr der Meere unser Schiff gewendet, und uns hieher getrieben; wo kein inniges Verlangen ist, da bedarf es auch keiner Erfüllung; wo keine Gesinnung ist, die aller Welt entsagen und alles thun kann zur Ehre des Erlösers, wie können wir hoffen, daß er uns würdige seiner Gnade, daß er uns sehen lasse die heiligen Stätten, wo er geboren, gelitten und gestorben; er wird ferne von uns sein und bleiben immerdar; und wenn unser Schiff in die entferntesten Lande verschlagen, wenn es an Klippen zerscheitern würde, wir haben es verdient, denn das Mißfallen Gottes ruhet auf uns.“ Sein Blick, der zuvor trüb und düster gesenkt war, richtete sich, während er so sprach, auf Einen, der bisher ruhig neben seinem Bruder Friedrich stand und dessen Hand liebevoll in der seinigen hielt. „Soll Dein Wort Allen gelten, die hier sind,“ begann Heinrich mit ruhiger Stimme, „oder gilt es mir allein?“ — „Es gilt Dir vor Allen,“ entgegnete Andreas mit Heftigkeit; „um Deinetwillen ist unser Schiff fernweg vom heiligen Lande getrieben, um Deinetwillen sind wir dem Spiele der Wellen überlassen; Deine Schuld ist es, wenn wir unserem Verderben entgegengehen.“ — „So werfe mich über Bord,“ sprach Heinrich, „wenn ich die Strafe des Himmels über Alle, die hier sind, gebracht habe; aber, mein Bruder, nenne mir zuvor die Schuld, wegen welcher mit mir die Anderen büßen.“ — „Du bist wankend geworden, Dein Gelübde zu erfüllen, das Du im Herzen und in meine Hand abgelegt; seit er Dich erhoben von Deinem Schmerzenslager, seit er geheilet Deine Wunden, vergissest Du seiner Krankheit, die er für uns auf sich genommen, vergissest Du der Wunden, die ihm um unsertwillen geschlagen wurden; statt ihm Deine ganze Kraft, Dein ganzes Leben zu weihen, gehörest Du

wieder der Welt an und aller ihrer Eitelkeit; siehe her, das Kreuz auf meinem Kleide verachtest Du, denn den Weltkindern ist es eine Thorheit.“ — „Du hast mein Herz gerichtet, lieber Bruder, aber gar zu hart,“ das war das Einzige, was Heinrich antwortete, als Andreas seinen Feuereifer gegen ihn ausgelassen hatte. Mit thränenerfülltem Auge wandte sich Heinrich von dem Kreise der Männer, er stieg hinab in den untersten Schiffsraum und weinte bitterlich. Wohl fühlte er es, daß er nicht ganz ohne Schuld war, indem er ein Gelübde unüberlegt gethan hatte, das er zu erfüllen nicht im Stande war, wenn er nicht ein früher gegebenes Wort brechen wollte; aber seine Schwachheit erschien ihm als keine solche Schuld, welche eine Strafe des Himmels über sein Haupt und manchen Unschuldigen verhängen mußte. Während sich Heinrich, ungesehen von den Männern, seinen Schmerzgefühlen überließ, nahm sich Friedrich, besonders aber Herzog Leopold, des Tiefgekränkten kräftig an. „Bruder Andreas,“ so begann er mit Nachdruck sein Wort, „dießmal habt Ihr einem Bruderherzen wehe gethan, sei es gemeint, wie es wolle; wenn Ihr von einem Gelübde sprechet, das er gethan, so weiß ich Nichts darein zu reden, aber das ist meine einfältige Ansicht, daß es das Herz des Ritters unter dem Pilgergewande so gut mit Gott und unsrem Heiland meinen kann, als das des Ordensbruders unter dem schwarzen Kreuz; daß Euer Bruder kein Verächter des Kreuzes ist, hat er wohl vor Allen bewiesen, als er mit Euch die Mauer von Damiette erstieg, und mancher Egypterschädel unter seinen Schwerthieben in's Gras rollte; was Ihr von Strafe des Himmels redet, so glaub' ich, wenn es ja so sein soll, es ist nicht Einer, der die Schuld trägt, wir Alle sind sündhafte Menschen und haben nichts Gutes verdient; auch ist es nicht das erste Mal, und wird auch nicht das letzte Mal sein, daß der Himmel den Pil-

gern einen Strich durch die Rechnung macht, und sie statt zum Ziele, vom Ziele führt. Und so gar groß ist das Unheil doch nicht gewesen — bis zur Stunde hat es uns auf der Irrfahrt weder an Speise, noch Trank gefehlt, auch hat unser Schiff weder an einer Klippe, noch Sandbank Schaden genommen; drum können wir vielmehr noch dem Himmel danken; wir wenigstens, wenn auch Ihr nicht, da Eure Begleitung nur bis Joppe uns galt, und Ihr durch unsere Irrfahrt einem Lande ferne gerückt seid, an das Ihr Euch gefesselt glaubet.« — »Ihr seid noch nicht am Ziele, hoher Herr,« sagte der Ordensritter. — »Und doch, vielleicht bälder, als wir es vermuthen,« entgegnete Leopold, »denn sehet, dort taucht ein schwarzer Fleck aus dem Meere auf, das muß Land sein, und der Richtung nach, die uns der Wind bisher vorgezeichnet, ist es die Küste von Sizilien, oder die Südspitze von Welschland.« — Ehe noch der Herzog seine Rede geendet hatte, erscholl der freudige Ruf des Steuermanns: »Land! Land!« und freudig wiederholten die Schiffsleute auf dem Verdecke den Ruf. Zu derselben Zeit hatte sich der Wind gelegt, und nach langer Fahrt konnte der Steuermann zum Erstenmal wieder das Steuerruder in Anwendung bringen. Andreas war der Erste, welcher in den untern Schiffsraum eilte, und die Kunde dem noch trauernden Bruder brachte. Kein Wort war nöthig, um den so Tiefgekränkten wieder zu versöhnen — der milde und liebevolle Blick des Ordensritters sagte dem guten Bruder deutlich genug, wie die zuvor ausgestoßene harte Rede nicht aus einem böse gesinnten Herzen, sondern aus einer heftigen Gemüthsart, aus dem Eifer eines mit Leib und Seele seinem Orden Verpflichteten, hervorgegangen war; sie hatten Beide Recht, und Beide Unrecht, das fühlten sie, und wo man dieß erkennt, da kommt auch bald Versöhnung zu Stande. Aber das Geheimniß, das so leicht dem Bruder

Andreas das Räthsel über Heinrichs Unentschlossenheit in Betreff des gethanen Gelübdes gelös't hätte, behielt er noch in seiner Brust verschlossen. Arm in Arm kamen die Brüder mit einander herauf aus dem unteren Schiffsraume, wo der Herzog mit den Seinigen stand, dessen Blick immer heiterer wurde, je mehr das Schiff gegen das Land hintrieb. Leopolds Vermuthung war wirklich nicht ungegründet gewesen; man landete an der südlichen Küste von Italien, nicht ferne von der Stadt Reggio. Nach kurzer Rast segelten sie weiter, und warfen die Anker im Hafen von Brundusium, um von dort aus über das adriatische Meer gegen die Stadt Venedig ihre Richtung zu nehmen. Mit einem freudigen Gefühle zogen die Pilger, nach langer Fahrt auf dem Meere, wo ihr Schiff ein Spiel der Winde gewesen war, in der damals noch reich bevölkerten Stadt ein; um so mehr, als sie vernahmen, daß viele Landsleute daselbst angelangt wären, die eben im Begriffe wären, die Fahrt nach dem Morgenlande fortzusetzen.

Seit die Kunde von Damiette's Eroberung in das Abendland gedrungen war, strömten von allen Seiten wieder Pilger aus ganz Europa zusammen, um an den neuen Unternehmungen der Kreuzfahrer Theil zu nehmen. Vierzig, ja, wie Andere erzählen, sogar neunzig wohlbemannte Schiffe ließ Kaiser Friedrich unter Anführung des Kanzlers Walter von Palear und dem Grafen Heinrich von Malta ausrüsten; von Deutschland her zog aber, gleichfalls von dem Kaiser veranlaßt, Herzog Ludwig von Baiern mit einer zahlreichen Schaar kriegsfreudiger Ritter und Knechte; auf seinem ganzen Zuge bis Venedig sammelten sich noch neue Haufen von Pilgern; aus allen Gauen des Schwaben- und Frankenlandes, aus dem Ries, den Thälern der Jaxt, des Kochers, der Tauber und des Mains strömten Pilger zusammen und schlossen sich dem Zuge an; es war

wohl kein edles Geschlecht, das nicht seine rüstigsten Glieder dem Haufen zuschickte, es war keine Burg auf der Höhe, keine Stadt in dem Thale, die nicht ihre jugendlichen Bewohner eintreten ließ in die Schaar der Pilger. Aus dem Taubergrunde hatten sich Jünglinge von allen Ständen, besonders aber die Söhne der zahlreichen edlen Geschlechter, die Mergentheim und seine nächste Umgebung bewohnten, angeschlossen, unter anderen die Ritter von Saunsheim, welche allda ihre Burg hatten, sowie die Reiche und die Martine von Mergentheim.

Gleichzeitig, als Herzog Leopold mit den Seinigen in den Hafen von Brundusium einfuhr, war auch diese Pilgerschaar auf einer Menge von Schiffen gelandet. Groß war die Freude der schon zu Brundusium Angelangten, als sie jetzt die sicherste Kunde über die Eroberung Damiette's und die Unternehmungen des Kreuzheeres aus dem Munde der Rückkehrenden vernehmen konnten. Hörten die Einen die Berichte aus dem Morgenlande mit Begierde, eben so begierig erkundigten sich die der Heimath Zusteuernden nach dem, was bisher dort vorgefallen wäre. Wenn Heinrich von Hohenlohe unter den Begierigen nach Kunden aus der Heimath einer der Ersten war, so können wir es uns wohl erklären. Er hatte erfahren, daß Rüdeger von Mergentheim, der einzige Vertraute seiner Jugend, unter den Pilgern sich befinde. Ihn suchte er auf, während die andern einen langen Willkomm feierten unter dem Klange der Becher, gefüllt mit edlem Weine, wie ihn Welschland erzeugte und das nahe Griechenland herübersandte; Heinrich fand ihn — sein Herz schlug freudig, als er den Freund wiedersah, der neben seinem Bruder der einzige Vertraute seines Herzens war, der allein von dem innigen Verhältniß zwischen ihm und Katharina wußte, denn er war der einzige nahe Verwandte zu dem Mädchen von väterlicher Seite. Auch Rüdeger freute sich, den edlen Freund

wieder zu sehen, den er erst auf morgenländischem Boden zu begrüßen hoffte, aber sein Blick wurde düster, als Heinrich nach der Heimath fragte, als er den Namen Katharina nannte; ein schwerer Seufzer preßte sich aus Rüdegers Brust, und man sah, daß das Wort schwer über seine Lippen ging. „Sie ist für Dich verloren, die Du zu finden glaubst, auf immer verloren," war des Freundes kurze Antwort. Wie ein Donnerschlag tönte dieses Wort in sein Ohr, er zitterte und bebte auf einmal, wie im Fieberfrost; sein Mund war unfähig, eine weitere Frage zu thun. Rüdeger schlang den Arm um seinen Freund, führte ihn weg von dem Orte, wo der Jubel der Fröhlichen und Zechenden sie umgab, an das hohe Meer; dort zog er ihn auf eine Rasenbank unter den Schatten eines Olivenbaumes nieder, und gab dem nach und nach gefaßteren Freunde ausführlichen Bericht über das, was er zuvor nur in kurzen Worten angedeutet hatte. Was Rüdeger seinem Freunde berichtete, das theilen wir dem Leser mit, und holen zugleich die Erzählung alles Dessen nach, was während der Abwesenheit der Brüder von Hohenlohe in der Heimath vorgefallen war.

Unmittelbar nach der Abfahrt Heinrichs und Friedrichs übernahm Gottfried die Verwaltung des brüderlichen Erbes, aber nicht lange, denn Conrad, der ältere Bruder, wußte es auf kluge und verschlagene Weise bald so einzuleiten, daß Gottfried den ihm von den jüngeren Brüdern übertragenen Beruf freiwillig an Conrad abtrat; er räumte ihm die ganze Nutznießung einiger Güter ein, die zum Stammschloß Hohenlohe gehörten, und die er bisher mit Gottfried gemeinschaftlich besessen hatte, unter der Bedingung, daß ihm derselbe jetzt schon die Verwaltung des brüderlichen Erbguts abtrete, und dann alle Erbschaftsansprüche auf dasselbe fahren lasse, wenn je die beiden Brüder nimmer in die Heimath zurückkehren würden.

Des Letzteren glaubte er wie gewiß zu sein, darum handelte er schon jetzt so stet und fest mit seinem Bruder ab. Freudig bezog er den Wohnsitz seiner Brüder zu Mergentheim, ließ die Burg Brauneck eine Zeitlang unbewohnt, und vertauschte den steilen Wohnsitz mit dem lieblicher gelegenen im Thale. Conrads Wünsche waren erfüllt, die Ansprüche seines Bruders Gottfried beschwichtigt, schon gebot er wie ein Eigenthümer im Erbe der Brüder, vor deren Rückkehr ihm bald nimmer bange war, da nicht die geringste Kunde von ihnen in die Heimath kam, so oft auch da oder dort ein einzelner Pilger aus der Gegend nach Hause zurückkehrte. Da auf einmal machte ein Zufall neue Besorgnisse in seinem Herzen rege. An einem der ersten Frühlingstage, bald, nachdem er seinen Wohnsitz zu Mergentheim genommen hatte, stieg er den Kötterberg hinauf, um von da aus alle die Herrlichkeit zu beschauen, die er in Gedanken schon sein Eigenthum nannte; da sah er an der Stelle, die wir schon früher als eine der schönsten bezeichneten, ein Mägdlein sitzen, das traurig und düster vor sich hinblickte. Blumen lagen auf ihrem Schooße, die sie eben zu einem Kranze gewunden hatte, aber als er beinahe vollendet war, legte sie ihn verdrießlich wieder bei Seite, und man sah, daß es ihr kein Ernst bei der Beschäftigung war. Eine Zeit lange sah ihr Conrad von Hohenlohe zu — sie bemerkte den noch ferne Stehenden lange nicht; der Ritter trat näher, da erst blickte sie auf, und als sie den Ritter anschaute, fuhr sie in die Höhe. „Bleibe, holde Dirne," rief Conrad, aber die Stimme, welche so sprach, war keine so freundliche, wie diejenige, welche sie früher an diesem Orte gehört hatte, und der Blick des Ritters war kein so liebevoller, wie bei seinem Bruder Heinrich, er war neidig und grämlich, ganz angemessen der Gesinnung seines Herzens. Darum schenkte das Mädchen dem Rufe des vornehmen Mannes kein Gehör — sie

eilte den Berg hinab. Während sie von ihrem Platze aufsprang, fiel etwas Glänzendes aus ihrem Schooß auf den Boden; Conrad erschaute es, und ohne lange zu suchen, fand er ein goldenes Ringlein neben den gepflückten Blumen; er betrachtete es, und erblickte auf dessen Schildlein die Leoparden von Hohenlohe zierlich eingegraben. Erst, als Kätterlein — das war die Ueberraschte — unten am Ufer der Tauber stand, wo statt einer Brücke in früherer Zeit nur ein schmaler hölzerner Steg angebracht war, fühlte sie, daß der Ring an ihrem Finger fehlte. Wie erschrack das gute Kätterlein — ihr Angesicht wurde todtenbleich, sie zitterte an Händen und Füßen. Gleich im ersten Augenblicke dachte sie, daß sie den Ring während des Kranzflechtens abgestreift habe, und er könnte demnach nirgends anders, als dort liegen; schon wollte sie den Berg wieder hinansteigen, um genau nachzusuchen, da kam ihr Conrad von Hohenlohe entgegen; hoch in der Rechten hielt er das theure Kleinod. Da wurde es wieder leicht in Kätterleins Brust, als sie den Ring sah — zuvor fliehend vor dem Ritter, trat sie von selbst auf ihn zu: „Herr Ritter," sprach sie mit Zittern und Zagen, „Ihr habt meinen Ring gefunden, und werdet mir ihn wohl nicht vorenthalten." — „Das eben nicht, Dirne," entgegnete Conrad mit einem Blick, in dem man die Freude seines Herzens las, „aber zuvor mußt Du mir sagen, wie Du zu diesem Ringe gekommen, denn siehe, auf seinem Schildlein ist das Wappen meines Geschlechts eingegraben." Was sollte Kätterlein antworten? sollte sie ein Geheimniß verrathen, das Niemand wußte, als ihr alter, ehrwürdiger Oheim, oder sollte sie mit einer Nothlüge sich retten? Zu dem Letzteren war sie nicht gefaßt, denn sie war zu unschuldig und unbefangen, als daß sie so schnell eine Lüge hätte erfinden können, und das Erstere wollte schwer von Herz und Lippe gehen. „Das Ringlein habe

ich zum Geschenk erhalten," stotterte sie, daß man kaum die Worte verstand, und in ihrem Blicke las man die Verlegenheit ihres Herzens. — „Von wem hast Du das Ringlein zum Geschenk erhalten?" fragte der Ritter. — Jetzt stand das Mädchen wie zwischen Thüre und Angel, sie sollte eine bestimmte Antwort geben, und ihr Herz sträubte sich dagegen; sie schwieg und senkte ihren Blick zu Boden. Der Ritter fragte noch einmal, er fragte zum dritten Mal, und erhielt keine Antwort; da rief er entrüstet: „So ist es eine Lüge, was Du mir gesagt; Du hast den Ring nicht zum Geschenk erhalten, sondern entweder gefunden und nicht zurück gegeben, oder gar Einem von meiner Familie entwendet." Als der Ritter so sprach, fuhr ihr eine hohe Röthe in's Angesicht und es brannte wie von Feuer; sie brach das lange Stillschweigen. „Nein, hoher Herr," rief sie schmerzvoll, „der Ring ist mein rechtmäßiges Eigenthum, ich habe ihn weder gefunden, noch Jemanden entwendet, dessen möge die heilige Jungfrau und Gott im Himmel mein Zeuge sein." — „Ah bah," lachte Conrad, „es ist eitel Lüge, und wenn Du mir alle Heiligen zu Zeugen stellst; darum behalte ich jetzt diesen Ring mit meinem Familienwappen, und betrachte ihn als mein Eigenthum; Du darfst mir noch Dank wissen, daß ich Dich nicht als unredliche Finderin, oder sogar als eine Diebin in Haft setzen und nach Fug und Recht bestrafen lasse." — „So will ich es Euch bekennen, hoher Herr," sprach sie jetzt unter Schluchzen und Weinen, „ich habe ihn von einem Jüngling empfangen, dessen Andenken mir theuer und werth ist." — „Gelt," setzte Conrad höhnisch hinzu, „an den Du gedacht, als Du so düster und trübselig dort oben auf der Höhe gesessen, und Kränze geflochten hast; ist es nicht der junge Fant, mein Bruder Heinrich, denn nur der ist im Besitz dieses Ringes gewesen, welchen meine Mutter von meinem seligen Vater em-

pfangen; nicht wahr, es ist so?" — „Ihr habt es gesagt, hoher Herr," sprach das Mädchen seufzend, „ach! Ihr wußtet es wohl, ehe Ihr auf solche Weise ein Geständniß aus mir herausgepreßt; aber gebet mir jetzt den Ring, ich bitt' Euch flehentlich." — „Noch nicht," erwiederte Conrad, „bis Du mir noch mehr gebeichtet, bis Du mir aufrichtig gesagt, wann und wie Du denselben von meinem unbesonnenen Bruder bekommen hast." — „Beim Abschied, ehe er seine Fahrt in das heilige Land antrat, habe ich dieses Ringlein aus seiner Hand erhalten;" das war des Mädchens letztes Wort, aber Conrad hatte genug erfahren, und wußte jetzt mehr, als ihm lieb war. Das Ringlein aber gab er nicht zurück, ob er es gleich dem Mädchen verheißen hatte; er, der gegen seine Brüder der Treue vergessen konnte, machte sich kein Gewissen daraus, gegen ein Mädchen in diesem Falle sein Wort zurück zu nehmen. Der ganze Trost, den er ihr gab, war, daß er ihr zusagte, er wolle den Ring morgen selbst in ihre Wohnung senden, die sie ihm noch zuvor bezeichnen mußte. Im Herzen lachend über seinen Fund, wandte sich der Ritter von dem Mädchen; mit thränenerfülltem Auge blickte sie ihm nach, denn sie ahnete, daß sie ihr theuerstes Kleinod auf ewig verloren hatte. Der Ring wurde in der Hand des bösgesinnten Mannes ein Mittel, um seine langgehegten Plane desto leichter durchzuführen. Wirklich erschien Conrad von Hohenlohe am folgenden Tage in der Wohnung des Pflegers im Nonnengäßlein, aber nicht, um dem Mädchen den Ring zurück zu geben, dessen Verlust sie die ganze Nacht hindurch nicht hatte schlafen lassen, sondern um ihr ein Wort abzufordern, das sie für ewig von dem Manne schied, der ihr der theuerste im Leben war. Der Ring verschaffte dem Ritter Eintritt bei dem alten Oheim des Mädchens, und gab ihm Veranlassung, über das Verhältniß der beiden jungen Leute seinen Widerwillen aus-

zusprechen, kurz, er wußte es bei dem alten Manne dahin zu bringen, daß er selbst das Wort ergriff, um seinem Kätterlein das Thörichte des Verhältnisses zwischen ihr und dem Junkherrn darzustellen. Conrad brachte es, unter Mitwirkung des Oheims, bald dahin, daß das Mädchen nicht nur auf den Ring, sondern auch auf den Mann ihrer ersten Liebe selbst Verzicht leistete. Sie sprach das Wort der Entsagung, aber nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen, denn da war das Bild des Junkherrn tiefer eingegraben, als daß die Praktik eines schlauen Mannes es so schnell hätte daraus verwischen können; sie that es nur ihrem Oheim zu lieb, doch das Herz wollte ihr fast brechen vor Leid, als das Wort der Entsagung über ihre Lippe ging. Aber auch damit hatte der Ritter noch nicht genug; er befürchtete, das Mädchen möchte früher oder später wieder rückfällig werden, darum verlangte er das Letzte noch von ihr, sie sollte nicht nur dem Junkherrn, sondern auch der Welt entsagen. War ihr die erste Entsagung möglich gewesen, wie sollte ihr die zweite schwer werden? Sie willigte ein, und es wurde ihr nur darum schwer, weil sie sich jetzt auch von dem geliebten Oheim trennen mußte. Schon am folgenden Tage begleitete dieser seine liebe Pflegetochter, die Stütze seiner alten Tage, in die Klause der Nonnen zu Neunkirchen, und meldete sie unter die Novizen an. Conrad von Hohenlohe hatte dem Mädchen für ein Plätzchen daselbst gesorgt, und den Nonnen versprochen, es sollte nicht umsonst sein, wenn sie das Mädchen bald dahin bringen würden, förmlich den Schleier zu nehmen, ohne das Probejahr abzuwarten; sollte dies aber nicht so schnell möglich werden, so sollten sie wenigstens Sorge tragen, daß sie nie über die Schwelle der Klause käme, und von nun an den Augen der Welt ganz und gar entrückt bliebe. Der Zehnte von einigen Grundstücken, welche zum Erbtheil der Brüder Heinrich und Friedrich

gehörten, und nahe bei der Klause zu Neunkirchen lagen, sollte den frommen Schwestern werden, wenn sie anders auf solche Weise den ausgedachten Plan ihres Schirmherrn mitfördern würden.

So war nun von Seiten Conrads ein Schritt geschehen, wodurch die Besorgniß seines Herzens einigermaßen beschwichtigt war. Das eine Herz war gebrochen, das arme Mädchen mit gutem Fug aus dem Auge der Lebendigen gerückt — nun kam es noch darauf an, wie man noch ein zweites Herz bräche. Das war leicht, war ja der Ring in den Händen Conrads, das leichteste und sicherste Mittel, um Heinrich zur Entsagung zu bringen; der mußte ihm in die Hände gespielt werden. Wenn der Boshafte einen Plan ausführen will, so müssen wunderbarer Weise Andere dazu die Hand bieten, oft ohne Wissen, daß ein böses Werk gefördert werden soll. Um dieselbe Zeit, da dieß geschah, verließen die neuen Pilger zum heiligen Grabe den heimathlichen Boden; dem edeln Rüdeger von Mergentheim, den Conrad kannte als vertrauten Freund Heinrichs, wurde der schwere Beruf zu Theil, dem Freunde im Morgenlande das schmerzliche Wahrzeichen, den Ring, zu überbringen, mit der bösen Kunde, daß Kätterlein denselben in die Hände Conrads zurückgegeben, und in der Klause zu Neunkirchen sich habe einkleiden lassen, ohne das Probejahr abzuwarten.

Wir haben oben gesehen, welch' schmerzlichen Eindruck das Wort Rüdegers auf Heinrichs Seele machte, als er sagte: „sie ist auf immer für Dich verloren;“ wie vielmehr wurde er niedergebeugt, als er sich mit den Augen von dem überzeugen mußte, was er nicht hatte glauben wollen, da Rüdeger jetzt den Ring hervorzog, den ihm Conrad von Hohenlohe übergeben hatte. „Es ist so,“ rief Heinrich schmerzerfüllt, „es ist traurige Wahrheit, was Du mir gesagt hast, denn ich sehe ja den Ring, den ich ihr beim Abschied aus der Heimath gegeben;

ich muß es glauben, aber was brachte sie zu dem Entschlusse, der Welt zu entsagen? was konnte sie bewegen, den Ring in die Hand meines Bruders zurück zu stellen?“ So gern Rüdeger seinem lieben Freunde diese Fragen beantwortet hätte, um ihn einigermaßen zu beruhigen, er war es nicht im Stande. Nicht Alles, was wir den Lesern erzählt haben, war ihm bekannt; er wußte Nichts von dem Zusammentreffen Conrads mit Kätterlein, Nichts von den Unterhandlungen in der Wohnung im Nonnengäßlein, er wußte Nichts von dem bösen Plane Conrads von Hohenlohe, der seinen Bruder zu einer Lossagung von der Welt, und somit auch zur Verzichtleistung auf sein Erbe zu bringen gedachte; er konnte nur berichten, daß Kätterlein schon einige Zeit vor seiner Abfahrt aus der Heimath in die Klause zu Neunkirchen aufgenommen worden sei, und den Tag vor seiner Abfahrt wirklich den Schleier genommen habe; er hatte nur zu berichten, daß Conrad den Ring in seine Hand gelegt habe, mit dem Anfügen, das Mädchen habe gebeten, man möge ihn dem Junkherrn mit ihrem letzten Lebewohl übersenden, ohne noch seine Rückkehr in die Heimath abzuwarten. Das war Alles, was Rüdeger seinem Freunde mittheilen konnte; aber es beruhigte diesen nicht. Mit einem schmerzvollen Blicke nahm er den Ring aus der Hand seines Freundes, und legte ihn wieder an den Finger, von dem er ihn beim Abschied abgestreift hatte. „Nun,“ sprach er vor sich hin, „so will ich Dich wieder nehmen als Andenken an meine Mutter, und Du sollst an keine andere Hand mehr kommen.“ Er stützte sein Haupt mit der Linken, und blickte mit thränenerfülltem Auge schweigend über den hellen Spiegel des Meeres hin; die Rechte hielt der treue Freund in der seinigen. Mit keinem Worte vermochte dieser den Betrübten zu trösten, doch zeigte der liebevolle Druck der Hand deutlich, wie herzlich er

Theil nahm am Schmerze des Freundes. Während beide still und schweigend da saßen, trat ein Dritter zu ihnen, es war Heinrichs Bruder Andreas. Seit jener Stunde, da er mit Heinrich so hart geredet hatte, war es, als ob er gegen ihn eine ewige Schuld abzutragen hätte; mit verdoppelter Liebe stand er ihm von nun an zur Seite, und jeder Augenblick, wo er ihm ferne sein mußte, war für ihn eine Entbehrung. Als Heinrich seinen Freund Rüdeger aufsuchte, war er dem Bruder schnell von der Seite gekommen; dieser suchte ihn jetzt von einem Ort zum andern, bis er ihn am Gestade des Meeres neben Freund Rüdeger fand. Als Heinrich aufblickte und seinen Bruder sah, sprang er auf ihn zu; mit ausgebreiteten Armen umschlang er ihn, und rief, indem reiche Thränen über seine Wangen rollten: „Bruder Andreas, wo findet das Herz Trost und Frieden?“ — „Nicht in der Welt, sondern bei dem, dessen Zeichen wir auf der Brust tragen; in seinem Dienste, in seinem Joche, das er uns auferlegt,“ entgegnete Andreas; „wirf Deinen Blick hinüber über das Meer, an seiner äußersten nördlichen Bucht prangt eine Stadt, groß und mächtig, wo Dein Fuß schon ging, dort steht ein Haus von geringem Aussehen, der Mann, der es bewohnt, führt Dich in den Dienst unseres Friedefürsten, wo das kummervolle Herz Ruhe und Trost findet.“ Heinrich verstand die Worte seines Bruders; seit dem Augenblicke, da der Ring wieder an seinem Finger lag, war sein Entschluß fest geworden, in dem er so lange geschwankt hatte. „So begleite mich zu dem Manne, Bruder Andreas,“ sprach Heinrich jetzt mit festem Willen, „auf daß ich mein Gelübde vor ihm erneuere, das ich vor Gott gegeben.“ — „Es sei,“ war des Ordensritters kurze Antwort; und er fragte nicht weiter, was so schnell einen Entschluß im Herzen seines Bruders zur Reife gebracht habe, aber in seinem Blicke konnte man es lesen, wie sich sein

Herz darüber freute. — Am folgenden Tage lichteten die neuen Kreuzfahrer, so wie die zurückkehrenden Pilger, die Anker im Hafen von Brundusium; als Heinrich seinem Freund Rüdeger die Hand zum Abschiede reichte, sprach er: „Bald folg' ich Dir." Während die einen nach Süden steuerten, um Kämpfen entgegen zu gehen, wandten die Brüder von Hohenlohe, mit Herzog Leopold von Oesterreich, den Kiel nach Norden, der Bucht zu, wo Venedigs herrliche Paläste im Meere sich spiegeln. Dort saß, seit der Eroberung Damiette's, der Großmeister des deutschen Ordens, Hermann von Salza; seit er vor Damiette's Thoren an der Spitze der Seinigen so ritterlich gekämpft und das Wichtigste zur Eroberung der Stadt beigetragen hatte, hatte er sich mit wenigen Brüdern hieher begeben. Auf morgenländischem Boden war seine Anwesenheit vor der Hand weniger nöthig, da ja das Christenheer eine Zeitlang nur auf seinen Lorbeeren zu Damiette ruhte; zudem war eine solche Zeit kriegerischer Unthätigkeit am meisten geeignet, unter den drei Orden, die ohnedieß immer wetteifernd einander gegenüber standen, Uneinigkeit zu erregen und zu erhalten. Um dem auszuweichen, zog sich der friedliebende Hermann von Salza hieher; dabei stand er dennoch mit den Gliedern seines Ordens in solcher Verbindung, daß er ihre Angelegenheiten leitete. Vor Allem aber hatte er darum schon jetzt zu Venedig seinen Wohnsitz gewählt, weil er auf diesem Boden viel kräftiger für die heilige Sache wirken konnte, zumal, da ihm Kaiser Friedrich alle Geschäfte übertragen hatte, die sich auf die bald anzutretende Kreuzfahrt bezogen. Er war es, der alle Unterhandlungen zwischen Papst und Kaiser leitete, und so war sein Aufenthalt, nahe dem Papst und nicht ferne dem Kaiser, wohl der gelegenste.

Eben war Hermann von Salza, der ehrwürdige Meister, aus Schwaben zurückgekommen, wo er von dem zu Ulm sich

aufhaltenden Kaiser Friedrich Aufträge an Papst Honorius erhalten hatte, welche theils die Wahl des Prinzen Heinrich zum deutschen König, theils den endlich angeordneten Kreuzzug in's Morgenland betrafen. Der Meister hatte kaum erst den Staub von dem Gewand geschüttelt, da meldete einer der dienenden Brüder drei Pilger im kleinen Gemache des Ordenshauses. Wir kennen alle Drei, denn wir haben sie ja auf ihrer bisherigen Fahrt bis Venedig begleitet. Auch Hermann von Salza erkannte sie im ersten Augenblick; Bruder Andreas trug seinen Mantel, den er seit dem Eintritt in den Orden selten abgelegt hatte; Heinrich und Friedrich gingen im gewöhnlichen Pilgerkleide mit hereinhängendem Pilgerhut und aufgezogener Kapuze, doch erkannte sie der Ordensmeister sogleich. „Willkommen, Ihr Mitkämpfer von Damiette," sprach er, indem er ihnen die Hand zum Gruße darhielt. Jetzt erst sahen die Brüder Friedrich und Heinrich dem Meister recht unter die Augen, und immer bekannter wurden ihnen die Gesichtszüge des ehrwürdigen Mannes; war ja er es gewesen, der vor der Schaar seiner Ordensbrüder ihnen auf die Zinnen der Mauer, und dann hinab bis an das Thor gefolgt war; ja, er war selbst mitkämpfend der Zeuge ihres Wagestücks gewesen, während sie kaum seiner wahrgenommen im Getümmel des Kampfes; seit jener Stunde hatten sie ihn aber nimmer gesehen, denn unmittelbar nach der Einnahme Damiette's war er in's Abendland zurückgesegelt, um dem Kaiser in eigener Person die Kunde von dem glücklichen Ereigniß zu bringen. „Hoher Meister," begann nach der Begrüßung Bruder Andreas, „ich bin hier, nicht nur, um Euch zwei Jünglinge vorzustellen, die für die Sache der Christenheit, wenn auch kurze Zeit, doch redlich gekämpft, sondern, um unserm ehrwürdigen Orden zwei Glieder zuzuführen, denen Ihr die Aufnahme nicht verweigern möget; darum haben sie allhier Euch

aufgesucht, wohl jetzt erst, weil sie lange am Schmerz ihrer Wunden gelegen — und ich habe sie hierher begleitet, um Zeuge zu sein, wenn sie das Gelübde vor Euch bestätigen, das längst schon ihr Herz abgelegt." — „Ist dem so, ihr wackern Kämpen, wessen mich Bruder Andreas berichtet?" fragte der Ordensmeister, indem er sie mit einem Blicke ansah, der durch ihr Herz drang. „Hoher Meister, es ist so, wie unser Bruder gesagt," antwortete zuerst Heinrich mit fester Stimme, und dann Friedrich eben so kräftig. „Geschieht es aus freier Wahl Eures Herzens, nur aus Liebe zu Demjenigen, für den Ihr schon Euer Schwert gezogen und Blut und Leben eingesetzt, der es zuvor für Euch gelassen am Kreuze? wollet Ihr im Dienste des Erlösers Alles aufgeben, was Euch je im Leben theuer gewesen?" Noch eindringender war des Meisters Blick, als er diese Fragen an sie richtete; es war, als ob sein Auge den Brüdern in's Herz schauen und ihre innersten Gedanken erforschen wollte. „Aus freier Wahl," antworteten Friedrich und Heinrich, wie aus e i n e m Munde; aber als sie die zweite Frage beantworteten, daß sie Alles aufgeben wollen im Dienste des Heilandes, was ihnen je im Leben theuer gewesen, da war Heinrichs Stimme nimmer so kräftig, wie zuvor; er sagte: „Ja" mit Bruder Friedrich, aber seine Stimme zitterte bei dem Worte, und eine Thräne trat in seine Augen. „So geschehe, was Ihr verlanget," sprach der Ordensmeister, und seine Augen blitzten freudig, als er diese Worte sprach. Hermann von Salza, der Mann, auf dessen Weisheit und Rittersinn eine ganze Mitwelt voll Bewunderung hinblickte, ein Mann, an dem auch der Feind keinen Tadel auffinden konnte, war keiner von jenen Ordensmännern, welche darin das Heil ihres Ordens suchten, daß er viele Namen zählte, sondern er setzte darein den Ruhm desselben, wenn er nur Herzen zählte, die red-

lich im Dienste des Ordens schlugen, bei denen jene Fragen, die er an die beiden Jünglinge richtete, in der That und Wahrheit eine Antwort fanden. Solche Ordensbrüder konnten auch Friedrich und Heinrich werden, ja, der Meister durfte es mit Gewißheit hoffen; darum konnte sein Auge mit Recht freudig blicken, als die beiden Jünglinge so den Willen ihres Herzens kund thaten. Noch freudiger aber erschien Andreas, denn er sah jetzt den Schritt vorbereitet, mit dem einer seiner höchsten Wünsche in Erfüllung gehen sollte, daß er von nun an seine Brüder nicht nur dem Leibe, sondern auch dem Geiste nach, im eigentlichen Sinne des Wortes, seine Brüder nennen durfte.

In den ersten Zeiten des Ordens wußte man Nichts von den vielerlei Ceremonien, mit welchen später der Eintritt in denselben verbunden wurde, aber dennoch war es schon damals eine feierliche Handlung, die wenigstens an Gott geweihter Stelle verrichtet werden mußte. Diese Stelle fehlte auch nicht im geringen Ordenshause zu Venedig; eine kleine Hauskapelle stieß an das Gemach, welches der Meister, abgesondert von den übrigen Brüdern, bewohnte. Dahin ging der Meister voran, und die drei Brüder verweilten im Gemache, bis das Zeichen zum Eintritte in die Kapelle gegeben wurde. Es stand nicht lange an, so ertönte der helle Ton eines Glöckleins. Friedrich und Heinrich legten auf einen Wink ihres Bruders das Pilgerkleid ab, und nun stehen sie da im Eisenkleide, in welchem sie vor Damiette kämpften. Als sie in der Kapelle eintreten, stehen zwölf Brüder des Ordens am kleinen Altare, je sechs zu beiden Seiten des Meisters, der jetzt den schneeweißen Ordensmantel umgelegt hat, unter dem ein stahlblauer Harnisch mit schwarzem Ordenskreuze hervorblinkt. Auf dem Altare liegen zwei Ordensmäntel, und neben denselben zwei einfache Schwerter sammt Wehrgehäng. Mit dem Eintritt der Brüder von Hohenlohe beginnt

ein Ordenspriester das Gebet zu verlesen; alle knieen nieder, mit ihnen der Großmeister und die Eingetretenen. Nach dem Gebet, in dem sämmtliche die Gnade und Kraft des heiligen Geistes anflehten, trat der Meister vor Heinrich und Friedrich; er nahm eines der Schwerter von dem Altare, und that dreimal einen Streich auf Heinrichs Schulter, indem er sprach:

„In Gottes, St. Marien und Georgen Ehr!
Vertrag dieß und keines mehr;
Besser Ritter, als Knecht.“

Der Meister legte das Schwert in die Hand des Bruders Andreas. Eben so that er bei Friedrich, und als dieß vorüber war, hing Andreas seinen beiden Brüdern das Schwert um, während einer der zwölf Brüder sie mit dem Ordensmantel bekleidete. Jetzt wurde wieder ein Gebet gesprochen; alle Brüder sammt dem Großmeister knieten wie zuvor nieder, die Neuaufgenommenen aber legten sich mit ausgestreckten Armen auf das Angesicht, vor den Stufen des Altars, und verharrten in dieser Stellung, bis das Gebet vorüber war. Der Priester gab den Segen, die heilige Handlung war beschlossen, und man verließ die Kapelle. So waren nun Friedrich und Heinrich von Hohenlohe Brüder des Ordens unserer lieben Frauen zu Jerusalem, und das Gelübde war abgelegt, das sie von nun an zum Kampfe gegen die Ungläubigen im Morgenlande verpflichtete. Ehe die beiden Brüder auf immer dahin abgingen, hatten sie noch einen Wunsch, der ihnen vom Meister des Ordens weder mißdeutet, noch versagt wurde: sie wollten noch einmal in die Heimath zurück, um ihre Familienangelegenheiten zu ordnen, und dann Allen, die ihnen nahe standen, das letzte Lebewohl zu sagen. Indem sie dieses thaten, konnten sie noch ihrem Freund und Gönner, dem edlen Herzog Leopold von Oesterreich, das letzte Geleite bis an die Grenze seines Landes geben. Auch Andreas

wollte bei seinen Brüdern bleiben und mit ihnen den Rückweg in die Heimath antreten.

Wir eilen den drei Ordensrittern voran, und sehen, wie sich im Taubergrunde indessen die Dinge gestaltet haben. — In der Wohnung des Pflegers im Nonnengäßlein ist es gar einsam geworden; seit Kätterlein nimmer aus- und eingeht, ist alles Leben aus dem Hause verschwunden; ein alter Diener, noch grauer, als sein Herr, versieht jetzt das ganze Hauswesen, und ist Koch und Haushälterin in Einer Person. Seitdem sie fehlt, ist Alles im Hause in Unordnung gerathen; Nichts hat mehr seinen Platz, an dem es früher gestanden. Staub liegt überall, wo Kätterlein zuvor Alles blank gereinigt hatte; die Spinne ist Meister geworden in allen Ecken und Winkeln der Stube, und hat ihr Gewebe aller Orten aufgespannt; Küche und Keller ist übel bestellt, kaum ein geringes schmackhaftes Süpplein weiß der alte Kurd aufzutischen, und der Wein, den er aus dem Keller holt, kann dem an Reinlichkeit gewöhnten alten Herrn nicht munden, denn aus dem Krüglein kommt er mit einem Bodensatz, und am Becher, der kaum gereinigt ist, setzt sich noch ein Staubdeckel oben an. Kurz, es ist eine Junggesellen-Haushaltung im ganzen Umfang des Worts. Wie das Haus schlecht bestellt ist, eben so steht es auch mit der Unterhaltung. Sonst, wenn der Abend kam, schnurrte die Spindel in Kätterleins Hand, und ihr Mund hörte nicht auf, von dem oder jenem zu plaudern, was sich in Mergentheim Neues begeben hatte — denn schon damals waren Frauen und Jungfrauen geneigt, zu hören und wieder zu erzählen. Die ganze jetzige Unterhaltung war das laute Schnarchen des alten Kurd, bei dem die Schlafzeit oft noch beim Tagslicht zu beginnen pflegte. — So sah es aus im Hause des Pflegers, seit Kätterleins Abgang in's Kloster, und es ist kein Wunder, wenn der alte

Mann unter solchen Umständen es schmerzlich bereute, daß er sich je von Herrn Conrad von Hohenlohe hatte beschwatzen lassen, die sorgende Pflegetochter aus seinen Händen zu geben. Die saß jetzt eben so mißmuthig und traurig gestimmt in ihrer Klause zu Neunkirchen, denn sie hatte nicht eben das beste Loos, was sie einzig und allein dem Herrn zu danken hatte, auf dessen Veranstalten sie in die Klause gekommen war.

Als die Meisterin der Klause sah, daß Kätterlein nie recht zu dem Entschluß kommen wollte, sich wirklich als Nonne einkleiden zu lassen, als ihre ganze Ueberredungsgabe an dem Eigensinne des Mägdleins scheiterte, so wendete sie andere dringendere Mittel an: Kätterlein hatte das Loos, eine der dienenden Schwestern zu werden, die das Wasser aus dem Klostergarten tragen, die Küche bestellen, und von Zeit zu Zeit die Klause von oben bis unten reinigen mußten. War keine Arbeit im Hause ihres Pflegevaters ihr zu viel gewesen, so wurde ihr die Arbeit in der Klause eine lästige, weil sie wußte, daß dieselbe keinen andern Zweck hatte, als sie zu zwingen, endlich in den Willen der Meisterin einzugehen, die ungern die Aussicht auf die verheißene Schenkung fahren lassen wollte. Aber Kätterlein ließ sich nicht bewegen, vor der gewöhnlichen Probezeit sich förmlich einkleiden zu lassen. Wohl hatte sie das Wort der Entsagung gesprochen — aber war es nicht aus Zwang geschehen? hatte sie es nicht nur ihrem Pflegevater zu lieb gethan? Im Herzen hatte sie dem theuern Manne noch nicht entsagt; so lange es nicht bei ihr dahin gekommen wäre, wollte sie keine Gottesbraut werden, die dem himmlischen Geliebten Treue schwört, während sie den irdischen noch im Herzen trägt; erst dann sollte ihre Entsagung die giltige sein, wenn die gewisse Nachricht von seinem Tode käme. Falsche Kunden waren schon mehr, als viele, zu ihr gekommen; sie alle hatte Conrad von

Hohenlohe durch die Meisterin der Klause an sie gelangen lassen, aber alle trugen das Gepräge der Unwahrheit; eine innere Stimme sagte ihr, daß Heinrich noch am Leben sei. Es stand nicht lange an, so wurde ihr diese Wahrheit, die beinahe ihr Herz brach. Eines Abends saß der alte Pfleger in seinem Lehnstuhl; betrübt hatte er sein Haupt mit der Hand gestützt, denn eben gedachte er seiner lieben Pflegetochter, wie mit ihr ihm, dem alten Manne, Alles genommen war; da klangen rasche Tritte die Treppe herauf, die Thüre öffnete sich und eintrat ein Ritter im weißen Ordensmantel. Ob er gleich ein anderes Kleid trug und die südliche Sonne sein Angesicht ziemlich gebräunt hatte, so erkannte doch der alte Pfleger die Züge des Junkherrn Heinrich von Hohenlohe. „Mein Gott, edler Junkherr,“ war des Pflegers erstes Wort, das er nach dem Willkomm sprach — „wie kommt Ihr zu diesem Gewande?“ — „Sollt' ich der Welt leben, wenn Andere der Welt absterben?“ entgegnete Heinrich. Der Pfleger verstand, was Heinrich damit sagen wollte; er schwieg lange, dann sprach er ruhig: „So war es Gottes Wille.“ — „Nein,“ rief Heinrich aufgeregt, „es muß der Menschen Wille gewesen sein, und wohl hast Du, alter Mann, auch Antheil an dieser Willensstimmung; sag' an, wie ist der Ring in meines Bruders Hand gekommen, den ich Deiner Pflegetochter gab beim Abschied?“ — Mit diesen Worten hielt er ihm den Ring hin, den ihm Freund Rüdeger wieder zugestellt hatte. Sichtbar ergriffen, aber doch bald wieder gefaßt, erzählte nun der Pfleger den ganzen Hergang der Sache redlich und treu, ohne zu verhehlen, wie er es gewesen war, der Kätterlein zu ihrem Entschlusse bestimmen mußte. „Deiner Schwachheit sei es verziehen,“ rief Heinrich, als der Pfleger endete, „daß Du Dich hast brauchen lassen, eine Willenlose nach fremdem Willen zu stimmen, aber zwischen mir und meinem Bruder,

der aus Habsucht so himmelschreiend an mir gethan, möge Gott richten. Heinrich verhüllte schmerzvoll sein Angesicht und sprach lange Nichts mehr. War es ein Schmerz für ihn gewesen, daß das Mädchen auf immer für ihn verloren war, so war es ein noch größerer, als er sah, wie sein leiblicher Bruder die Ursache davon werden mußte. Was sollte er jetzt thun? sich auf so schändliche Weise zu verstellen, dazu besaß er zu wenig Fertigkeit, diese Kunst hatte unter fünf Brüdern nur der eine, der habsüchtige Conrad, erlernt — aber so schwer es ihm auch wurde, so hielt er es für klug, die gerechte Erbitterung gegen den falsch gesinnten Bruder zu verbergen: konnte er ja durch einen einzigen Namenszug unter einer Urkunde dessen eitle Hoffnungen auf einmal zu Wasser machen, und dem Bruder sein Unrecht schrecklich vergelten; denn was kann einen Habsüchtigen tiefer kränken, als wenn er sehen muß, wie ein Gut auf Andere übergeht, das er schon in den Händen zu haben glaubt? Daß Heinrich schon damals daran gedachte, sein Erbgut in des Ordens Hand übergehen zu lassen, schien nicht unwahrscheinlich, und es kam sogar gewöhnlich vor, daß die, welche in einen geistlichen Orden eintraten, ihre Güter demselben vermachten.

Das erstemal schlief Heinrich mit seinen beiden Brüdern wieder im heimischen Schlosse: es war kein sanfter und erquickender Schlummer; aber noch weniger ruhig schlief dießmal Conrad, der ältere Bruder. Die Ruhe und Gelassenheit, welche Heinrich in den ersten Stunden des Wiedersehens gezeigt hatte, schien ihm keine natürliche zu sein, sein Stillschweigen über den Ring, den er ihm durch Rüdeger gesandt hatte, und den er wieder an seinem Finger erblickte, schien ihm sogar ein verdächtiges. Daß Heinrich schon bei dem Pfleger in Neunkirchen war, daran gedachte er kaum, daß er aber irgendwo mehr, als

nöthig war, erfahren hatte, das war ihm nur zu gewiß. Zwei Quellen auf einmal mußte er jetzt verstopfen, aus denen Heinrich genau Berichte über Alles schöpfen konnte, was bisher geschehen war: denn daß er der Sache auf den Grund gehen würde, daran war gar nicht zu zweifeln. Einmal mußte dem Pfleger von Neunkirchen strenges Stillschweigen auferlegt werden, und dann der Meisterin der Klause zu Neunkirchen, mit Beifügung, daß sie das arme Mädchen strenger, als je, verborgen halte. Beim ersteren kam er zu spät, ob er gleich in eigener Person noch vor Tagesanbruch sich aufmachte, und mit dem Pfleger im Nonnengäßlein Zwiesprache hielt. Der hatte schon gebeichtet, wie die Leser eben vernommen. Eben so wenig gelang es ihm bei der Meisterin der Klause. Wohl stand kurz, nachdem man die Frühmette im Klösterlein gehalten hatte, ein Diener Conrads vor der Pforte, und bat um Unterredung mit der Meisterin am Sprachgitter; nach langem Bitten und mit lautem Brummen öffnete die Pförtnerin, denn eben hatte sie nach der Mettezeit wieder in die Arme des Schlafs sich geworfen; als sie den schmucken Leibdiener des gnädigen Herrn sah, wurde sie freundlicher und verstand sich sogar dazu, sein Gesuch der ehrwürdigen Meisterin vorzutragen. Die lag gleichfalls noch in den Federn, und zeigte ein grämliches Gesicht, als die Pförtnerin mit dieser Meldung erschien. Die Bitte wurde rund abgeschlagen, und die Pförtnerin kündigte dem unten Harrenden an, daß die ehrwürdige Meisterin nicht gewohnt wäre, so früh schon Audienz zu ertheilen, absonderlich einem Manne; in ein paar Stunden möge er wiederkehren. Unverrichteter Dinge verließ der Diener wieder die Klause; aber, um den Gang nicht zweimal machen zu dürfen, setzte er sich in der Nähe derselben hin, wartend, bis die Frau Meisterin geruhen würde, aus dem Bette zu schlüpfen, und ihn gnädigst anzuhören. Er

schlief ein an seinem Plätzchen, denn er hatte sich im Schlosse ungern den Schlaf gebrochen.

Indessen erhielt aber ein Anderer Audienz, der eben so früh sich auf den Weg gemacht hatte. Während Conrad von Hohenlohe seinen Sendling in die Klause nach Neunkirchen abgehen ließ, hatte sein Bruder Heinrich sich ebenfalls dahin begeben. Der Pfleger hatte ihm wohl berichtet, wie Kätterlein in die Klause gekommen war, aber darüber hatte er ihm keine befriedigende Kunde gegeben, und hatte sie ihm auch nicht geben können, ob das Mädchen wirklich schon den Schleier genommen habe, oder nicht. Darüber wollte Heinrich in's Reine kommen, darum machte er den Weg selbst nach der Klause. Erst, als er nahe bei der Mauer stand, welche den Garten der Klause zu Neunkirchen umschloß, dachte er daran, ob es wohl möglich werden möchte, das Mädchen noch zum letzten Male zu sprechen. Es sollte möglich werden, so war es der Wille des Himmels, damit seinem Herzen noch eine recht wehmüthige Stunde bereitet würde. Erst jetzt erkannte er, daß es noch zu früh wäre, vor der Pforte Einlaß zu begehren, um mit der Meisterin eine Zwiesprache zu halten. Während er in solchen Gedanken an der Mauer hinging, kam auf einmal über die Mauer her ein Ton zu seinen Ohren, und es däuchte ihm, als höre er an einem Brunnen ziehen. Das muß Jemand aus der Klause sein, dachte er bei sich, bei dem ich vielleicht eher Kunde einholen könnte, als bei der Meisterin, die entweder keine, oder eine falsche geben wird. Ein Sprung über die Mauer, und ich weiß vielleicht, was ich wissen will. Heinrich überwand alle Bedenklichkeiten, die sich im Herzen des Ordensbruders regten; schnell setzte er den Fuß auf einen aus der Mauer ragenden Stein, und mit einem einzigen Schwunge war er über der Mauer und im Garten. Es war Katharine, die am Brunnen

stand und, zitternd vor Kälte, den Eimer in demselben auf- und niedergehen ließ. Als Katharine die Gestalt im weißen Mantel erblickte, welche schnell auf sie zuschritt, da entfiel ihr vor Schrecken das Gefäß mit Wasser, das sie so eben am Henkel fassen wollte. Sie hielt den Ritter für nichts Anderes, als für ein Gespenst, und wollte augenblicklich der Pforte zufliehen; aber Heinrich trat ihr über den Weg, faßte die Zitternde bei der Hand, und das Mädchen fand es nicht für nöthig, um Hilfe zu rufen, denn sie fühlte an dem warmen Drucke der Hand, daß das vermeintliche Gespenst Fleisch und Blut hatte; ja, sie sah bald, daß es ein Wohlbekannter war, der ihre Hand in der seinigen hielt. Können wir von einer Freude des Wiedersehens sprechen? Ach, wie konnte sich Heinrich freuen? schied ihn ja das Kleid, welches er trug, auf immer von dem lieben Mädchen — war er ja hier, um ihr das letzte Lebewohl zu sagen. Und dennoch freute er sich, als er wieder in ihrer Nähe war, aber diese Freude war mit einem schmerzlichen Gefühle verbunden. Konnte aber des Mädchens Freude eine wirkliche sein? Stand nicht Heinrich vor ihr im Kleide des Ordens, unter dem nicht einmal in der Stille sein Herz mehr für einen geliebten Gegenstand schlagen durfte? Und dennoch freute sie sich, denn sie durfte ja wieder in das liebevolle Auge des edlen Jünglings blicken, ihre Hand ruhte ja in seiner warmen Hand, sie war einem Herzen so nahe, das noch nicht aufgehört hatte, für sie zu schlagen; sie freute sich, aber Thränen der Wehmuth füllten ihr Auge. Heinrichs erstes Wort, das er an das Mädchen richtete, war die Frage: „Hast Du den Schleier schon genommen?“ — „Nein,“ antwortete Kätterlein, „ich bin noch nicht des Himmels Braut.“ — „So hast Du ihn also noch nicht genommen?“ rief Heinrich mit bebender Stimme, „so ist es Alles Täuschung gewesen, so mußte mein Freund Rüdeger

ohne Wissen das Werkzeug werden, mich falsch zu berichten und mit dem Ringe seinen Bericht zu bestätigen? O Gott, ich bin schrecklich betrogen worden!" Schmerzvoll verhüllte er mit der linken Hand sein Angesicht, mit der Rechten hielt er, ohne ein Wort mehr zu reden, des Mädchens zitternde Hand. — Unter anderen Umständen wäre die Antwort auf seine Frage eine das Herz erfreuende gewesen; ihm, der schon entsagt hatte, war es jetzt eine vollends niederschlagende; ein Rückschritt in die Welt war nimmer möglich. "Ist es Wahrheit," fragte er noch einmal nach einem langen Stillschweigen voll Nachdenken, "ist es wahr, daß Du Dein Gelübde noch nicht abgelegt?" — "Es ist so, wie ich Euch sagte," entgegnete das Mädchen noch einmal, — "aber wenn Ihr mich morgen fragt, wird es anders sein, denn was soll ich mich ferner weigern, der Welt zu entsagen, da Ihr es konntet?"

Kätterlein konnte vor Weinen kaum reden. "Ich wußte es," sprach Heinrich — "und ich will mein Gelübde halten; nur Ein Wort will ich brechen, das ich still gegeben: der verhängnißvolle Ring, welcher nicht mehr von meinem Finger kommen sollte, soll wieder Dein Eigenthum werden, da ihn die Bosheit Dir entwunden; trag' ihn zum Andenken an Deinen treuesten Freund im Leben." Er nahm den Ring von seiner Hand und streifte ihn an des Mädchens Finger, das nicht widerstrebte. "Aber Eines," fuhr Heinrich fort, "ist noch mein Wille, und den sollst Du mir erfüllen: Du darfst nimmermehr den Schleier nehmen; Du sollst leben der Welt, wenn ich derselben auch abgestorben bin vermöge meines Gelübdes; durch Dich will ich mich rächen an meinem habsüchtigen Bruder, daß meine Rache eine edlere werden soll, als er es nur an mir verdient hat. So versprich es mir, daß Du Dich nicht einkleiden lassen willst, bis Dein Vater in der Klause erscheint und Dir mein

letztes Lebewohl bringt.« — »Euer Wille sei mein Wille, edler Herr,« entgegnete Katharine, »aber ich weiß den Sinn Eurer Rede nicht zu deuten.« Sie hatte noch nicht das letzte Wort ausgesprochen, so knarrte die Pforte an der Klause, und die kreischende Stimme der Schaffnerin, welche Katharinens Namen rief, wurde hörbar. Das war für Heinrich von Hohenlohe das Zeichen zum Aufbruch. »Lebe wohl,« flüsterte er, drückte des Mädchens Hand krampfhaft an sein Herz, und suchte eilig wieder den Rückweg über die Mauer.

Glücklicher Weise öffnete die Schaffnerin erst jetzt die Pforte, nachdem Heinrich sich schon entfernt hatte. Zitternd und bebend hielt Katharine den Eimer von Neuem über den Brunnen, schöpfte mit vieler Mühe, denn ihre Arme waren wie gelähmt, und trug dann das Wasser in die Küche der Klause. Die Schaffnerin hätte es ihr ansehen können, daß im Garten Etwas vorgefallen war, denn Todesbläſſe überzog des Mädchens Gesicht. Da die Schaffnerin Nichts der Art vermuthen konnte, so fragte sie auch nicht, und Kätterlein fand sich auf solche Weise nicht nothgedrungen, eine Lüge zu erdenken. Indessen war es Tag geworden; der Sendling Conrads von Hohenlohe erhob sich von seinem Schläfchen, und war endlich so glücklich, zu einer Zwiesprache mit der Meisterin hinter dem Sprachgitter zu gelangen. Er entledigte sich pünktlich seines Auftrags, und die ehrwürdige Frau versprach hoch und theuer, nach dem Willen des gnädigen Herrn zu reden und zu handeln, dabei gab sie aber nicht undeutlich zu verstehen, daß derselbe auch endlich geruhen möchte, mit der Erfüllung seiner Verheißungen an die Klause nachzukommen. Was die Meisterin dem Abgesandten Conrads von Hohenlohe zusagte, das hielt sie auch. Von Neuem drang sie in das arme Mädchen, nach so langer Weigerung endlich zur Ablegung des Gelübdes sich zu ent-

schließen; anfangs waren es nur ernste Vorstellungen, die sie an sie richtete, aus Vorstellungen wurden Drohungen, die deutlich dahin lauteten, daß die Meisterin Mittel wüßte, welche sie wohl bestimmen möchten, das Gelübde abzulegen; ja, es wurde aus Drohungen bald Ernst, und das arme Mädchen mußte in eine von allen abgesonderte Zelle wandern, wo es nun verborgen war und bei Wasser und Brod Zeit hatte, einen vernünftigern Entschluß zu fassen. Das Alles duldete Katharine mit seltener Gelassenheit, aber sie blieb fest bei ihrem bisher ausgesprochenen Vorsatze stehen, daß sie nie förmlich den Schleier nehmen werde. Sie that es wider ihres Herzens Wunsch und Willen, einzig und allein, um das Wort zu erfüllen, das sie in der ernsten Stunde des Abschieds dem geliebten Jünglinge gegeben hatte. Auch Heinrich von Hohenlohe hielt das Wort, das er in jener Stunde im Stillen gelobt hatte. Jeden Tag sehen wir ihn von nun an die Höhe des Berges hinansteigen, der sich auf dem rechten Ufer der Tauber erhebt. Dort, auf derselben Stelle, wo Heinrich Kätterlein zum Erstenmal gesehen, wird auf weithin der Wald gelichtet, werden Graben ausgestochen, um ein Mauerwerk in sich aufzunehmen; indessen arbeiten nicht ferne davon Steinmetzen, Meister und Gesellen, an mächtigen Quadern, die von den Uferwänden der Tauber gebrochen und Meilen weit her zuerst auf der Landstraße und dann den schmalen Hohlweg heraufgeführt werden. Es erheben sich unter der angestrengten Arbeit vieler Hände die steinernen Wände eines geräumigen Herrenhauses, welches mit unglaublicher Schnelligkeit bald bis zu den Zinnen aufgeführt ist. Was soll das werden? so fragen die Einwohner von Mergentheim, wenn sie die Höhe des Tauberbergs hinanblicken und das regsame Treiben auf der Höhe wahrnehmen. „Was soll denn dieses stattliche Schloß bedeuten, das unser gnädiger Herr dort

aufbauen läßt?" so redet Einer zu dem Andern; „zu was soll ihm ein so prächtiger Wohnsitz dienen, sintemal seines Bleibens dahier so kurz ist, und die Pflicht seines Ordens, den er angenommen, ihn bald von hinnen ruft?" Auch Conrad von Hohenlohe sieht das rege Treiben der Arbeiter, sieht, wie die Burg auf dem Tauberberge höher und höher ragt; er sieht, wie Bruder Heinrich jeden Morgen den Berg hinansteigt, um den Bau zu beaufsichtigen, er hört, wie derselbe jeden Abend den Arbeitern pünktlich ihren Lohn auszahlen läßt; er sieht wohl, daß Alles aus Veranstaltung seines Bruders Heinrich geschieht; da läßt ihn die Neugier nimmer ruhig, und er möchte wissen, wozu das Alles geschehe. Den Bruder selbst, mit dem er seit einiger Zeit weniger mehr zusammentraf, so daß man es klar und deutlich ersehen konnte, es finde eine Spannung zwischen ihnen Statt, wollte er nicht fragen; Andere konnten auf seine Fragen keine Antwort ertheilen, da sie selbst nicht wußten, was der Bau auf dem Berge zu bedeuten habe. Eine Neugier bewegte sein Herz, die ihn Tag und Nacht nicht mehr ruhen ließ.

Indessen ging der Bau der Burg immer schneller seiner Vollendung entgegen; bald wehete das Fähnlein mit der Farbe von Hohenlohe auf den Zinnen, und über dem Portale prangte das schön gearbeitete Wappen mit den beiden übereinanderschreitenden Leoparden. War das Aeußere der neuerbauten Burg stattlich und prunkend zu nennen, noch viel prunkender war der Ausbau derselben, und die Ausstattung des Saals, sowie der übrigen Gemächer. Nicht umsonst hatte Heinrich die Pracht des Orients gesehen — was in den reichsten Wohnungen von Syrien prangte, war auch hier in pünktlicher Nachahmung ausgeführt. Statt der eichenen Stühle, wie sie im Frankenland auch in den Burgen der reichsten Dynasten standen, sah man im Saale des neuerbauten Schlosses schön gearbeitete

Ottomanen mit Polstern von kostbaren Zeugen; die Tische sind marmorne Tafeln, in denen man wie in Spiegeln sich beschauen kann. Alle Geräthe im Saal, wie in den übrigen Gemächern, sind von schön getriebener Arbeit und meistens aus edlem Metalle. Wer es sah oder davon hörte, staunte; dergleichen hatte man nie gesehen in den Herrenhäusern zu Mergentheim, nicht einmal im Schlosse Herrn Gottfrieds, des erlauchten Vaters der Brüder von Hohenlohe, ob er gleich als Graf von Romaniola während seines Aufenthalts in Italiens reizenden Gefilden an eine Pracht und Herrlichkeit gewöhnt war, von welcher der einfache Franke zuvor kaum dem Namen nach Etwas wußte. Aber bei der Verwunderung blieb es nicht — jetzt zerbrachen sich die Leute dabei nicht mehr die Köpfe, für wen wohl der schlichte Ordensbruder das schöne Schloß bestimmt habe, sondern vielmehr, aus welchen Mitteln er es erbaut, aus welchen Mitteln er die reiche Ausstattung desselben bestritten. Das wußte nur Einer, Friedrich von Hohenlohe, dem Heinrich das ganze Thun und Lassen des habsüchtigen Bruders enthüllt, dem er seinen, bisher vor Jedermann geheim gehaltenen Plan allein mitgetheilt hatte, und der von der ersten Stunde an mit dem geliebten Bruder gemeinsame Sache machte. Außer diesem wußte Niemand, daß kein Tag verging, wo nicht eine Verkaufs-Urkunde ausgestellt wurde, wodurch Heinrich und Friedrich von Hohenlohe an diesen oder jenen edlen Herrn der Umgegend von ihrem väterlichen Allod ein Grundstück gegen baare Erlegung des Kaufschillings veräußerten. So fehlte es dem Ordensbruder Heinrich von Hohenlohe nie an Mitteln, um seine Burg auf der Höhe immer herrlicher und stattlicher herzustellen. Doch war von dem großen Erbe noch Vieles übrig, das ein reiches Vermächtniß werden konnte. Darüber wollten die Brüder demnächst verfügen, so lange sie noch auf heimischem Boden weilten,

denn Andreas, der Ordensbruder mit Leib und Seele, lag seinen Brüdern längst dringend an, eingedenk ihrer Pflicht als Ordensritter, das Land ihrer Wirksamkeit wieder aufzusuchen. Auf der neuerbauten Burg sollte die feierliche Handlung vor sich gehen, bei der die beiden Brüder von Hohenlohe über ihr väterliches Eigenthum verfügen wollten. Es sollte in Beisein der sämmtlichen Brüder geschehen, darum erging nicht nur an den anwesenden Conrad, sondern auch an den ferner wohnenden Gottfried die Einladung. Sie erschienen: Conrad mit froher Miene, denn er wußte, daß es jetzt der letzte Abschied wäre. Mit ihnen versammelten sich noch die meisten Ritter und Edlen der Stadt Mergentheim und Umgegend, auf der neuerbauten Burg. Durch ein stattliches Mahl, bei dem reichlich der edle Tauberwein floß, wurde das neue Herrenhaus eingeweiht. Als das Mahl beinahe zu Ende war, trat ein von den beiden Brüdern bestellter Notar in die Mitte des Saals, er hielt ein großes Pergament in die Höhe und las mit lauter und vernehmlicher Stimme: Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, Amen. Kund und zu wissen sei Allen, die dieß hören oder lesen, nachdem die beiden Brüder von Hohenlohe, Heinrich und Friedrich, sich fromm entschlossen, der Welt und allen ihren Lüsten zu entsagen, als Arme dem armen Heiland zu folgen, und sich in den Orden unserer lieben Frauen zu Jerusalem begeben, so übergeben sie alle ihre väterlichen Besitzungen, als da sind: ihre Güter zu Igelstrut und Otzendorf, die Mühle zu Elpersheim, vier Huben und einen Wald zu Schönbühl, den Wald, genannt Kammerforst, bei Herwigshusen u. s. w. — Der Notar hielt im Lesen ein wenig stille, als er die Namen der Orte verlesen hatte, und man sah, wie alle Umstehenden mit Neugierde erwarteten, an wen die bisher aufgezählten Güter als Vermächtniß fallen würden; doch Keiner war so gespannt,

wie Conrad von Hohenlohe. Was anders konnte er denken, als daß er nebst Gottfried derjenige sein würde, deren Namen die Urkunde als die nächsten Erben nennen würde. Schon zuvor kratzte er hinter den Ohren, als im Verzeichniß mehrere Güter fehlten, welche die Brüder zu dem schon genannten Zwecke veräußert hatten — das war blos ein Vorschmack seines Aergers; wie war er aber jetzt niedergedonnert, als der Notar fortfuhr, aus dem Pergament zu verlesen: Solches Alles übergeben und vergaben sie vor ihrer Fahrt über Meer in die Hand der Brüder des deutschen Hauses zu Jerusalem, mit Vorbehalt der Hofstatt und der Burg, so sie in kurz verwichener Zeit allhie erbaut, darüber noch zu verfügen nach Wohlgefallen. Gern hätte sich Conrad von Hohenlohe von dannen geschlichen, als er eine so traurige Kunde vernahm, wodurch alle seine bisherigen Hoffnungen zu Wasser wurden, aber er schämte sich, vor den Anwesenden auf solche Weise seinen Aerger zu offenbaren. Zudem war noch nicht Alles verloren; war ja noch das herrliche Schloß da, mit Allem, was darinnen war; darüber war noch nicht verfügt, und dieses konnte wohl ihm und seinem Bruder Gottfried nicht entgehen. Darum verbiß er seinen Aerger, er stellte sich sogar noch beruhigt, und erschien bereitwillig, als der Notar zuerst seinem Bruder und dann ihm das Pergament hinhielt, nicht nur, um den Namen, sondern auch den Consens zu dieser Vergabung an den deutschen Orden beizusetzen. Conrads Hand zitterte, als er mit der Feder über das Pergament fuhr. Jetzt erst wurde die Urkunde von mehreren der anwesenden Ritter und Herren als Zeugen unterschrieben, und dann in die Hände des Ordensbruders Andreas übergeben. Das war jene Vergabung der Brüder von Hohenlohe an den deutschen Orden, geschehen im Jahr 1220, und ist dieselbe die erste Grundlage zur Stiftung jener bedeutenden Ordens-Kommende geworden,

welche fast das ganze Gebiet der Stadt Mergentheim in ihr Bereich zog. Als diese feierliche Handlung vorüber war, setzten sich die Versammelten wieder zu Tische — es ging von Neuem fleißig der Pokal in die Runde; auch Conrad von Hohenlohe stürzte mit manchem guten Zuge purpurrothen Tauberweins seinen Aerger hinunter, und in dem Blicke der sämmtlichen Gäste las man schon die Wirkung, welche der Saft der edlen Tauberrebe in den Zechern hervorzubringen pflegt; da erhob sich Heinrich von Hohenlohe am Tische — majestätisch ragte die hohe Jünglingsgestalt in weißem Mantel mit dem Ordenskreuz über die Andern, und mit einer lauten und kräftigen Stimme, wie man sie selten an ihm gewohnt war, begann er also: „Kund und zu wissen sei Allen, die hier versammelt sind, daß ich, Junkherr Heinrich von Hohenlohe, Bruder des Deutschordens unserer lieben Frauen zu Jerusalem, vor meiner Fahrt über's Meer über diese meine Burg und Hofstatt samt Zugehör an Garten, Feldern und Wäldern, Bebautem und Unbebautem, mit Allem, was in der Burg sich befindet an Gütern und fahrender Habe, nach meinem freien Willen, als über mein Eigenthum, zu verfügen habe." Wie zuvor bei dem, was der Notar gelesen, also waren auch jetzt Aller Blicke auf Heinrich von Hohenlohe voll Spannung gerichtet, besonders wandte Conrad kein Auge vom Bruder und schien das Wort ihm vom Munde nehmen zu wollen, wodurch er zum glücklichen Besitzer dieser neuerbauten Burg gemacht würde; aber er verrechnete sich gewaltig. „Demnach," fuhr Heinrich fort, „ist meines Herzens Wunsch und Wille, daß der edle und ehrenfeste Herr Weipprecht Sülzel von Mergentheim, der vor uns stehet, Vogt und Schirmherr über diese Burg seie, bis seine Nichte, die edelgeborne und ehrsame Jungfrau Katharina, geborne Sülzel von Mergentheim, in den Jahren sein wird, daß sie ihr Erbe, diese Burg

und Hofstatt samt Zugehör, selbst übernehme und bevogte. Und soll dieser mein letzter Wille von gegenwärtigem Notar deutlich und richtig verzeichnet, und von Euch, meine Herren und Freunde, mit Eures Namens Unterschrift und eigenem Insiegel bestätiget werden." Mit diesen Worten faßte Heinrich von Hohenlohe einen alten Greis am Arme, der eben, wie auf ein gegebenes Zeichen, zur Thüre hereintrat — und stellte ihn den Versammelten als denjenigen vor, welchen er so eben zum Schirmer und Vogt der neuerbauten Burg ernannt hatte. War Conrad von Hohenlohe bei der Rede seines Bruders, die nicht ihn, sondern eine Andere als Erbin der Burg kündete, so erschrocken, daß der Becher mit Wein, den er in der Hand hielt, ihm aus der Hand sank, und er auf einmal so nüchtern wurde, wie wenn er kein Tröpflein Weins getrunken hätte — so wurde er es noch mehr, als er in dem alten Manne den Pfleger von Neunkirchen erkannte. Sein zuvor rothes Angesicht wurde leichenblaß, er zitterte an Händen und Füßen, wie wenn ein Fieberfrost über ihn gekommen wäre; mit schwankendem Fuße schlich er aus dem Saal, so lange es ihm noch möglich war, denn, hätte er es noch eine Zeitlang anstehen lassen, so wäre es ihm wirklich nicht mehr möglich gewesen vor Schwäche, einen Tritt weiter zu gehen. Das Wort Heinrichs des Ordensritters war kein leeres gewesen. Noch in demselbigen Augenblicke wurde die Urkunde gefertigt, von allen Anwesenden unterschrieben, und ein Jeder hängte unter seinen Namen sein eigenes Insiegel. Auch thaten es Alle mit Freuden, selbst Gottfried, der so leer ausging, wie Conrad. Und doch ging Conrad nicht leer aus: ein so großer Aerger erfüllte sein Herz, als er vom Berge herabstieg und auf die glänzende Burg noch einmal zurückblickte, daß ihn an eben der Stelle, wo er den Ring seines Bruders auf so bösliche Weise dem armen Kätterlein genommen, und

den ersten Gedanken zu seinem schändlichen Lügengewebe gefaßt hatte, der Schlag rührte, welcher zwar seinem habsüchtigen Leben kein Ende machte, aber so böse Folgen hinterließ, daß seine beiden Hände und die rechte Seite bis an seinen Tod gelähmt blieben. So fanden ihn seine Knappen, die hinter ihm hergingen, als er so schleuniger Weise die Burg verließ. Seines Bleibens war von nun an nicht mehr in Mergentheim; in einer Sänfte trug man ihn das Tauberthal hinauf gen Brauneck.

Indeß kam Heinrichs Wille, der durch eine von vielen Zeugen unterschriebene Urkunde bekräftigt war, in Vollziehung, und der alte Weiprecht Sülzel von Mergentheim war und blieb Vogt und Schirmer der neuen Burg auf dem Tauberberge, und am Morgen des andern Tags ging er noch einmal hinab von der Höhe nach dem Dörflein Neunkirchen, um sein Wort zu lösen, das er dem Ordensritter gegeben hatte. Wie verwundert blickte die Meisterin zu Neunkirchen den Pfleger an, als er mit dem Auftrag Heinrichs von Hohenlohe erschien, daß sie auf der Stelle sein liebes Kätterlein aus ihren Mauern entlasse, indem die Herrschaft Herrn Conrads von Hohenlohe auf Mergentheimer Boden ein Ende genommen habe. Frau Apollonia wollte sich Anfangs nicht dazu verstehen, das anvertraute Mägdlein zurückzugeben, als aber der Pfleger ihr ankündete, daß Kätterlein die neuerbaute Burg auf dem Berge über der Tauber als Eigenthum erhalten, und nun die düstere Klosterzelle mit einem schönern Wohnsitz vertauschen würde; da machte die ehrwürdige Frau große Augen, jedoch besann sie sich nimmer lange, sondern sie lief in eigener Person der Zelle zu, in welcher Kätterlein wie eine Gefangene verborgen lag, und kündete ihr die Freiheit an. So freundlich hatte die Meisterin das Mädchen noch nie angeblickt, so liebevoll und höflich noch nie mit ihm gesprochen, wie eben jetzt. „Möget mir's doch zu Gut

halten, daß ich so streng gegen Euch gewesen bin, liebes gutes Fräulein," so schloß die Meisterin ihre Rede — "es war ja nur zu Eurem Besten, ja, anders nichts, als Sorge für Euer ewiges Wohl. Freilich hat die Sache jetzt eine andere Wendung für Euch, liebes gutes Fräulein, genommen." Katharina hörte nicht mehr lange auf den Vortrag ihrer ehemaligen Peinigerin — sie legte die ihr widrige Kleidung einer dienenden Schwester von sich und zog ihre Kleidung wieder an, die noch im Bündel lag, das sie beim Eintritt in die Klause mit sich gebracht hatte. Ganz, wie sie früher leibte und lebte, eilte sie dem Oheim entgegen. Ueber der frohen Stunde des Wiedersehens vergaß sie alle schweren Stunden, die sie bisher in der Klause zu Neunkirchen erlebt hatte. Daß ihr Abschied von der Meisterin, sowie von den übrigen Schwestern, kein schwerer wurde, können wir uns wohl denken; die letzteren hatten sie immer mit scheelen Augen betrachtet, weil sie die jüngste und schönste war — wie die erstere gegen sie gewesen, haben wir genugsam erfahren. Doch war es der frommen Vorsteherin möglich, Thränen zu vergießen, aber auch die Worte fallen zu lassen: "vergesset unsere Klause nicht, liebes gutes Fräulein, wenn Ihr auf Eurem Schlosse seid." — "Nimmermehr, ehrwürdige Frau, werde ich der Klause zu Neunkirchen und Eurer vergessen" — entgegnete Katharine, und ihr traten auch Thränen in die Augen, aber nicht im Schmerz des Abschieds, sondern vor Freuden, daß die Stunde der Erlösung geschlagen. — Während Beide auf dem Wege von Neunkirchen nach Mergentheim gingen, waren dem Mädchen die Worte der Meisterin noch unklar; als sie aber durch das Nonnengäßlein kamen und der Oheim an der früheren Wohnung gleichgiltig vorüberging, däuchte es ihr gar sonderbar; erst, als sie über die Tauberbrücke gingen, und der Oheim sie den Tauberberg hinanführte, fragte

sie ihn, wohin es gehe? der aber schwieg, um sein liebes Kätterlein zu überraschen, bis sie oben standen, wo die stattliche Burg ihnen entgegenschaute. Da war es ihr wunderbar zu Muthe — die schöne Burg stand ja auf derselben Stelle, wo sie zuerst den edlen Junkherrn gesehen, wo sie das Wort ausgesprochen hatte, hier möchte ich wohnen. Als sie über die Schwelle der Burg trat, als sie die innere Pracht sah, da flimmerte es vor ihren Augen, denn so Etwas hatte sie noch nie gesehen in ihrem Leben. Aber sie hatte auch noch nie so Etwas gehört, wie das war, was jetzt der alte Oheim sprach: „Alles, was Du siehst," begann er, „ist von nun an Dein Eigenthum, und zwar durch die Gnade des edlen Herrn Heinrichs von Hohenlohe, nunmehr Bruder des Ordens unserer lieben Frauen zu Jerusalem; und ich, liebes Kätterlein, bin Dein getreuer Vogt und Schirmherr über Alles dieß, wenn Du anders damit einverstanden bist." — „Es ist nicht möglich," rief das Mädchen, „Ihr wollt meiner nur spotten, lieber Oheim." — „Und doch ist es so," sprach der alte Herr — „und Du wirst dem edlen Jünglinge nicht einmal danken können für seinen Edelmuth, denn schon hat er wieder Mergentheims Boden verlassen, und tritt die zweite Fahrt in's heilige Land an." Da füllten sich des Mädchens Augen mit Thränen, sie fiel dem Oheim um den Hals und weinte lange Zeit, ohne ein Wort zu sprechen. Die Thränen galten dem Geliebten, dessen Bitte sie jetzt erst verstand, die er im Garten zu Neunkirchen an sie gerichtet hatte — sie galten dem edlen Jüngling, der die noch nie erloschene Liebe seines Herzens kund that durch ein so wichtiges Vermächtniß, dem Wohlthäter, welchem sie nimmer danken konnte — sie weinte bitterlich im Besitze einer Herrlichkeit, die sie ohne ihn, den Gegenstand ihrer ersten und letzten Liebe, genießen sollte. — Wie ihr Oheim gesagt hatte, so war es auch; am Tage nach

der Uebergabe des Schlosses, am frühen Morgen, waren drei Ritter in weißen Mänteln aus dem Herrenhaus zu Mergentheim geritten. Des Einen Roß ging gar langsam und ließ seinen sonst stolz gehobenen Kopf zur Erde hängen; es war, als ob es den Kummer seines Herrn theilte, der es gerne so träge laufen ließ, so lange man von der Straße herüber das Dörflein Neunkirchen mit seiner Klause erschaute; des Reiters Auge war nur dorthin gerichtet und blickte starr auf das alterthümliche Gebäude, das noch die Geliebte gefangen hielt. Erst dort, wo der Weg sich scheidet, und die eine Straße nach Stuppach, die andere gen Wachbach führt, gab Heinrich seinem Pferd die Sporen, denn Neunkirchen lag jetzt hinter ihm; er hatte der Heimath und der Geliebten im Herzen das letzte Lebewohl gebracht; bald ritt er wieder zwischen seinen Brüdern Friedrich und Andreas, welcher letztere nicht allein darüber hoch erfreut war, daß er eine von Zeugen unterschriebene Schenkungsurkunde bei sich trug, durch welche sein Orden wieder einen schönen Zuwachs an Besitzthum erhielt, sondern auch, weil er seinen Bruder jetzt erst als einen dem Orden Angehörigen betrachten durfte, an den die Welt keine Ansprüche mehr machen konnte. Wie hätte er sich auch nicht freuen sollen? ging es ja wieder dem heiligen Lande zu, dem er seine ganze irdische Thätigkeit auf immer verheißen, dem er in seinen beiden Brüdern wieder wichtige Werkzeuge zur Verfechtung einer heiligen Sache gewonnen hatte. Und solcher bedurfte die Christenheit jetzt wieder mehr, als je, denn die Kreuzfahrer hatten indessen große Verluste erlitten. Herzog Ludwig von Baiern, derselbe, der noch vor kurzer Zeit zu Brundusium mit den aus Palästina zurückkehrenden Brüdern von Hohenlohe zusammengetroffen war, hatte in das zu Damiette unthätig liegende Christenheer eine neue Regsamkeit gebracht, und es zu einem Eroberungszug in das

Innere des Landes veranlaßt, aber es brachte wenig Glück. — — Voll Vertrauen, bald das reiche Kairo zu erobern und zu plündern, zogen die Christen von Damiette gegen das Innere des Landes. Als sie an der Stelle waren, wo der Nil seine zwei Arme aussendet, stand Sultan Kamel und seine Brüder Aschraf und Mrattam mit einer bedeutenden Uebermacht da. Bald sah sich das Christenheer auf die Landspitze zwischen den beiden Nilarmen zusammengedrängt, und zuletzt aller Hoffnung beraubt, einen Angriff machen zu können. Da stimmten Alle wieder auf Rückzug nach Damiette; in der Nacht auf den 27. August sollte dieß ganz stille geschehen. Vielleicht wäre das Heer gerettet worden, wenn das Kriegsvolk Zucht gehalten hätte. Aber Viele ließen ungerne ihre mitgebrachten Weinvorräthe zurück, darum tranken sie lieber tüchtige Räusche; so geriethen Manche bei der Dunkelheit der Nacht in tiefen Schlamm des von Stund zu Stund furchtbar anwachsenden Nils, oder versanken in den Schiffen, in welche sie sich zu zahlreich gedrängt hatten; viele blieben trunken und ohne Bewußtsein im Lager liegen, oder verloren sich von einander auf falschen Landwegen. Das größte Verderben brachte dem Christenheere der Nil. Sobald die Feinde vom Abzuge der Christen vernahmen, durchstachen sie einen Hauptdamm des Nils, und nun drangen die Wasserwogen mit unaufhaltsamer Gewalt in das christliche Lager. Manche Christen gingen, um dieser Gefahr zu entfliehen, zu den Türken über. König Johann eilte zu Sultan Kamel und verlangte, er sollte es zu einem offenen Kampfe kommen lassen. Kamel erwiederte: »Nein, denn warum soll ich Euch mit dem Schwerte vertilgen, da Ihr dem Wasser nicht entgehen könnt?« Viele Emire stimmten dafür, man solle diese trostlose Lage der Christen so benützen, daß nicht ein einziger entkäme, und die Abendländer von ihren thörichten Verwüstungs-

zügen abgeschreckt würden. Kamel aber dachte edler: er benützte diese Bedrängniß der Christen nur dazu, um einen für ihn vortheilhaften Vertrag zu erzwingen. Alle Gefangenen, so lautete der Befehl, sollen gegenseitig zurückgegeben, Damiette geräumt, und der Friede wenigstens 8 Jahre gehalten werden. Von beiden Seiten wurden für die richtige Erfüllung des Vertrags Geißeln gestellt. Auf Seiten der Christen waren es der Herzog von Baiern, König Johann und der Kardinal Pelagius, welcher zuerst geflohen war, aber von den Feinden wieder eingeholt wurde. Als König Johann weinte, sprach Kamel: „Warum weinst Du? Kein König muß weinen.“ — Johann erwiederte: „Mich jammert das Volk, es wird im Wasser und vor Hunger umkommen.“ Da ließ Kamel die Schleußen des Nils wieder schließen und Brücken schlagen; zugleich ließ er binnen 4 Tagen 120,000 Brode austheilen und den armen Abziehenden noch auf 14 Tage mitgeben. Am 8. September 1221 zog der Sultan mit großer Pracht in das geräumte Damiette ein. So war in Erfüllung gegangen, was einst der Herzog Leopold von Oesterreich prophezeite, als er den heiligen Boden verließ. Die Besitzungen der Christen waren jetzt wieder auf eine schmale Küste des Meeres beschränkt. Unter denen, welche den unglücklichen Zug gegen Kairo mitgemacht hatten, hatten auch viele deutsche, schwäbische und fränkische Pilger den Tod gefunden. Rüdeger von Mergentheim, der Freund Heinrichs von Hohenlohe, war unter denen, welche jetzt, statt gen Damiette, den Weg nach Akkon antraten, wo auf einem Berge das Schloß des deutschen Ordens stand. „Ich folge Dir bald,“ so hatte Heinrich von Hohenlohe zu Rüdeger gesprochen, als sie zu Brundusium von einander schieden. Rüdeger sah dieses Wort erfüllt, denn zu Akkon schloß er seinen Freund, den Ordensbruder Heinrich von Hohenlohe, in die Arme; der war eben

erst mit seinen Brüdern zu Akkon gelandet, da sie längere Zeit zu Venedig sich verweilt hatten. Rüdeger durfte seinen Freund nicht erst fragen, was indessen vorgegangen war; das Gewand mit dem schwarzen Kreuze, die düstere Schwermuth, welche in Heinrichs Blicke lag, zeigte es ihm genug an. Diese Schwermuth, welche bei Heinrich sich zeigte, verlor sich auch da nicht, als ihm der redlich gesinnte Freund der Heimath zur Seite stand; — auch die Thätigkeit, die von nun an für ihn als Ritter des Ordens begann, und welche hauptsächlich in Beschützung des zunächst um Akkon liegenden Gebiets bestand, vermochte es nicht, den Trübsinn seines Herzens zu zerstreuen. Erst nach sieben Jahren, die er treu im Dienste des Ordens verbrachte, gab eine einzige Stunde dem Ordensbruder die Ruhe und den Trost, welche er bisher vergebens gesucht hatte.

Als Kaiser Friedrich von Hohenstaufen sein Versprechen, das er so oft gegeben, endlich erfüllte und über das Meer fuhr, als er am 8. September des Jahres 1228 zu Akkon landete und am 17. März 1229, umgeben von seinen Getreuen, den Rittern des deutschen Ordens, in die heilige Stadt einzog, da wurden die heiligen Stätten wieder Eigenthum der Christen, und jetzt erst begrüßte man dieselben mit freudigem Herzen. Zu diesen Hocherfreuten gehörte auch Heinrich von Hohenlohe mit seinen Brüdern, und Rüdeger von Mergentheim. Beinahe neun Jahre hatten sie diese Sehnsucht ungestillt in ihrem Herzen getragen, darum eilten sie auch an demselben Tage, da der Kaiser im Tempel von Jerusalem sich die Krone selbst aufsetzte, weil der Patriarch dem vom Pabst Gebannten diese Ehre nicht erweisen wollte, zu den heiligen Stätten; sie beteten an der Stelle, wo der Herr gekreuziget wurde, und am Grab, wo er hineingelegt ward, aus dem er auferstand. Wie viele Pilger hatten hier schon Frieden gefunden, wie ihn die Welt nicht

gibt. Auch der Ordensbruder Heinrich fand hier, was er gesucht hatte, als er in heißer Andacht kniete, als das Bild des in Armuth Gebornen, des aus Liebe für die Menschen Leidenden und Sterbenden vor ihn trat; was war seine Entsagung gegen den, der aus Liebe für die Menschheit Allem entsagt hatte? Hier an dieser heiligen Stelle fühlte er an sich erfüllt, was der Heiland spricht: Friede sei mit Dir. Heinrich fand Ruhe und Frieden für sein Herz, und diese Ruhe begleitete ihn von nun an in seinem Berufe, sie blieb ihm auch da noch, als er den Boden der Heimath wieder sah. Als Kaiser Friedrich im Mai 1229 wieder den heiligen Boden verließ, wo er beinahe ohne Schwertstreich mehr gewonnen hatte, als die mächtigsten Fürsten von Europa vor ihm nicht hatten erhalten können, da folgte ihm Hermann von Salza, der kluge Ordensmeister, der an der glücklichen Unternehmung des Kaisers wohl den größten Antheil hatte; von diesem veranlaßt, trat auch Bruder Heinrich den Rückweg nach Deutschland an. Zwei Jahre blieb er zu Venedig; unter den Augen Hermanns, dieses edelsten und ritterlichsten Mannes seiner Zeit, erhielt Heinrich bald solche Fähigkeiten in den Ordensgeschäften, daß ihn der Meister für würdig hielt, über Größeres gesetzt zu werden. Heinrich wurde zum Commenthur ernannt, und zwar über die Commende Mergentheim, welche hauptsächlich aus den Schenkungen der Brüder von Hohenlohe und ihrer an den Orden abgetretenen Burg aufgerichtet worden war. So sollte nun das Thal der Heimath wieder sein Aufenthalt, und das Haus seiner Väter seine Wohnung werden. Der Friede, den er an heiliger Stätte erlangt, begleitete ihn auch hieher. Darum war es nicht schmerzlich für ihn, als bei seinem Eintritt in das Tauberthal die stattliche Burg auf der Höhe ihm entgegenblickte. — 10 Jahre hatten so viel wie 30 Jahre sein Herz beruhigt. Ob es auch so

war im Herzen der Jungfrau auf jener Burg, die das Volk schon jetzt Kätterburg nannte, um den Namen der jungfräulichen Bewohnerin zu ehren, die seit ihrem Eintritt im Schlosse durch Wohlthaten ein Segen für Mergentheim und die ganze Umgegend geworden war? O nein, ihr ganzes Leben waren nur zwei Gedanken, der eine an Gott, der andere an den edlen Jüngling, der alle seine frühere Herrlichkeit mit einem rauhen Kleide und dem weißen linnenen Ordensmantel vertauscht hatte. Sah sie ihn unten wandeln im Thale, so breitete sie segensreich die Hände über das Thal aus — der Segen galt ihm, dem Einziggeliebten, und in das Gebet, welches sie vor dem Schlummer gen Himmel sendete, schloß sie den theuren Jüngling ein. Indeß stieg Heinrich von Hohenlohe von Würde zu Würde; nur zwei Jahre Commenthur, wurde er schon Meister in den deutschen Landen, und nach 10 Jahren wirklicher Hochmeister des Ordens. Auch jetzt änderte er seinen Wohnsitz nicht, sondern zog die geringe Ordensburg Mergentheim dem herrlichen Ordenshaus zu Venedig vor. So war es ihm doch ein süßes Gefühl, im Hause der Väter, gerade unter der Burg zu wohnen, die ein ihm einst theures Wesen umschloß. Katharina sah nie mehr in das Auge des ehemaligen Geliebten, der nun vor der Welt so hoch stand; sie vermied es, um ihrer und seiner Ruhe willen. Als im Jahre 1252 das Todten-Glöcklein in der Ordens-Kapelle in Mergentheim läutete, und man den hohen Meister des Ordens noch zum letzten Mal dem Volke zeigte, kniete eine Tiefverschleierte am Sarge; das Angesicht des Verblichenen durfte sie noch schauen und eine Thräne um den Theuern weinen — es war die Jungfrau von der Kätterburg.

# Graf Normann *).

## Historisch-romantische Bilder aus dem deutschen und hellenischen Befreiungskampfe.

Von

**M. Jehlin.**

---

Die Nacht des 16. Juni 1813 war angebrochen, die Luft still und mild. General Normann saß nachdenkend in seinem einsamen Bivouac auf dem Schlachtfelde von Lützen. Ringsum auf

---

*) Carl Friedrich Lebrecht, Graf von Normann-Ehrenfels, geboren zu Stuttgart 14. September 1784, diente zur Zeit des Rheinbundes mit Auszeichnung in der Reiterei des württembergischen Armeecorps und wurde im russischen Feldzug Generalmajor und Commandant einer Reiterbrigade, mit welcher er in der Völkerschlacht bei Leipzig ohne höhere Ordre zu den Alliirten überging und sich dadurch die höchste Ungnade des Königs Friedrich zuzog. Er mußte von Stunde an sein Vaterland meiden. Nach Ausbruch des hellenischen Freiheitskampfes segelte der thatendurstige Mann am 24. Januar 1822 von Marseille nach Morea ab, und half dort zur Errichtung des Bataillons der Philhellenen mit. Nach der unglücklichen Schlacht von Peta in Epirus, wo dieses heldenmüthige Bataillon von den Türken aufgerieben wurde, zog er sich mit den Trümmern des griechischen Heeres nach Missolunghi zurück, und unterlag am 23. November 1822 den Folgen einer heftigen Erkältung,

verschiedenen Punkten loderten die nächtlichen Wachfeuer, doch nicht im feindlichen Schimmer, denn es war kurz vorher Waffenstillstand abgeschlossen worden. Da trat lächelnd der Adjutant des Generals, Lieutenant Schliz von den Königsjägern, zu ihm heran und sagte in fröhlichem Tone: „Nun, Herr General! auf die Scenen des Kriegsgetümmels soll auch einmal eine friedliche Scene folgen. Draußen steht eine alte Zigeunerin, die wahrsagt und manchen Spaß verursacht. Wollen Sie aus Kurzweil nicht auch Ihre Hand besehen lassen?" — „Was, Lappalien!" sagte der Graf. „Ich kann mir mein Horoscop selbst stellen. Es gibt keine Vorausbestimmung in Lineamenten. Mein Wille ist der Barometer meiner Thaten, und der Erfolg liegt in der Hand der Vorsehung." — „Ich erlaube mir," antwortete der Adjutant ehrerbietig, „keine Gegenbemerkung, aber es wäre doch spaßhaft, anzuhören, was Ihnen die alte Hexe Alles vorlügen würde." — „Die Zeit ist zu ernst zu solchen Kindereien," bemerkte der General. „Doch," fügte er, sich besinnend, hinzu, „Sie haben recht, die Schaubühne des Lebens soll nicht lauter tragische Scenen vorführen, es muß auch etwas Komik mit unterlaufen. Sind keine Depeschen von General Fournier da?" — „Nein," erwiederte der Adjutant mit einem Ausdrucke der Befriedigung. — „Nun, dann führen Sie die Zigeunerin zu mir

---

die er sich bei Vrachori auf seinen nächtlichen Streifzügen gegen die Feinde zugezogen hatte.

Die Griechen und Philhellenen waren begeistert von dem Muth und der Thatkraft unseres Landsmanns, und sangen von ihm:

Ja, die Philhellenen sollen
Sich in die Gefahr stets finden,
Wie der muth'ge Feldherr Normann,
Dessen Ruhm, des heldenvollen,
Niemals, niemals wird verschwinden.

herein," sagte Normann, „ich will der runzeligen Vettel beweisen, daß sie mir kein wahres Wort sagen kann."

Schliz ging hinaus und kam bald mit einem schwarzbraunen, gebückten Weibe wieder zurück, von welcher man blos eine dürre, fahle Habichtsnase und ein Paar blitzend-schwarze Augen erkennen konnte. Der General betrachtete sie scharf und konnte sich kaum eines schaudernden Eckels erwehren. — „Nun, sag' mir, Alte," begann er, „kannst Du mir weissagen?" — Das Weib blinzelte ihn eine Weile an und sagte dann: „Ich kann Allen wahrsagen, also auch Dir." — „Da hast Du meine Hand," fuhr der General fort, indem er ihr die Linke nachläßig hinbot. Die Alte betrachtete aufmerksam die Lineamente. Bald schüttelte sie zweifelnd den Kopf. — „Nun, gefällt's Dir nicht?" rief der General. — „Bei Dir geht immer Ehre und Schande Hand in Hand," grinste die Alte aus ihren vertrockneten Lippen hervor. — „Ehre und Schande?" donnerte Normann und sprang von seinem Stuhle auf. — Doch die Alte fuhr ruhig weiter fort: „Schon nach Ablauf von vier und zwanzig Stunden wirst Du Etwas vollbringen, wofür Du bei den Fremden zweifelhaften Ruhm, bei Deinen Landsleuten aber entschiedene Verachtung einerntest." — „Weiter!" befahl der Graf. — „Wenn sich der Mond viermal erneut hat, wird eine große Schlacht geschlagen werden, wo Du zum Verräther werden wirst." — „Höll' und Teufel," schrie erzürnt der beleidigte General, „alte Hexe, scheer' Dich zum Gukuk mit Deinen verdammten Lügen. Ein Normann wird nie Verräther, ein Normann bedeckt sich nie mit Schande!" — „Geduld," kreischte die Zigeunerin, „Ehre und Schande sind in den Lineamenten fest mit einander verwoben; was höchste Schande ist, kann auch als höchste Ehre gedeutet werden. Sie sind bei Dir das Erzeugniß des Gefühls der Pflicht und des Gefühls der Vaterlandsliebe."

Der General sann still nach, plötzlich schien ihn ein Gedanke zu fassen. Sein Gesicht überzog sich mit feuriger Glut. „Es könnte sein,“ murmelte er vor sich hin; „sie könnte Recht haben. Ehre auf der einen Seite ist Schande auf der andern. Unseliger Zwiespalt der Natur! Unglückliches Vaterland! Doch vor Allem die Pflicht.“ Er setzte sich wieder und fuhr dann, zu der Alten gewendet, fort: „Nun sage mir noch, wie wird mein Lebensende sein? Werde ich auf dem Schlachtfelde, werde ich an einer rühmlichen Wunde sterben?“ — Die Alte besah sich noch einmal die Hand des Generals und sagte nach einer Pause mit höhnisch kreischender Stimme: „Nein, mein Kindlein, Du wirst an keiner Wunde, auf keinem Schlachtfelde sterben. Auch das Vaterland wird Deine Gebeine nicht bergen.“ — „Wo werde ich denn begraben werden?“ fragte der General etwas frappirt. — „Uh, weit weg!“ näselte die Zigeunerin. „In meiner Heimath; Dich wird das Fieber fressen.“ — „Mach', daß Du fortkommst mit Deinen Firlefanzereien, verdammte Hexe,“ rief der General, halb ärgerlich, halb lachend. — Das Gesicht des Weibes verzog sich in höhnische Falten, bedeutungsvoll streckte sie ihre dürre Rechte gegen ihn aus und rief: „Gemach, mein Püppchen, ehe ich zwanzig Schritte von Dir weg bin, wird der erste Theil meiner Prophezeiung beginnen, sich zu erfüllen; gehab' Dich wohl, an Deinem Todtenbette sehen wir uns wieder.“ Mit diesen Worten war sie verschwunden. Normann sah ihr bedenklich nach. War er auch von allem Aberglauben frei, so hatten ihn doch die Worte des alten Weibes mächtig ergriffen; sie hatten Gefühle in ihm erweckt, die lange in seinem Busen geschlafen hatten, und bis jetzt sorgfältig von der Pflicht des soldatischen Gehorsams bewacht waren. In diesem Augenblicke trat ein Ordonnanzoffizier des französischen Generals Fournier, unter dessen Befehlen Nor-

mann stand, herein, und überbrachte eine Ordre, des Inhalts, daß Normann alsbald mit zwei Schwadronen von den Regimentern Leibchevauxlegers und Königsjäger nach Lützen marschiren und zu ihm stoßen solle. Man sah in dem gerötheten Antlitz des wackern Reitergenerals, daß dieser Befehl ihm Aerger verursache; doch, er war Soldat und gehorchte.

Wir müssen zum Verständniß des Nachfolgenden vorerst Einiges erörtern. Der Geist des Widerstandes der deutschen Nation gegen die napoleonische Zwingherrschaft trat immer bemerkbarer auf. Besonders in Preußen organisirten sich umherziehende Streifcorps, welche im Rücken der französischen Armee operirten und derselben allen möglichen Abbruch thaten. Darunter zeichnete sich vorzüglich die Lützow'sche Freischaar aus, welche vier Schwadronen und vier Bataillone in ihrer Gesammtstärke zählte. An ihrer Spitze standen Lützow, Petersdorf und Czarnowsky als erprobte Führer. Mit begeisterter Stimme, mit hocherhobener Rechte hatten diese Männer, so wie ein Jahn, ein Theodor Körner, der herrliche Schlachtensänger, ein Prinz von Karolath u. A. unauslöschlichen Haß den Unterdrückern geschworen, und ihr Leben der Rettung des Vaterlandes geweiht. Bei Lüneburg hatte die Schaar ihre erste ausgezeichnete Waffenprobe geliefert, und eben hatte der Vortrab dieses unermüdlichen Corps von deutschen Männern die Baiern aus den Vorstädten von Hof verjagt. Von Napoleon war schon am 4. Juni ein Waffenstillstand mit den Verbündeten abgeschlossen worden. Die Freischaaren aber, in allen Gegenden zerstreut, erhielten nur unbestimmte Kunde davon und setzten deßwegen theilweise ihre Operationen fort. Napoleon war darüber auf das furchtbarste aufgebracht, und gab sogleich den gemessensten Befehl, Sachsen von diesen „Räubern" zu reinigen, und sie zu vernichten, wo

man sie fände. Dieß war der Zeitpunkt, wo auch General Normann den Befehl erhielt, aufzubrechen, um unter Fournier's Commando der Lützow'schen Freischaar, welche von Gera aus gegen Zeitz und Pegau zog, entgegen zu gehen, sie zur Uebergabe aufzufordern und im Weigerungsfalle zu vernichten. Zwar sträubte sich sein deutsches Herz dagegen, doch, er mußte gehorchen.

Inzwischen hatte Lützow bestimmte Nachricht von der Wirklichkeit des Waffenstillstandes erhalten, und auf dieses hin alle, seit dem Beginn desselben gemachten Gefangenen wieder auf freien Fuß gesetzt. Nun suchte er mit seiner Schaar auf nächstem Weg über Leipzig die preußische Gränze zu erreichen, leider aber sollte es ihm nicht gelingen. Der württembergische Oberstlieutenant von Kechler war dem Zuge der Freischaar mit mehreren Compagnien beobachtend auf der Ferse gefolgt, und stieß bei Gera mit ihr zusammen. Dort erklärte er dem über seine auffallenden Bewegungen fragenden Lützow, daß er bis jetzt blos Befehl habe, den Marsch der Freischaar zu beobachten, versicherte ihn aber zugleich mit seinem Ehrenworte, im Falle einer Aufforderung zum Angriffe ihm dieses einige Zeit vorher kund thun zu lassen. Dieses Ehrenwort war das Verderben der wackern schwarzen Jägerschaar. Lützow mit seinen Helden zog nämlich jetzt unbesorgt vorwärts und näherte sich bereits auf der Straße von Pegau nach Lützen dem Elbestrom. Auf einmal entdeckte er in dunkler Ferne eine Reitercolonne, die sich ihm eilig zu nähern schien. Es waren Fournier und Normann mit ihren Truppen. Lützow eilte mit seiner Schaar im Galopp vorwärts, um Merseburg zu erreichen; aber bald waren Rosse und Reiter erschöpft, er mußte gegen Abend in Kitzen, unweit Lützen, Rast machen. Bald erfuhr dies Generallieutenant Fournier, der tief in die Arglist seines Kai-

sers eingeweiht war, Deutsche durch Deutsche verderben zu lassen, um über Alle herrschen zu können; deßwegen beorderte er alsbald den Grafen Normann, sogleich mit seinen zwei Schwadronen vorzurücken, und die Ausgänge des Dorfes Kitzen zu besetzen. Das deutsche Heldenherz des edlen Grafen ging ungerne an die Vollziehung dieses Befehls; er ahnte die Folgen, die Worte der Zigeunerin standen lebhaft vor seiner Seele; er war zur Vollbringung einer schmählichen That commandirt. Aber er war Soldat, und hoffte, daß die Sache doch noch günstig ablaufen könne; und außerdem beschloß er im Stillen, Allem aufzubieten, um einen Zusammenstoß zu vermeiden.

Bald hatte er die äußeren Häuser des Dorfes erreicht. Auf dem Kirchthurme zeigte die Glocke eben die sechste Stunde des Abends mit ihren melancholischen Schlägen an. Da erscheint vor General Normann ein Trompeter der Freischaar als Parlamentär; Lützow hatte ihn geschickt. Dieser kühne Führer wußte nicht, wie er daran war. Er glaubte, jenen würtembergischen Offizier vor sich zu haben, der ihm das Ehrenwort gegeben hatte, ohne Benachrichtigung das Freicorps nicht anzugreifen. Diese unglückselige Täuschung sollte die Vernichtung der „wilden Jagd“ zur Folge haben. Er ließ durch den Trompeter anfragen, was die feindliche Bewegung zu bedeuten habe, und ob man nicht wisse, daß Waffenstillstand sei? Hätte Normann für sich handeln dürfen, und wäre er im Augenblick nicht untergeordneter Offizier der französischen Armee gewesen, wahrlich, er hätte dem ebenbürtigen feindlichen Helden höchstens andeuten lassen, daß er seinen Rückzug so sehr als möglich beschleunigen möchte. Unter den obwaltenden Umständen aber ertheilte er dem Parlamentär die ernste Antwort: „Sagen Sie dem Major Lützow, daß er vorsichtig zu Werke gehe; wenn der General Fournier mir den Befehl zu einem

Angriffe ertheilen sollte, so muß ich gehorchen, und ich kann Nichts zum Schutze der deutschen Waffenbrüder thun.«

Diese unerfreuliche Botschaft brachte Lützow in eine schwankende Verlegenheit, doch verließ er sich immer noch auf das erhaltene Ehrenwort, und ließ endlich seine Kampfgenossen etwa einen Büchsenschuß weit vor dem Dorfe Kitzen aufmarschiren und sich in Schlachtordnung stellen. Kopfschüttelnd sah General Normann dieses unvorsichtige Manöver, und noch peinlicher wurde seine Empfindung, als er von Fournier kategorisch zum Angriffe auf die Freischaar aufgefordert wurde. Aber noch immer sann er auf einen Ausweg, den brudermörderischen Angriff zu vermeiden. Doch nun beging Lützow die große Unbedachtsamkeit, mit einer Suite von mehreren Offizieren und einem Trompeter auf unseren General anzureiten. Das war für den tapfern Grafen zu viel; das soldatische Gefühl loderte flammend in ihm auf und siegte über die Bedenklichkeiten der Humanität. „Gewehr auf!« kommandirte er mit donnernder Stimme, blitzenden Augen und hoch geschwungenem Säbel der Linie seiner Reiter zu, gab dann seinem Streitroß die Sporen und sprengte dem ankommenden Trupp trotzig entgegen.

»Was hat das zu bedeuten? was haben Sie im Sinne auszuführen?« fragte Lützow mit rauher und furchtloser Stimme, aus der aber immer noch die Befangenheit der Ungewißheit sich hindurch vernehmen ließ. — General Normann antwortete mit trockener Bestimmtheit und kaltblütigem Tone: »Ich habe von General Fournier strengen Befehl, Kitzen, wo Sie eben abfüttern ließen, zu besetzen. Nun sind Sie aber im freien Felde in Schlachtlinie aufgestellt, darum werde ich mich mit meinen Schwadronen dicht vor Ihre Front postiren.« — Lützow erkannte richtig den Sinn dieser Worte; er bat, zu dem Divisionär Fournier geführt zu werden; Normann bewilligte es und gab ihm

seinen Adjutanten, Lieutenant Schliz, mit, er selbst aber stellte sich kühn mit seinen beiden, nicht über 160 Pferde zählenden Schwadronen in Linie, kaum dreißig Schritte entfernt, vor der Front der Freischaar auf. Da schwenkten die Lützowianer in Zügen ab und bewegten sich in vier Colonnen langsam gegen Leipzig zu. Schon glaubte der biedere Graf, einer unliebsamen Alternative entbunden zu sein, als Major Lützow an ihm vorbeijagte, um die Seinigen einzuholen. Hinter ihm kam Fournier fluchend angesprengt. — „Herr General," rief er wüthend, „die Verantwortlichkeit auf Ihren Kopf, der Preuße wird uns entschlüpfen; die Kanaille will nichts davon wissen, den Waffenstillstand gebrochen zu haben, und hat mir dreist unter die Nase gerieben, daß ihn in seinem Entschlusse, gerade aus gegen die Elbe zu marschiren, keine Macht aufhalten solle. Fürchten Sie den Zorn des Kaisers, wenn er entschlüpft! Ich befehle Ihnen hiemit ein für allemal, galoppiren Sie mit Ihren zwei Schwadronen an die Spitze der verdammten Freischaar, und ergibt sie sich nicht im Augenblick, so hauen Sie ohne Barmherzigkeit ein!"

Der Würfel war gefallen; dagegen gab's keinen Widerspruch, wenn vielleicht auch Normann's Herz blutete. Schnell hatte er mit seinen erprobten Reitern die Colonnenspitze erreicht. Der Marsch der Freischaar war unterbrochen durch den donnernden Haltruf des Generals. Es war neun Uhr Abends; die verglimmende Dämmerungsröthe ging bereits in blasse Tinten über. Die Herzen der Reiter pochten vor Ungeduld. Es mußte zur Entscheidung kommen, ehe es völlig Nacht wurde. Stummbrütend, finstern Angesichts, befand sich Normann den Freischärlern gegenüber. Da blitzt es auf einmal in deren Reihen auf, der Knall mehrerer Karabinerschüsse tönt durch die stille Luft, und auf den Tod getroffen stürzt ein württember-

gischer Königsjäger zu Boden. Jetzt flammte entsetzliche Wuth in den Gemüthern seiner Kameraden auf, voll Ingrimms schrie der General: „Vorwärts, vorwärts!“ und die Göttin der Barmherzigkeit zog aus allen Herzen hinweg. Wie furchtbar gereizte Tiger stürmen die Waffenbrüder des Gefallenen auf die Freischaar ein, die Kraft jedes Einzelnen scheint verdreifacht. „Tod den preußischen Hunden!“ schrien die Chevauxlegers und Jäger in unbeschreiblicher Wuth durcheinander und stürzten mit ihren Pallaschen unaufhaltsam drauf los. Was half da der persönliche Muth, die Tapferkeit, die Vaterlandsliebe der preußischen Männer! Sie erlagen den gewaltigen Hieben der württembergischen Reiter, von denen einer gegen fünf stand. In nicht viel mehr als einer Viertelstunde hatte General Normann mit seinen beiden Schwadronen 700 Mann der Freischaar theils gefangen, theils versprengt. Die nordischen Heldenherzen sind durch die soldatische Kraft ihrer süddeutschen Landsleute besiegt, das Corps der Rache, die wilde Jagd, ist vernichtet; wie Spürhunde streifen die Franzosen nach den Versprengten, deren sich viele in dichte Wälder geflüchtet und verborgen hatten. Wehe denjenigen, die man auffand; sie wurden als gemeine Räuber gerichtet. Einigen gelang es, in Verkleidungen zu entkommen. Major Lützow, der hochherzige Körner und ein halbes Dutzend Anderer hieben sich, nicht ohne schwere Wunden zu erhalten, glücklich durch ihre Feinde durch, doch bald nachher traf auch den begeisterten Heldenjüngling Körner die Todeskugel.

General Normann freute sich seiner Waffenthat nicht. Obwohl ihm sein Gewissen sagte, daß er nur nach Kriegerpflicht gehandelt habe, so bedauerte er doch vielmals in starken Ausdrücken, daß er sich von den Franzosen zu dieser Gewaltthat habe brauchen lassen. Er dachte mit Unwillen an die erste Pro-

phezeiung der Zigeunerin; sie war in Erfüllung gegangen. Die Preußen nannten diesen Handstreich einen schmählichen Ueberfall, und schleuderten Bannflüche auf die unbefleckte Kriegerehre des tapfern Grafen. Diese schmerzten ihn tief, konnten indeß seinen Ruhm nicht beflecken. Allein auch von Seite der Franzosen erntete der General nur wenig Anerkennung. Sie ließen zwar seiner Bravour Gerechtigkeit widerfahren, aber Kaiser Napoleon war äußerst ungehalten über das Entkommen Lützow's; er äußerte laut seine Ueberzeugung, daß der General den Major absichtlich habe entwischen lassen, weil er mit ihm verwandt sei. Normann war zu stolz, um darüber mehr zu thun, als zu lächeln.

Diese kleinere Begebenheit machte bald größeren Ereignissen Platz. Der abgeschlossene Waffenstillstand hatte am 10. August 1813 sein Ende erreicht, die Feindseligkeiten begannen bald im größten Maßstabe. Furchtbar war die Coalition gegen die napoleonidische Gewaltherrschaft. Ueber eine halbe Million Russen, Oesterreicher, Preußen und Schweden standen gegen den französischen Imperator unter den Waffen, der seiner Seits die ganze Kraft seines Geistes entwickelte, um den Sturm zu beschwören. Aber sein Stern erblich. Bald sollte sein Thron stürzen.

---

Nach dem Gefechte bei Kitzen und verschiedenen, darauf folgenden Hin- und Hermärschen, vereinigte sich Normanns herrliche Brigade bei Bunzlau in Schlesien mit dem sechsten französischen Armeecorps, aber bald erhielt der brave General den Befehl, mit fünf Schwadronen, drei Geschützen und zwei französischen Bataillonen nach Hoyerswerda zu rücken, um die feindlichen Streifcorps zu beobachten, welche die Preußen und Russen, mächtig an vortrefflicher Reiterei, allwärts aussandten,

um ihre Feinde zu necken, oder zu verderben. Bei Kamenz kam es zu einem blutigen Gefecht; Major Eduard von Miller erliegt der Uebermacht. Mit seiner Schwadron auf Vorposten stehend, wird er von einer Anzahl feindlicher Reiter geneckt, und läßt sich durch seine Kühnheit verleiten, die weichenden Feinde weit bis in einen sumpfigen Wald zu verfolgen, wo er sogleich auf allen Seiten von Schwärmen preußischer Husaren und von Kosaken umzingelt wird. Jetzt galt's, das eigene Leben zu vertheidigen. Verzweifelt kämpfen die Leibchevauxlegers; es gelingt einem dieser Reiter, bis zu General Normann durchzukommen. Dieser läßt sogleich die Schwadronen des Oberstlieutenant von Moltke und Rittmeisters von Einsiedel aufsitzen. Sie eilen in Carriere dem Kampfplatze zu. Aber nur Moltke hat die Kraft, bis zu den Bedrängten vorzudringen. Auch er wird mit seiner Schwadron in das äußerst hitzige Gefecht verwickelt; kaum gelingt es ihm und seinen Reitern, sich durch die wüthenden Feinde zu hauen. Major von Miller fällt, von Lanzenstichen durchbohrt, mit ihm erliegt ein Drittel seiner Schwadron. Rittmeister von Einsiedel ist nicht viel glücklicher. So eben hat er mit seinen Reitern die Waldspitze erreicht, als er sich von allen Seiten angegriffen sieht. Er weicht, von allen Seiten gedrängt, von seiner Schwadron ab und wird gefangen. Erst, als Graf Normanns nachgeschickte Infanterie ankommt, zieht sich der Feind, einige Tausend Reiter stark, zurück, und die Brigade vereinigt sich später bei Großdöbrig vollständig mit General Normann wieder. Nachdem dieser unweit Rotenhan, Delitzsch und Eutritz mehrere Gefechte bestanden, nahm er Stellung bei Radefeld, und zog sich endlich, von großer feindlicher Uebermacht angegriffen, aber sich heldenmüthig vertheidigend, nach Möckern zurück, wo das sechste Armeecorps stand.

Während dieses zwei Stunden dauernden, eine ganz offene Gegend durchschneidenden Rückzugs gab Normann auf's Neue Beweise seines Anführertalents, und die Truppen glänzende Proben ihrer Tapferkeit in den verschiedenen Angriffen. Selbst Marschall Marmont, der Herzog von Ragusa, konnte nicht umhin, dem heldenmüthigen Führer und seinen gewiegten Reitern das schmeichelhafteste Lob zu ertheilen. Aber nun machte General York mit seinen Preußen einen furchtbaren Angriff; da hilft keine Tapferkeit mehr, die württembergische Reiterei und Artillerie muß sich hinter Gohlis zurückziehen. Nun gab Normann die Vorposten vorwärts der Straße gegen Taucha, und rüstete bis zu dem verhängnißvollen 18. October, dem Tage der Völkerschlacht von Leipzig.

Wir haben absichtlich diese trockene historische Aufzählung von Thatsachen gegeben, weil daraus hervorgeht, was die tapferen Württemberger durchzumachen hatten, und weil sich die folgenden Ereignisse daraus erklären.

Die scheidende Herbstsonne spiegelte sich eben an den Fenstern des Refectoriums des Klosters St. Thekla. Es herrschte Ruhe in der Umgegend; nur aus weiter Ferne rollten manchmal dumpfe Schläge, wie Kanonendonner, an das Ohr. Graf Normann ruhte in einem gemächlichen Fauteuil, der in einer Ecke des Refectoriums stand. Sein Gesicht wurde von den letzten Strahlen der Sonne beleuchtet und zeigte deutliche Spuren tiefen Mißmuthes. Adjutant Schliz arbeitete an einem Tische. Der Graf stand von Zeit zu Zeit auf, und maß mit großen, schweren Tritten den weiten Saal. Dann setzte er sich wieder und legte die Stirne in seine kräftige Rechte. Die Bilder des Krieges entwickelten sich lebhaft vor seiner Seele. Mit tiefem, patriotischem Kummer gedachte er der erfolglosen Tapferkeit seiner braven Reiter, die sich für eine Sache dem Tod

weihen mußten, welche dem deutschen Krieger so fremd war, für eine Sache, welche nur die ehrgeizigen Plane eines Usurpators fördern sollte, der schon Hunderttausende braver deutscher Männer geopfert hatte. Der Graf sah mit seinem geistigen Auge deutlich, daß alle Kriegskunst Napoleons über die begeisterte Erhebung Nord- und Ostdeutschlands und die große europäische Coalition nicht mehr Meister werden würde; er sah deutlich, daß das Blut jedes einzelnen Württembergers von nun an vergebens verspritzt werde. Die Seele des edlen Generals kämpfte einen großen Kampf. Pflicht und Ueberzeugung stritten heftig mit einander; es war ein furchtbares Dilemma. Seine Stirne brannte, seine Augen funkelten. Er war auf einmal aus einem tiefen Bewunderer des großen Feldherrn, des corsischen Imperators, ein Feind desselben geworden. Sein soldatisches Gefühl trat auf einmal vor dem Gefühl der Vaterlands- und der Menschenliebe in den Hintergrund.

Eine Ordonnanz trat ein und brachte Depeschen. Normann las sie, und ein dunkles Roth bedeckte hernach seine Stirne. „Lieutenant Schliz!“ rief er; dieser stand von seinem Sitze auf und trat zu ihm. „Ich habe zu Ihnen Vertrauen,“ begann der General. „Ich muß mich über einen wichtigen Gedanken mit Ihnen besprechen. Sie waren mit mir Zeuge der beispiellosen Tapferkeit unserer Jäger und Chevauxlegers. Diese braven Reiter kennen keine Furcht, und scheuen keine Gefahr. Ich weiß, sie sind mir ergeben, und wissen, daß mir das Herz am rechten Flecke schlägt. Mich dauern diese Helden. Sie kämpfen wie die Löwen, vermöge angestammten Muthes, und weil sie überzeugt sind, daß sie das ferne Auge unsers Königs beobachtet. Aber sie kämpfen für eine verlorene Sache. Napoleon wird uns noch alle opfern, ohne Etwas dabei zu gewinnen. Ich möchte meine Württemberger retten.“ — „Wie meinen Sie

das, Herr General?“ fragte der Adjutant, indem er den Grafen mit erwartenden Blicken ansah. — Der General richtete sein Auge scharf auf den Lieutenant, dann sprach er mit Ausdruck: „Wir müssen die verlorene, uns Nichts angehende Sache verlassen und uns den deutschen Befreiungskämpfern anschließen.“ — „Herr General, würde das vielleicht nicht gewagt sein? noch ist Napoleon nicht geschlagen, seine Sache noch nicht ganz verloren. Siegt er, was immer noch möglich ist, so würde er es uns hart büßen lassen, wenn wir ihn verlassen hätten.“ — „Ich glaube an seinen Sieg nicht,“ fuhr der General fort, „die Uebermacht und die Begeisterung ist auf der Seite der Freiheit. Die so oft geschlagenen, französischen Rekruten haben keinen Muth mehr. Täuscht mich nicht Alles, so wird schon morgen oder übermorgen eine Entscheidungsschlacht geschlagen. Wohin der Sieg sich wendet, kann mir nicht zweifelhaft sein. Sehen Sie, diese eben erhaltenen Depeschen belehren mich, daß Baierns König bereits mit den Verbündeten einen Vertrag abgeschlossen hat und seine erprobten Krieger schon in den Reihen der Freiheitskämpfer stehen. Auch die sächsischen Colonnen sind schwankend.“ — „Aber, was würde unser König Friedrich sagen, wenn wir das von Ihnen berührte Wagstück uns erlauben würden?“ bemerkte Lieutenant Schliz achselzuckend. „Wir würden bei der Heftigkeit und dem eisernen Willen unsers Kriegsherrn verloren sein, wenn unsere Absicht mißlänge, wenn Napoleon siegte; aber dies liegt, wie gesagt, außer dem Bereiche aller Wahrscheinlichkeit. Siegen die Verbündeten, so wäre unsers Königs Uebertritt zu ihnen ohnedies gewiß, wenn nicht sein Land halbirt werden soll. Er müßte somit unsern Uebertritt als ein fait accompli behandeln. Glauben Sie nicht, Herr Adjutant, daß ich mir die Schwierigkeiten verhehle. Der preußische General York ging auch ohne

Befehl seines Herrn und Königs zum Feind über. Er hätte wegen dieser That nach den Militärgesetzen eigentlich vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden sollen. Denn nur der unbedingte Gehorsam, das absolute Festhalten an der militärischen Disciplin gewährt den Armeen Bestand. Aber sein Schritt gelang und wurde nachträglich von Friedrich Wilhelm von Preußen gebilligt. Aehnliches wird auch bei uns der Fall sein, glauben Sie mir.“ — „Also ist es bei Ihnen schon beschlossene Sache?“ fragte Schliz zweifelhaft. — „Nein,“ sagte der General. „Auch vor meine Ansicht tritt warnend die Pflicht, die heilige, des Soldaten. Ich huldige der Subordination und begehre auch solche. Aber wo die edelsten Güter auf dem Spiele stehen, Freiheit, Vaterland, Gut und Blut der Landsleute, wo das frivole Gaukelspiel, das der Franzose mit uns treibt, in immer grelleren Farben sich entwickelt, da bildet sich ein Ausnahmsfall, für den ich die Bürgschaft übernehmen kann.“ — „Herr General,“ sagte jetzt der Adjutant mit freier Stimme, „ich darf es Ihnen offen sagen, daß Ihre Gedanken sich schon längere Zeit auch in meiner Seele bewegt haben, und daß vielleicht der größte Theil unserer Brigade dieselben hegt.“ — „Also glauben Sie, was ich zwar für meine Person überhaupt nicht bezweifle,“ fragte der Graf, „daß mir die Reiter und Offiziere bei einem Aufrufe zum Uebertritt zu den Verbündeten folgen würden?“ — „Ja, die ganze Brigade,“ erklärte der Lieutenant schnell und bestimmt. „Einem Führer, der so viele Beweise seines Talentes, seines Muthes und seiner Tapferkeit gegeben hat, folgt die Brigade unbedingt, wenn sie auch ohnehin schon nicht ihres Kampfes mit den deutschen Brüdern müde wäre.“ — „Gut,“ sagte der Graf aufstehend, „Sie werden zu schweigen wissen; ich befehle es Ihnen. Noch ist Nichts geschehen; der Gedanke äußerte sich vorher erst in Worten, zur That wird sich die

Gelegenheit in den nächsten Tagen finden. Wir wollen noch warten, ob unser König nicht einen gleichen Entschluß faßt, wie der Baier; wir wären dann von jeder Verantwortlichkeit befreit."

Der Adjutant entfernte sich. General Normann trat an's Fenster und starrte sinnend in die verglimmende Dämmerung. Seine Gedanken schweiften zurück zu der Zigeunerin auf dem Schlachtfelde bei Lützen. Also war er wirklich im Begriff, abermals ihre Prophezeiung in Erfüllung gehen zu lassen? Schande, hatte sie gesagt, würde er auf sich laden? Nein, sprach er zu sich selbst, meine Absicht ist keine Schande. Wenn ich meine Reiter in die Arme des großen deutschen Vaterlandes zurückführe, wenn ich an der Abschüttelung des fremden Gewaltjoches arbeite, so ist dieß keine Schande. Mögen die Franzosen mir auch das Prädikat der Ehrlosigkeit beilegen, ich achte ihr Urtheil nicht; vor meinen deutschen Brüdern werde ich gerechtfertigt dastehen, und rein wird mein Gewissen sein.

In diesem Augenblicke tönten die Signale der Trompeten zum Abfüttern. Ein gellender Ruf, wie der einer weiblichen Stimme, hallte dazwischen. Der General blickte auf die Straße und sah ein junges Mädchen, das vor zwei sie verfolgenden französischen Soldaten floh. Schon hatte sie aber einer derselben erreicht und umklammerte sie mit seinen Armen, ungeachtet sie verzweifelt mit allen Kräften dagegen rang. Schnell öffnete der Graf das Fenster und rief mit donnernder Stimme: „Gebt das Mädchen frei!" Die Franzosen schauten auf und entfernten sich eilig, als sie den geehrten württembergischen Reitergeneral erblickten. Dieser nickte jetzt einem nahenden Chevauxleger, das Mädchen zu ihm heraufzubringen. Der Reiter, wie das Mädchen, gehorchten. Bald stand letzteres zitternd vor ihm und senkte ihre Blicke scheu zu Boden. "Fasse Muth,"

sagte der General freundlich zu ihr, „es soll Dir kein Leid geschehen, ich werde Dich vor den Soldaten beschützen.“ Da richtete das Mädchen ihre Augen auf ihn, und er blickte in ein wunderbar schönes Gesicht. Brennend schwarze Augen, von reinen Wimpern und glänzenden Brauen beschattet, strahlten unter einer hohen edlen Stirne ihm entgegen, eine feingeformte griechische Nase mit reizender Biegung hob sich zwischen den sammtenen Wangen hervor, die ein zartes Incarnat deckte; aus den kleinen, süßgespaltenen, frischen Lippen blickte eine Reihe elfenbeinerner Zähne hervor. Aber dieses wohlgeformte Antlitz war von einem bräunlichen Teint überflogen, der es eher noch interessanter machte. Geist und Entschlossenheit, so wie Hoheit und weibliche Würde waren auf demselben ausgeprägt. Man sah der Miene des Mädchens an, daß die wohlwollende Ansprache des Generals sie beruhigt hatte. Sie legte ihre Hand auf die Brust und lispelte mit weichlautender Stimme: „Haben Sie Dank für Ihre Güte, mit der Sie sich um ein armes, verlassenes Mädchen annehmen.“ Ein paar Silberperlen traten bei diesen Worten in ihre Augen. — „Verlassen, sagen Sie?“ fragte der General in theilnehmendem Tone. „Wollen Sie mir nicht Näheres über Ihre Schicksale mittheilen? Wie heißen Sie? Woher sind Sie? Wer sind Ihre Eltern?“

Das Mädchen antwortete mit ziemlicher Unbefangenheit: „Ich heiße Eulalia Brandis; mein Vater war Krämer in dem benachbarten Taucha. In der Begeisterung für den Freiheitskampf hat er mich und meine Mutter verlassen, und ist unter die preußischen Husaren gegangen. In dem Treffen bei Delitzsch wollte er einen feindlichen General gefangen nehmen, wurde aber, wie wir nachher erfuhren, von demselben zusammengehauen. Meine Mutter wurde bei der Hiobsbotschaft so alterirt, daß sie nach fünf Stunden eine Leiche war. Gestern

hab' ich sie bestattet. Die Franzosen haben uns Alles genommen, und ich wollte eben nach Gohlis gehen, um vielleicht bei einer dort lebenden Muhme Aufnahme zu finden.« — Der General war bei den Worten des Mädchens erblaßt. Mit weicher Stimme fragte er: »Bei Delitzsch, sagen Sie, ist Ihr Vater durch einen General gefallen?« — „So wurde uns berichtet," antwortete das Mädchen traurig. — »Armes Kind," fuhr der General fort, »dann hast Du doppelten Anspruch auf meinen Schutz und Hilfe. Ich befand mich bei Delitzsch im Kampfe mit einem preußischen Husaren und ließ ihn die Schärfe meines Säbels fühlen. Dein Vater kann also durch keine andere Hand gefallen sein, als durch die meinige. Zürne mir darum nicht. Im Kriege geht es eben nicht anders.« Das Mädchen schauderte zuckend zusammen, als sie dieses Bekenntniß des Generals hörte; sie stand also vor dem Mörder ihres Vaters; nein, nicht Mörder, der feindliche General hatte nur das Recht der Vertheidigung ausgeübt. Sie sandte dem Grafen blos einen wehmüthigen Blick zu und schwieg. „Es ist für mich Pflicht, zu sorgen," sagte dieser jetzt mit fühlendem Herzen. „Habe Vertrauen zu mir. Deinen Vater, Deine Mutter kann ich Dir nicht ersetzen, aber es ist mir möglich, Dein ferneres Fortkommen und Deine Zukunft zu sichern. Ich habe in meinem Vaterlande Württemberg ein Gut und Schloß, wo Du gut aufgehoben sein wirst. Es ist besser, Du kommst weit in die Ferne; in dieser Gegend würde Dich ewig Alles an Deinen Verlust erinnern."

Das Mädchen schwieg noch immer unter Thränen, doch glaubte Normann einen Blick des Dankes in ihrem Auge zu lesen. Er sorgte dafür, daß sie vorläufig im Kloster Unterkunft fand, und erfuhr am folgenden Tage noch Näheres von ihr. Ihre Mutter stammte aus Griechenland, und war in

Missolunghi geboren. Der türkische Pascha wollte sie für seinen Harem rauben; aber ihr Vater entzog sich mit ihr den Verfolgungen durch die Flucht. Auch die Großmutter machte die Reise mit, welche nach Deutschland führte, und wo sie aus Zufall nach Taucha kamen, wo der junge Kaufmann Brandis die schöne Griechin heirathete. Der Vater der letztern erlitt schon nach einem Jahre den Tod, aber die alte Großmutter hatte keine Ruhe und zog fortwährend kreuz und quer im Lande herum. Sie behauptete fest, nicht eher zu sterben, als bis sie wieder auf heimischem Boden sei.

Eulalia mochte höchstens fünfzehn Lenze erlebt haben. Aber Körper und Geist waren schon bei ihr ausgebildet. Sie sah ein, daß der Antrag des Generals für sie nicht unvortheilhaft sei und nahm denselben dankbar an. Am nächsten Tage schon, wo eine Escorte von zum Dienst ferner unfähigen Reitern nach Württemberg zurückging, zog das Mädchen mit, der Aufsicht eines ehrenhaften Wachtmeisters anvertraut, und mit brieflichen Anordnungen in Betreff ihrer Unterkunft auf dem Schloß des Grafen versehen. —

Der achtzehnte October war angebrochen. Fürchterlich wüthete an diesem Tage die Völkerschlacht auf Leipzigs Ebenen. Ein blutigerer Kampf um Sein und Nichtsein wurde nie gekämpft. Ueber Sellerhausen und Stünz sich, bei Annäherung des Nordheeres, an Regnier anschließend, füllte hier der tapfere Ney den Abschnitt des Bogens aus, welcher sich von Stünz bis Propstheide erstreckt. Hier stand die herbeigezogene Brigade des General Normann und die Sachsen. Vor ihnen droht ein furchtbares Heer, neben ihnen die Franzosen, welche sie an manchem heißen Schlachttage zum Opfertode geführt hatten. Deutschlands Genius ruft ihnen zu: „Sterbet nicht für den Korsen!“ und als am Mittage Blücher gegen Schönefeld vor-

bringt, reiten zwei schöne sächsische Regimenter, Uhlanen und Husaren, zum Marschall Vorwärts mit hochflatternden Standarten jubelnd über. „Sehen Sie dort die Sachsen, Herr General?“ sagte Lieutenant Schliz mit einem bedeutungsvollen Blicke zu Graf Normann. — „Ich sehe,“ sagte dieser entschlossen. „Die Gelegenheit ist gekommen; wir folgen. Lassen Sie die Brigade in ein Viereck aufmarschiren!“

Der Befehl war schnell vollzogen; der General ritt in die Mitte und theilte den beiden Regimentern seinen Plan offen und ehrlich mit. Er machte sie auf das Beispiel der Baiern und Sachsen aufmerksam, erläuterte ihnen die Zwecklosigkeit und Unnatürlichkeit eines ferneren Zusammengehens mit den Franzosen, und schloß mit den Worten: „Brave Reiter, bewahrt euer Leben, das ihr im Vereine mit den Franzosen jetzt nutzlos opfern würdet, für glücklichere Zeiten dem Vaterlande! Streitet für die Freiheit der deutschen Erde, statt für eure Unterdrücker. Sagt, ihr Tapfern, wollt ihr übertreten zur heiligen Sache des deutschen Vaterlandes, wollt ihr mir folgen in die Reihen der Verbündeten?“ Ein einstimmiges „Ja“ entfloß den Lippen der entschlossenen Reiter, und ihre Säbel glänzten hochgeschwungen in den Strahlen der Herbstsonne. Die Schlachtordnung wurde wieder hergestellt, der entscheidende Moment nahte. Gleich darauf bedrängte im fürchterlichsten Geschützfeuer der rechte Flügel Bennigsens unter Bubna, und der rechte des Nordheeres unter Bülow mächtig den Ort Paunsdorf, wo die Normann'sche Brigade stand. Da steckt auf einmal Graf Normann auf seines vielerprobten Schwertes Spitze ein weißes Sacktuch als Friedenszeichen, und reitet mit seinen Leibchevauxlegers und Jägern, deren Tapferkeit, dem reinsten Golde gleich, die Probe hielt, dem Feind entgegen. Man erräth seinen Willen; der entgegenstehenden Geschütze furcht-

bares Feuer schweigt — eine gefährliche Minute — und bald darauf sind Württembergs Reiter hinter der Verbündeten Front verschwunden. Als der Abend dieses glorreichen Tages kam, hatte Napoleon die Schlacht auf allen Punkten verloren.

Es trat nun der eigenthümliche Umstand ein, daß das rheinische Bundescontingent noch in den französischen Reihen focht, als schon am 26. October einige württembergische Truppen ausmarschirten, um sich mit dem österreich-baierischen Heere in Aschaffenburg zu vereinen. Doch Tags darauf trennte sich der kleine, in den Schlachten und Gefechten verschont gebliebene Theil der Württemberger von der französischen Armee. Es war in Fulda, wo diese die Straße nach Frankfurt a. M. einschlug, die württembergische Colonne aber den Weg nach Würzburg nahm, um in das Vaterland zurückzukehren.

König Friedrich von Württemberg loderte, als er den ohne seinen Willen und Wissen erfolgten Uebertritt des Generals von Normann mit den Leibchevauxlegers und Königsjägern zu den Verbündeten erfuhr, im heftigsten Zorne auf, und beschloß die empfindlichste Strafe. Er betrachtete sein Herrscherrecht durch den voreiligen Schritt des Generals auf das Tiefste beleidigt. Des Grafen harrte nicht weniger, als infame Cassation und Festungsarrest. Ob dieser im ersten Zorne gefaßte Beschluß ausgeführt worden, wenn Normann in die Heimath zurückgekehrt wäre, darüber läßt sich Nichts sagen. Der General erhielt aber schon in Würzburg Kunde von den Zornausbrüchen und dem drohenden Strafgerichte des Königs; er beschloß, sich demselben nicht auszusetzen, er wußte, wie schwer die Hand des Königs auf die bei ihm in Ungnade Gefallenen drückte. Er wollte das Vaterland wenigstens vor der Hand nicht betreten, und nahm deßwegen Abschied von seinen lieben Reitern, wobei manchem dieser bärti-

gen Männer heiße Thränen über die schlachtengebräunte Wange floßen.

Graf Normann blieb vor der Hand in Würzburg, seine Brigade aber trat mit schwerem Herzen den Weitermarsch in's Vaterland an. Sie traf am 6. November, dem Geburtstage des Königs, in Ludwigsburg ein und erlitt hier wegen ihres Uebertritts eine Schmach, die man selten in den Annalen der Kriegsgeschichte liest. Die wackern Reiter mußten, zufolge strengen Befehls des Königs, auf einem Felde vor der Stadt aufmarschiren, hier absitzen, die lieben Pferde, die sie zu Kampf und Sieg getragen, abgeben, und sogar die wacker geführten Waffen ablegen. Doch, nicht genug, zu Fuß mußten sie in die Garnison Ludwigsburg einmarschiren, aber nicht allein: ein Infanterie-Regiment escortirte sie, wie feige Kriegsgefangene. Die gesattelten Pferde und die Waffen wurden von der Artillerie in Empfang genommen, und durch diese in die Stadt gebracht. Der Schimpf dieser Strafe war furchtbar; mit verbissener Wuth knirschten die gedemüthigten Reiter die Zähne, ihre Lippen zitterten krampfhaft. Schamroth, mit gesenktem Blicke, hielten sie den schmählichen Einzug, während dessen sich hundert von Fäusten krampfhaft ballten. Doch es sollte noch ärger kommen, nicht einmal die Namen der Regimenter sollten mehr existiren. Obgleich sie noch die größte Zahl der ausgerückten Mannschaft von allen zurückgekehrten Abtheilungen hatten, wurden sie dennoch aufgelöst und bei der neuen Organisation in andere Regimenter umgewandelt. Und das alles, weil sie der Begeisterung für die deutsche Sache nachgaben und dem Rufe ihres geliebten, bewährten Führers, der für sie ein Orakel war, folgten. Noch leben einzelne Veteranen, die jenen Auftritt der Schande mitmachen mußten, und jetzt, nach beinahe fünfzig Jahren, noch immer in edler

Wuth erröthen, wenn jenes Tages in den Unterhaltungen gedacht wird.

---

Seit der letzterzählten Scene waren Jahre vergangen. Zweimal hatten die Verbündeten das stolze, übermüthige Paris eingenommen und der „großen Nation" die Gesetze der künftigen Staateneintheilung Europa's dictirt. Der corsische Löwe lag gefesselt und krank auf einem Felsen des atlantischen Meeres, auf der Insel St. Helena. Die erschöpften Völker des Welttheils ruhten aus. Da sehen wir an einem herrlichen Sommermorgen hinter dem Alpendorfe Rossinières, nicht allzu weit von dem lieblichen Lausanne entfernt, einen rüstigen Mann den Fußpfad in das höher gelegene Gebirge verfolgen. Er war in die einfache Tracht eines Touristen gekleidet und konnte in der Mitte der dreißiger Jahre stehen. Aus seinem männlich schönen Antlitz sprach Muth und Entschlossenheit. Sein Auge flammte den jungen Morgenstrahlen entgegen. Eben hatte er das Plateau eines Gebirgsrückens erreicht und setzte sich, gegen Süden gewendet, auf einen grünen Rasen von duftigen Alpengräsern. Die Luft war von balsamischen Wohlgerüchen durchfächelt. Ein wunderherrliches Panorama entfaltete sich vor seinen entzückten Blicken. Zu seinen Füßen der blaue, lemanische See, von lachenden Städten, Dörfern und unzählbaren Villen umkränzt. Harmlose Schiffe durchschnitten, wie kleine Punkte, die ruhige Fluth. Aber im Hintergrunde erhoben sich die Riesen Europa's, die savoyischen Gebirge, über die alle der ewige Montblanc mit seinem Silberscheitel majestätisch hinausragt.

Unser Wanderer sog durstig die reinen Lüfte ein. Sein Herz schwoll im Anblicke der großen Natur. Die gepreßte Brust wurde leichter. Ein wehmüthiges Lächeln schwebte über sein edles Gesicht, und in abgebrochenen Tönen sprach er zu sich

selbst: „Wie groß ist die Natur, überall schön und vollendet, der Mensch mit seinem verkehrten Willen und Handeln der einzige grelle Mißton, welcher in der großen Harmonie der Schöpfung erklingt. O, wie glühend liebte ich diese Welt! Wie drückte ich so innig alles Kräftige, Hohe und Schöne an meine flammende Brust! Und jetzt vom Vaterlande fern, beraubt des Kreises der Meinigen! — Friedrich, mein König, hättest Du in mein Herz gesehen, Du würdest meinen Schritt, den Du bald darauf selbst einschlugst, verziehen haben; Du hättest nicht an so furchtbare Strafe gedacht! Mein Uebertritt war kein Unrecht. Ich dachte, Du müßtest wollen, was ich that. Ich habe Dich Thränen weinen gesehen über Deine vielfach decimirten Krieger; ich wollte Dir bei Leipzig ein halbes Tausend derselben vom blutigen Waffentode retten. Was war mein Lohn? — Wie die Lüfte so aromatisch säuseln, aber sie kühlen mir die brennende Wunde nicht! — Vom fremden Joche bist du befreit, mein deutsches Vaterland, aber deine Fürsten erfüllen die gegebenen Verheißungen nicht, und still verzehrst du dich im Grame des Sklavenlebens! O, gibt es keinen Winkel auf der Erde, wo freie Herzen die Ketten brechen, die den Adel ihrer Menschheit schänden? Hineilen würde ich mit den Flügeln des Morgenroths, und mein blankes Schwert in die Wagschale der Unterdrückten legen! Doch, was hilft der unbezwingliche Muth in meinem Innern, wenn seine Flamme sich im Dunst der Alltäglichkeit verzehren muß? Gott, wenn die Wahrsagerin auch mit dem letzten Theile ihrer Prophezeiung Recht gehabt hätte!“

Er erhob sich rasch von seinem Sitze, und sinnend schweifte sein Blick über die Gegend vor ihm hin. Da sah er auf einmal auf dem Fußpfade, welchen er hergekommen war, eine weibliche Gestalt heraufeilen. Sie schien flüchtig, wie eine

Gemse, emporzusteigen. Er folgte mit den Augen ihren Schritten, bald konnte er ihre Umrisse deutlicher unterscheiden, endlich auch Einzelheiten ihres Gesichtes wahrnehmen, das er schon einmal gesehen zu haben sich erinnerte. Es war ein schönes Mädchen, das ihm ganz bekannt schien, ohne daß er sich jedoch sogleich erinnerte, wo er sie schon gesehen habe. Endlich stand sie vor ihm. Ihr Gesicht glühte von dem raschen Bergsteigen und der mächtigen Aufregung. Sie kniete vor ihm nieder, die Hand auf ihre heftig pochende Brust gelegt; im ersten Augenblicke konnte sie kein Wort sprechen.

Verwundert schaute der Graf auf das wirklich wunderliebliche Kind herab und fragte sodann mit freundlicher Stimme, indem er die sich dagegen Sträubende aus ihrer knieenden Stellung aufhob: „Wer sind Sie? Woher kommen Sie? Was wollen Sie von mir? Setzen Sie sich hieher auf den Rasen und ruhen Sie ein wenig aus; Sie sind ja wie eine Gemse den Berg heraufgeklettert.“ — Das Mädchen setzte sich neben ihn auf die Rasenbank und schaute ihm mit sittigen, aber forschend sinnigen Blicken in's Auge. „Kennen Sie Ihren Schützling vom Kloster St. Thekla in Sachsen wirklich nicht mehr?“ fragte sie nach einer Pause des Athemschöpfens mit leiser, gedämpfter Stimme. — „Schützling vom Kloster St. Thekla?“ wiederholte der Graf, sich besinnend. — „Ja, St. Thekla bei Taucha, wo Sie mich vor den Nachstellungen der Franzosen retteten,“ lispelte das Mädchen erläuternd. Nun unterstützte den General sein Gedächtniß wieder. Er warf einen Blick freundlicher Erinnerung auf das holde Wesen, das ihn mit stummer Ehrerbietung, aber leuchtenden Augen, anschaute. „Ach, Du bist Eulalia Brandis, die Halbgriechin, die ich in mein Vaterland schickte?“ — „Dieselbe.“ — „Aber wie kommst Du denn um Gotteswillen hieher? Warum hast Du mein Gut ver-

lassen? Woher wußtest Du denn, daß ich mich in diesem stillen, einsamen Winkel der Erde befinde?“

Das Mädchen erröthete, dann aber begann sie mit ihrer lieblichen Stimme: „Es war einsam auf Ehrenfels, sehr einsam, als die Hoffnung verschwunden war, Sie wieder dahin zurückkehren zu sehen. Für mich hatte Alles seinen Reiz verloren, ich konnte ja meinen Wohlthäter nicht schauen. Aus Ihrem letzten Briefe an Ihre Familie erfuhr ich, daß Sie die Gegend am Genfersee bereisen würden. Es war vor vierzehn Tagen. Ich hatte mir namentlich gemerkt, zu welcher Zeit Sie in Lausanne sein würden. Darauf gründete ich meinen Plan. Ich entfernte mich heimlich von Ehrenfels, und eilte theils zu Fuß, theils mit der Post in die theuere Gegend, wo ich Sie zu treffen hoffen konnte. Gestern kam ich an. Es gelang mir glücklicher Weise, den Gasthof, wo Sie Ihr Quartier aufgeschlagen hatten, zu erfragen. Ich erfuhr von Ihrem Ausfluge in's Gebirge, da hatte ich nicht Rast und Ruhe; ich machte mich alsbald wieder auf den Weg, und hatte bald Ihre Spur erreicht.“

Der General lächelte wohlwollend, und meinte, daß das eine ächt romantische Episode sei. „Aber sag' mir doch nur,“ fügte er dann hinzu, „was willst Du denn von mir? Was kann ich für Dich thun?“ — Die Blicke des Mädchens wurden feuriger und beseelter, als sie schnell antwortete: „Ich kenne nur mehr eine einzige Aufgabe meines Lebens. Sie sind verbannt, ohne Freunde, ohne Familie, keine liebende Hand nimmt sich Ihrer an; ich will den Retter meiner Ehre pflegen, ihm zur Seite stehen und ihn niemals verlassen. Ein schwaches, aber entschlossenes Weib kann oft viel thun.“ — Der Graf lachte über den naiven Antrag. „Ha ha, ich verstehe Dich,“ sagte er in lustigem Tone, „Du willst meine Haushälterin

werden; aber, liebes Kind, ich bedarf einer solchen wahrhaftig nicht. Mein ganzer Haushalt besteht in meinem Reisesack, und den kann ich wohl hübsch allein besorgen. Uebrigens bin ich gesund und brauche keine Pflege."

Eulalia sah betrübt zu ihm auf, als sie die kalte Abweisung des Generals vernahm, doch faßte sie sich bald wieder und sagte in einschmeichelndem Tone: „Der Mann kann die Aushilfe und den Beistand eines aufmerksamen Frauenzimmers in allen Lebenslagen gebrauchen. Das Weib ist der größten Aufopferung fähig, und versteht besser, als der Mann, das kleine Leben einzutheilen. Sie werden tausend Wünsche und Bedürfnisse haben, deren Erfüllung und Befriedigung von fremder Hand nur gegen klingende Münze, und dann meist nur halb geschieht." — „Du magst Recht haben," erwiederte der General, „aber ich für meinen Theil kann Niemanden brauchen. Ich bin wie der Vogel in der Luft, und will unabhängig sein. Wir wären einander nur eine Last. Du hast nicht gut gethan, meine Heimath zu verlassen; wo willst Du jetzt allein hin? Ich muß nur sorgen, daß ich Dich wieder wohlbehalten nach Ehrenfels liefere." — Eulaliens Wangen erblaßten zu Schnee, ihre Lippen zitterten. „Nie gehe ich wieder nach Ehrenfels zurück," rief sie in entschiedenem Tone aus; „wenn Sie meine Dienstleistungen verschmähen, so werde ich sie Ihnen gegen Ihren Willen erweisen. Ich werde den Mann nimmer verlassen, dem mein ganzes Herz gehört."

Betroffen sah Normann die Sprecherin an, welche bei den letzten Worten bis an den Hals erröthete. Seine Stirne runzelte sich, doch die angeborene Gutmüthigkeit schlug bald wieder vor; er nahm Eulaliens Hand und sagte beruhigend zu ihr: „Gutes Kind, Du täuschest Dich über Deine Gefühle. Laß die Possen! Ich werde, wie ich schon früher versprochen, für

Dich sorgen und, wenn Du nicht nach Ehrenfels zurück willst, ein anderes taugliches Plätzchen für Dich ausfindig machen. Aber bei mir, wie gesagt, kannst Du nicht bleiben; diese Idee mußt Du Dir aus dem Kopfe schlagen.“ Das Mädchen senkte traurig den Kopf bei diesen Worten. „Aber komm jetzt, wir wollen zurück nach Lausanne, wo ich das Weitere Deinetwegen anordnen werde.“

Sie verließen die Gebirgshöhe. Eulalia ging schweigend neben dem Grafen, der ihr auf die überzeugendste Weise auseinandersetzte, daß sie nicht bei ihm bleiben könne. Nur von Zeit zu Zeit streifte ein scheuer Blick von ihr zu ihm hinüber. In ihren Augen brannte sichtbar ein kühner Entschluß.

Es war beinahe Mittag, als sie nach Lausanne zurückkamen. Der Gasthof, wo der General wohnte, lag am See. Er bestellte für sich und Eulalien ein Diner. Bis dieses fertig war, führte er das schweigsame Mädchen, um sie ein wenig aufzuheitern und ihre Grille zu vertreiben, in den Garten des Hotels, der sich um eine Bucht des malerischen Sees herumkrümmte. Es waren mehrere Gäste anwesend, die theils in den schattigen Lauben promenirten, theils in den niedlichen Gondeln auf der Bucht herumfuhren. Eulalia schaute nachdenklich auf die Lustfahrer, dann brach sie auf einmal das bis jetzt beobachtete Schweigen, und sagte mit erkünstelter Heiterkeit zum General: „Wollen wir nicht auch Schiff-fahren? ich kann rudern.“ — „Wenn es Dir Vergnügen macht, warum nicht? Es ist noch eine halbe Stunde bis zum Essen Zeit,“ antwortete der General beifällig.

Sie stiegen in eine der bereit stehenden Gondeln. Eulalia führte mit vieler Geschicklichkeit das Ruder. Das Schiffchen entfernte sich pfeilschnell vom Ufer und war bald aus dem Bereiche der andern lustfahrenden Kähne. „Rudere nicht so stark,

wir entfernen uns zu weit vom Ufer," mahnte der General. Eulalia schwieg, aber ihre Arme ließen die Ruder sinken; die Gondel tanzte im Kreise herum. Es regte sich kein Lüftchen, der blaugrüne See war spiegelglatt. Aber auf Eulaliens Stirne lagerte sich jetzt ein tiefer Ernst. Es mußte gewaltig in ihrem Innern kämpfen; ihr Gesicht wechselte alle Augenblicke die Farbe. Der Graf beachtete es nicht, er starrte, sichtlich zerstreut, in die Ferne. Das Mädchen schaute mit einem zärtlichen, aber schwermüthigen Blick auf ihn. Dann sagte sie endlich mit gedämpfter Stimme: "Herr General, ist es Ihr unumstößlicher Entschluß, mich nicht zu behalten, mich von sich zu weisen?" — „Ich habe es Dir schon gesagt," antwortete er gleichgiltig, "es geht nicht; auch würde es sich, wenn ich Dich auch behalten wollte, gar nicht einmal schicken, wenn Du auf meiner Irrfahrt mit mir herumzögest." Das Mädchen veränderte ihre Züge nicht. Nach einer Pause fuhr sie fort: „Kann auch die treueste Anhänglichkeit, die zarteste Rücksicht, die vollste Liebe und Hingebung Ihren Entschluß nicht wanken machen?" — „Nein," antwortete der Graf bestimmt. — "Dann sei Gott mir gnädig!" rief Eulalia mit gellender Stimme. Und mit einem Sprunge hatte sie sich in den See gestürzt.

An eine solche Wendung hatte Graf Normann nicht gedacht, drum verblüffte ihn auch die verzweifelte That des Mädchens im ersten Augenblicke völlig. Doch seine Geistesgegenwart trat bald in ihre Rechte. Als geübter Schwimmer hatte er sich alsbald seines Rockes entledigt und war in den See gesprungen, um das Mädchen zu retten. Glücklicher Weise hatte sich das Wasser in ihren Kleidern gefangen, so daß sie auf der Oberfläche blieb. Bald hatte sie der Graf mit dem einen Arm umfaßt und das Boot wieder erreicht. Mit einem kräftigen Stoß schleuderte er die Ohnmächtige in das Fahrzeug. Allein

ihm selbst wollte es nicht gelingen, sich wieder in dasselbe hineinzuschwingen. Da nahm er entschlossen die Kette des Bootes und führte es schwimmend dem Ufer zu. Bald eilten ihm andere Gondeln entgegen und erleichterten ihm die beschwerliche Arbeit, indem sie das Schifflein, worin Eulalia lag, in ihr Schlepptau nahmen. Das Ufer war erreicht. Der Graf trug Eulalien auf seinen Armen aus dem Schiffe an's Land und eilte, um der Neugierde der zuströmenden Menge zu entgehen, blitzschnell in sein Hotel, wo er die schöne Bürde alsbald auf ihr Zimmer brachte.

Den vereinigten Bemühungen des Grafen, des herbeigeholten Arztes und der theilnehmenden Gasthofsbesitzerin gelang es, die Ohnmächtige wieder zur Besinnung zu bringen; sie schlug zu Normann's unbeschreiblicher Freude endlich die Augen auf, die mit einem matten Verklärungsschimmer zuerst seine Blicke trafen. Er bot ihr freundlich seine Hand, welche sie nahm und dankbar unmerklich drückte.

Der Arzt erklärte bald die Patientin außer Gefahr und verordnete nur eine kurze Schonung und Ruhe. Alle, auch Normann, entfernten sich und ließen Eulalien allein. Doch der Gedanke, daß ihr noch Etwas fehlen, oder Etwas zustoßen könnte, trieb ihn bald wieder in ihr Zimmer zurück. Er öffnete vorsichtig die Thüre. Sie schlummerte. Sanfter Friede lag über das schöne Gesicht ausgebreitet, und von Zeit zu Zeit spielte ein holdes Lächeln um ihre Lippen. Der Graf betrachtete lange die schöne Schläferin. Er fühlte in diesem Momente mehr als Theilnahme für sie, denn das Ungeheure ihres Entschlusses, sich seinetwegen den Wassertod zu geben, hatte seine männliche Empfindung bestochen. Mit einem Mädchen, die Solches wagen konnte, ließ sich allenfalls schon Etwas beginnen; die würde jede Feuerprobe aushalten. Er beschloß daher, sie

bei sich zu behalten, jedoch sich gegen sie nie anders, als wie ein Vater zu zeigen.

Ein tiefer Seufzer entquoll jetzt der Brust der Schlummernden; sie war erwacht, ihre Augen öffneten sich; auf ihren Wangen blühte das Roth der frischesten Lebenswärme, das sich in ein jungfräuliches Incarnat verwandelte, als sie den geliebten Grafen in ihrer Nähe, das Auge auf sie gerichtet, erblickte. Als er ihr Erwachen bemerkte, trat er auf sie zu, faßte ihre weiche Hand und sagte mit dem zärtlichsten Tone seiner Stimme: „Wie befindest Du Dich, Eulalia?" — „Ganz wohl," erwiederte sie, indem sie ihm schamhaft ihre Hand entzog. — „Aber Kind, Du hast mich grausam erschreckt, so mir und dir nichts in das kalte Wasser zu springen, das hättest Du wohl bleiben lassen können," sagte Normann in etwas vorwurfsvollem Tone. — „Auch meine Rettung hätte unterbleiben können," erwiederte sie mit etwas trüber und ernster werdender Miene, „da das Leben keinen Werth mehr für mich hat. Wer hat mir den unglücklichen Liebesdienst erwiesen? Vielleicht Sie, Herr General? Sie sind grausam gegen mich. Zuerst verstoßen Sie mich, und dann dringen Sie mir ein verhaßtes Leben auf." — „Liebe Eulalia," antwortete Normann besänftigend, „die Rettung Deines Lebens war ich Dir unter allen Umständen schuldig. Ich will Dich Deiner heroischen That wegen weiter nicht tadeln, und als Ersatz für die ausgestandene Qual gebe ich Dir jetzt die Erlaubniß, bei mir zu bleiben."

Ein Strahl des Entzückens flog über Eulaliens Antlitz. „Ich will Dich wie meine Tochter behandeln," fuhr der Graf fort, „geht es Dir aber bei mir einmal nicht gerade zum Besten, so mußt Du eben auch zufrieden sein, Du hast's nicht anders gewollt." — „O, in Ihrer Nähe, Herr General, bin ich mit Allem zufrieden," sagte Eulalia, sich erhebend. „Doch

ich fühle mich jetzt wieder ganz gesund und stark; verlassen Sie mich, Herr General, damit ich aufstehen kann." Normann ging. Eulalia erschien bald ganz verwandelt. In ihrem Gesichte waren Zufriedenheit und Muthwillen, Glück und Liebe zu lesen. Sie trat alsbald ihren Dienst bei dem Grafen an, und suchte mit der liebenswürdigsten Anmuth jedem seiner Wünsche zuvorzukommen. Sie schien ganz glücklich in der Erfüllung ihrer Pflichten zu sein.

Der Graf miethete nunmehr eine reizende Villa bei Villeneuve, wo er die schöne Jahreszeit vollends zuzubringen gedachte. Eulalia zeigte sich bei der wohnlichen Einrichtung wieder als die vollendetste Hausfrau, und der General erkannte bald dankbar, daß er einen wahren Schatz an ihr gewonnen habe. Es verrauschten jetzt glückliche Stunden des idyllischen Lebens. Schon war es Ende August.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte indessen jetzt leicht entdecken können, daß Eulaliens Miene allmälig den Stempel vollkommener Zufriedenheit verlor. Sie war häufig zerstreut, was bei wahrhaft Glücklichen und Zufriedenen selten vorkommt. Sie hatte ein Seelenleiden. Ihr Wunsch, um den Grafen zu sein, war zwar erfüllt, allein die Liebe, die er ihr gab, genügte ihr nicht. Sie liebte ihn mit der ganzen Glut eines jungfräulichen Herzens; sie fand in ihm das Ideal ihrer Seele. Die schöne Rolle einer Tochter genügte ihr nicht und füllte das Verlangen ihrer Brust nicht aus. Nicht Vater sollte er ihr sein, sondern Geliebter. Seine männliche Ruhe, sein väterliches Benehmen preßten ihr oft im Stillen heiße Thränen aus. Die Leidenschaft, ein Erbtheil des griechischen Blutes ihrer Mutter, machte immer gewaltigere Fortschritte in ihrer Brust. Ihr kurzes Glück, so tief und schön empfunden, lös'te sich allmälig in kalte Nebel auf. Das Einzige, was noch ihre Mun-

terkeit und die Kraft, sich zu beherrschen, erhielt, war die Hoffnung auf eine günstigere Wendung der Dinge.

So standen die Sachen, als Normann an einem warmen Augustabende vor seiner Villa auf einem Rasensitze ruhte, behaglich sein Pfeifchen schmauchte und der Ankunft des Boten, der die Zeitungen bringen sollte, entgegensah. Er hatte sich bis jetzt wenig mit Politik beschäftigt, weil ihn die Unterdrückung alles freiern Volkslebens anekelte. Allein jetzt fesselte ein Ereigniß seine volle Aufmerksamkeit. Die Kunde von dem heldenmüthigen Aufstande der Hellenen gegen die muselmännische Despotie war durch ganz Europa erschollen. Ypsilanti's Heldentod gab das Signal zu dem heiligen Kriege, aus dem die griechische Freiheit hervorging. Das schwer und lange gedrückte Geschlecht zerbrach die drückenden Fesseln und düngte mit seinem Blute den alten classischen Boden, wo einst das herrlichste Volk der Erde gelebt hatte. Die Begeisterung für den hellenischen Kampf war eine unbeschreibliche. Ohne Unterschied des politischen Glaubensbekenntnisses blickte das ganze westliche Europa nach dem Osten, und flehte um gekrönten Erfolg für die heilige Sache der Hellenen, weil man in Hellas' Gefilden die Wiege der Gesittung der abendländischen Völker, die Wiege des Christenthums, erblickte. Es war eine Coalition der Geister gegen den Halbmond. Daher kam es, daß sich überall Griechenvereine bildeten, welche für die Hellenen Geld sammelten; daher kam es, daß aus Deutschlands Gauen und den Hochalpen der Eidgenossen mancher heldenmüthige, freiheitglühende Jüngling nach den hellenischen Gefilden eilte, um für Freiheit und Selbstständigkeit des neuerstandenen Griechenlands sein jugendliches Leben zu wagen.

Graf Normann, vom Golde der sinkenden Abendsonne überfluthet, eine athletische Heldenfigur, starrte in träumerischen

Gedanken über den See hin. So war also in Erfüllung gegangen, was er sich in den einsamen Stunden der Verbannung so oft gewünscht hatte: ein Volk war aufgestanden, um seine Fesseln zu zerbrechen. Dort auf hellenischem Boden gab es jetzt für ihn eine Arbeit; das treue Schwert konnte er gegen die Osmanli's ziehen, die mit kannibalischer Grausamkeit in den Reihen der Griechen wütheten. Er erwartete mit Ungeduld den Boten. Endlich kam dieser und brachte die neuesten Zeitungen. Der Graf durchflog sie mit fieberhafter Begier.

„Der 19. Juni 1821“ — so hieß es in einer Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse der griechischen Erhebung in verschiedenen Blättern des Merkur — „war der verhängnißvolle Tag, wo im Treffen bei Dragaschan Ypsilanti's heilige Schaar und in ihr die Blüthe griechischer Jugend hinsank, nachdem der edle Neffe des Patriarchen Gregorios seine Waffenbrüder aufgefordert hatte, durch freiwilligen Heldentod der Mit- und Nachwelt zu zeigen, daß die Sache der Freiheit, deren Morgenroth blutig über der Donau aufgegangen, eine geheiligte sei. Dieser Entschluß, vorzuleuchten den künftigen Geschlechtern, hielt den kühnen Jordaki aufrecht bis zu seinem Heldentode im Kloster Secu. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die beunruhigende Kunde dieser Wagnisse bis unter die Mauern Konstantinopels. Schon begann der Aufstand weiter abwärts, im ursprünglichen Heimathland der Hellenen. Kalavrita im Peloponnes, im Gebiete der alten Achaier, erhob sich zuerst. Die Einkerkerung der Vornehmen und Bischöfe in Tripolizza diente noch mehr, die Gluten anzufachen. Von den Berghöhen des Taygetos stiegen Sparta's kriegerische Söhne, die Mainoten, zum offenen Kriege hernieder. Erzbischof Germanos erhebt das Banner der Unabhängigkeit. Gregoras, der Mönch, erobert Korinth. Schon im Anfange Aprils rüsten die

Seehelden von Hydra, Spezzia, Ipsara und anderen Inseln unter hydriotischen Häuptern. Weiber selbst ermuntern und führen zum Kampfe. Tinos und Samos erwachen zu grausamem Türkenmorde, wodurch immer mehr die Rachgierde der Muselmänner genährt wird. In der Hauptstadt wird durch Hinrichtung des ehrwürdigen Patriarchen Gregorios die hehre Feier des Osterfestes geschändet. Gegen Abend, drüben in Epirus, stehen die tapfern Sulioten wider die Pforte, gestützt von dem mächtigen Ali Pascha von Janina. Odysseus in Thessalien, andere Capitani auf Negroponte waffnen das Landvolk, und im Juni schon lodert die Flamme des Krieges vom tänarischen Vorgebirge bis hinauf zur macedonischen Halbinsel Kassandra. Griechen und Türken kämpfen in Attika um den Besitz der Burg Minerva's. Die Ipsarioten wagen sich sogar in das Mutterland ihrer Feinde und erobern das alte Cydonia in Kleinasien. Auf Candia streiten die Gebirgsbewohner mit den gefürchteten Sphakioten gegen den gefürchteten Halbmond. Weit umher in des Sultans Landen bricht Gegenrache gegen die zerstreuten Griechen aus. Demetrius Ypsilanti, des in Munkasch gefangenen Alexanders Bruder, erscheint auf Morea, läßt des Bruders Ruf zum Kampf auch hier ertönen und wird zum Archistrategos der befreiten Landschaften ernannt. Da fallen die Festen der Halbinsel, Monembasia, Navarino und Tripolizza. Kolokotroni und Kephalos hatten letztere unter Demetrius erstürmt. Ueber zehntausend Anhänger des Korans fielen zur schrecklichen Sühne harten Druckes und vierhundertjährigen Rechtsmordes."

Normann's Brust pochte beim Lesen dieser Zeilen gewaltig, und seine Hand ballte sich krampfhaft. Ein wildes Kampffeuer schoß aus seinem Auge. Und als er dann die patriotischen Aufrufe las, die zur Hilfe der Griechen durch ganz Europa

den Generalmarsch schlugen, da stand er auf und hob die Hände in die Höhe, mit lauter Stimme sprechend: „Kräftige Söhne Athens und Sparta's, auch ich will euch ein Helfer in dem großen Freiheitskampfe werden, das schwöre ich euch!"

Wer den kühnen Mann gesehen hätte in jenem Moment, wie er dastand gleich einem Heros der neuern Zeit, tief unter seinen Füßen die weite Fläche des herrlichen Sees, die ganze Gestalt in Abendroth getaucht, er selbst zwei glühende Feuersterne in den Augen tragend, der würde in ihm gewiß ein begeistertes Muster der Entschlossenheit erblickt haben.

In diesem Augenblicke trat Eulalia aus der Villa. Sie brachte dem General das Abendbrod, das er gerne vor dem Landhause zu verzehren pflegte. Mit unnachahmlicher Grazie servirte sie dem geliebten Manne, aber er achtete ihrer nicht; er weilte in den Regionen der Begeisterung, wo die irdischen Bedürfnisse nur spät Beachtung finden. Sie blickte den Grafen erstaunt an und bemerkte jetzt erst die männliche Verklärung auf seinem Gesichte. „Was bewegt Sie, Herr General?" fragte sie schüchtern. „Wollen Sie nicht Ihr Abendmahl einnehmen? Ich habe Ihr Lieblingsgericht zubereitet, und diese Flasche Veltliner wird Ihnen wohl munden." Normann hörte nur zerstreut auf ihre Worte, dann aber schien er sich zu sammeln; er setzte sich wieder nieder an den gedeckten Tisch und lud Eulalien ein, Gleiches zu thun. Sie gehorchte.

Nach genossenem Abendbrode wandte er sich mit folgenden Worten an das Mädchen: „Eulalia, glaube nicht, daß ich Deine treuen Dienste nicht auf das Tiefste anerkenne. Deine zarte Aufmerksamkeit verdient meinen vollsten Dank. Drum sage ich Dir in aller Wahrheit: Gerne hätte ich Dich noch ferner um mich gesehen, hätte gerne Deiner liebenden Pflege mich bedient, aber dennoch müssen wir scheiden, mich ruft ein

anderes Schicksal weit fort aus diesen Gegenden.« Eulalia erblaßte zu einer Marmorstatue. Die Worte des Grafen kamen ihr wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Sie konnte sich gar nicht denken, woher auf einmal diese Veränderung komme. Lange forschte sie in den Zügen des Generals, ob sie recht gehört habe: der strenge Ernst, der in denselben herrschte, schien die Wahrheit zu bestätigen.

Sie schwieg eine Weile, nachsinnend und zitternd. Ein Paar Silbertropfen entquollen ihren feingewimperten Augen. Endlich sammelte sie sich und sprach: »Herr General, ich muß einen Fehler begangen haben, wodurch ich mir Ihr Mißfallen zuzog, sonst könnten Sie mir die Trennung von Ihnen nicht zumuthen." — »Beileibe nicht, liebes Kind,« bemerkte der General in einem beruhigenden Tone, »ich habe mich an Deine Gegenwart gewöhnt; ich werde Dich immer vermissen, wenn ich Dich nicht sehe. Aber, wohin zu gehen ich mich entschlossen habe, dahin kannst Du mir nicht folgen." — »Warum nicht? ich gehe mit Ihnen bis an's äußerste Ende der Welt," sagte Eulalia bestimmt und entschlossen. — »Wenn's eine Lustpartie wäre, dann wohl,« meinte der General halblächelnd; »aber sieh, Eulalia, ich gehe in einen blutigen Krieg. Der Schauplatz taugt nicht für Weiber.« — Eulaliens Augen begannen zu funkeln. „In den Krieg?« fragte sie heftig, »brauchen Sie da nicht noch mehr Pflege, ist da eine hilfreiche Hand nicht noch nöthiger, als im Frieden?« — »Allerdings,« antwortete der General, »aber der Krieg, in den ich gehe, wird nicht auf gewöhnliche Weise geführt; Ehre und Leben eines Frauenzimmers wären immer in Gefahr. Ich müßte Dir ja gar nicht zugethan sein, wollte ich Dich mitnehmen.«

Eulalia besann sich eine Weile, dann fragte sie in anmuthsvollem Tone: „Darf ich wissen, Herr General, wohin Sie

in den Krieg ziehen wollen?« — »Ich finde eben keine besondere Ursache, es Dir zu verheimlichen. Ich habe mich entschlossen, nach Hellas zu gehen, dessen Bewohner das Joch der Türken abgeworfen haben.«

Wie elektrisirt fuhr Eulalia bei diesen Worten vom Tische empor und ergriff mit fieberhafter Erregung die Hand des Grafen. »Und dahin wollten Sie mich nicht mitnehmen?" fuhr sie mit gewaltsamer Stimme heraus, »mich, die Tochter einer ächten Griechin? Glauben Sie, daß in mir weniger das Blut der Besieger der Perser fließt? Glauben Sie, ich hätte nicht Begeisterung und Glut genug für die Thaten meines zweiten Heimathvolkes? Herr General, fordern Sie Alles von mir, nur unter diesen Umständen keine Trennung. Ich will mich als einen ächten Sprossen der hellenischen Erde bewähren. Und wenn Sie mich fortscheuchen aus Ihrer Nähe, so schwöre ich es Ihnen, daß ich wie ein Hündchen Ihren Spuren nachfolgen und mit Ihnen zugleich den hellenischen Boden betreten werde."

Der Graf schaute das Mädchen bei diesen entschiedenen Worten überrascht an. Sie war in ihrer Aufregung wunderschön. Er kannte die Festigkeit ihres Charakters und befürchtete eine zweite Unglücksscene, wenn er sich ihrem Willen entgegensetzen würde. Deßwegen sagte er einlenkend: „Aber gute Eulalia, Du kannst mir doch nicht in Schlacht und Kampf mitfolgen. Für Deine Hand ziemt sich das Schwert und Feuergewehr nicht.« — »Ich werde mich auf den rechten Platz stellen und in der Stunde der Gefahr nicht fehlen,« sagte sie beinahe etwas stolz. »Hellas und Normann wird meine Parole sein." — »Es sei, Du gehst mit," sagte der General überwunden, drückte ihr warm die Hände und küßte sie auf die

brennende Stirne, auf welche die untergehende Sonne ihren letzten Abschiedsstrahl sandte.

---

Der kalte, aber unbewölkte Morgen des 24. Januar 1822 brach an. In dem Hafen von Marseille ging es lebendig zu. Mehrere Schiffe rüsteten sich zur Abfahrt. Am untern Quai gingen zwei Männer, in Mäntel gehüllt, auf und ab. Der schwäbisch-deutsche Dialekt bei ihrer Unterhaltung ließ bald errathen, welchem Lande sie angehörten.

„Lieber Landsmann," sagte der höher gewachsene, mit einem blonden Schnurrbart versehene junge Mann, „ich bin froh, daß es einmal vorwärts geht und wir uns heute einschiffen. Die beiden Seeger, der Fritz und der Heiner, wären, Gott straf mich, wieder in unser schwäbisches Vaterland zurückgekehrt, wenn es heute nicht losgegangen wäre. Nun, unser Normann hätte ihnen schon einen Riegel vorgeschoben, nicht wahr, Herr Lieutenant?" — „Bleib mir mit dem Lieutenant vom Halse, Wolf," eiferte der andere. „Du weißt, ich heiße Delmaier und bin, wie Du, Philhellene. Die Epauletten haben mich in Stuttgart zu stark gedrückt, deßwegen habe ich sie weggelegt, um mit meinen Landsleuten, Dir, Dieterlen, Hahn, Eben und den beiden Seegern die Reise in's Land der neuen Freiheit anzutreten und den Türken die Köpfe blutig zu schlagen. Da hat man mehr Luft, als daheim." — „Wie viel sind es denn jetzt deutsche Freiwillige, die mitfahren?" fragte Wolf. — „In den Listen sind sechs und vierzig verzeichnet, darunter unsere acht Württemberger, den wackern General Normann mitgerechnet, der eigentlich die Seele dieser Expedition bildet." — „Mit dem gehe ich durch Feuer und Hölle; das ist ein ächter Kriegsmann, unerschrocken, bieder und freiheitsliebend. Nur Etwas will mir an ihm nicht gefallen." — „Was denn?"

fragte Delmaier neugierig. — „Ich will Dir's nur anvertrauen," antwortete Wolf geheimnißvoll. „Wir wissen Alle recht gut, daß das Milchgesicht, das immer an seiner Seite ist und bereits die Hellenentracht trägt, ein Frauenzimmer ist. Man möchte doch meinen, bei einem Kriegszug, wie wir einen unternehmen, sollte man sich solch' überflüssige Equipage fern vom Leibe halten." — „Sei Du darüber ganz ruhig," sagte Delmaier in ernstem Tone, „ich weiß es aus des Generals eigenem Munde, was es damit für eine Bewandtniß hat. Das Mädchen hat eine Griechin aus Missolunghi zur Mutter, und will um jeden Preis in ihr mütterliches Heimathland. Sie hat dem Grafen längere Zeit treu gedient, und er hat ihrem Wunsche, sie nach Griechenland zu bringen, entsprochen. Daß sie sich in Männerkleider geworfen hat, finde ich ganz vernünftig."

In diesem Augenblicke ertönte ein Kanonenschuß. „Ha! unser Schiff gibt das erste Signal zur Abfahrt. Hurrah, Griechenland hoch!"

Auf dem Schiffe Madonna del Rosario ging es sehr lebhaft her. Die Matrosen eilten hin und her, die Flagge wurde aufgehißt, Segel und Tauwerk in bereiten Zustand gebracht. Die Philhellenen stiegen in langen Reihen an den Bord des Schiffes, das sie auf den blutgetränkten classischen Boden bringen sollte. Endlich erschien auch General Normann. Unter seinem verbrämten Mantel glänzte das gute Schwert hervor, das er der Sache der Freiheit zu widmen im Begriffe stand. An seiner Seite befand sich ein junger Grieche von beinahe kindlichen Zügen, aber mit einem Paar Augen, aus denen Muth und Entschlossenheit sprachen.

Endlich waren sämmtliche Passagiere an Bord. Die letzten Abschiedsgrüße zwischen den Scheidenden und Zurückblei-

benden am Quai waren gewechselt. Der dritte Kanonenschuß ertönte und die Anker lichteten sich. Der Wind blähte die Segel voll, und fort ging's, unter dem Jubel der verschiedenen Freiwilligen, der hellenischen Erde zu.

Der Graf hatte die erste Kajüte bezogen, aber er befand sich mit seinem jungen Begleiter, der nicht blos auf einem Wassermeere zu fahren, sondern auch in einem Meere des Entzückens zu schwimmen schien, meistens auf dem Verdeck, um das Schauspiel, welches theils die im Sonnenlicht flammenden Fluthen, oder das Spiel lustiger Delphine, theils die fliehenden, mit Ortschaften bedeckten Küsten boten, zu genießen. Die Luft war rauh, aber als die südliche Spitze Italiens umschifft war, begann ein warmer Lufthauch von Süden herzuwehen, welcher vollends die Segel blähte und das Schiff blitzschnell in die griechischen Gewässer brachte.

Der 7. Februar glühte hell über die alten Festungswälle, die Thurmzinnen und Hafenwerke Navarins herein, als die Madonna sich der Bucht näherte. Salutschüsse ertönten von dem Schiffe her und wurden von den Wällen erwidert.

Bald war das Häuflein der Philhellenen ausgeschifft und von den gaffenden Griechen theils mit müßiger Neugierde, theils mit jubelnden Zurufen empfangen. Die griechische Regierung, welche schon am 3. Januar aus der ersten Nationalversammlung unter Maurocordato hervorgegangen war, hatte gleichfalls eine Deputation zum Empfange der Philhellenen geschickt. Dem General Normann wurde ein Kommandantenhaus zum Wohnsitz angewiesen. Er schritt mit seinem Begleiter, der, wie wohl bekannt, niemand anders, als Eulalia Brandis war, über die engen, halb zerstörten Straßen.

Eben hatte er ein Rondel erreicht, das von einer Olivenbaumgruppe gebildet war, als ihm aus dem Schatten desselben

ein altes Weib entgegentrat. Normann schaute der Alten in's Gesicht und machte, als hätte er auf eine Schlange getreten, einen Schritt rückwärts. Sein scharfes Auge hatte die Hexe vom Schlachtfelde bei Lützen wieder erkannt.

„Hast mich wohl da nicht erwartet," grinste sie. „Ich stehe jetzt wieder auf heimischem Boden. Denkst Du noch an meine Prophezeiung? Jetzt wird der dritte Theil in Erfüllung gehen. Ich will Dich blos warnen, meide Missolunghi!" — „Wie zum Teufel, Wetterhexe, kommst Du denn hieher?" rief Normann wirklich höchst unwillig aus. — „Meide Missolunghi!" erwiederte die Alte monoton. — „Warum soll ich denn Missolunghi meiden?" fragte der General, obwohl das geheimnißvolle Wesen des greisen, runzlichen Weibes ihn in seiner behaglichen Begeisterung störte. — „Ich warne Dich zum dritten Male," murmelte die Zigeunerin mit erhobenem Zeigefinger. „Mehr sage ich nicht. Wir sehen uns noch einmal wieder!" Mit diesen Worten war sie hinter den Baumreihen verschwunden.

„Ach, glauben Sie dem braunen Weibe nicht, Herr General," bat Eulalia, in ihrer Fustanelle und dem rothen Feß allerliebst aussehend, mit schmeichelnder Stimme. „Warum sollte Missolunghi Ihnen gefährlicher, als ein anderer Ort, werden? Nein, nein, mir sagt's eine freudige Ahnung, Sie werden in Missolunghi, meiner mütterlichen Heimath, nicht fallen." — „Lassen wir das, Eulalia," erwiederte der General mit einem unterdrückten Seufzer. Auf den starken, dem Aberglauben nicht im Geringsten ergebenen Mann hatte dieses wiederholte zufällige Zusammentreffen doch einen Eindruck gemacht, dessen er sich nicht erwehren konnte. Doch ging er festen Schrittes mit seinem Begleiter auf die Kommandantur. Als er das alte, halbverfallene Gebäude betrat, war letzterer verschwunden,

und umsonst zerbrach sich Normann den Kopf über die räthselhafte Entfernung Eulalia's, die in ganz Navarin nicht mehr aufgefunden werden konnte.

Mehr als ein Vierteljahr war seit dieser Ausschiffung verflossen, das Bataillon der Philhellenen hatte sich organisirt, trotz allen perfiden Umtrieben der Griechen, und lustig flatterte die hellblaue Fahne, in deren Mitte das weiße Kreuz hoch aufflammte, durch die Reihen der muthfunkelnden, freiwilligen Krieger für die völlige Befreiung des schönen Griechenlands. Graf von Normann hatte bei dem Bataillon der Philhellenen den Grad eines Oberstlieutenants eingenommen, und war seines ächt militärischen Charakters wegen von seinen Untergebenen beinahe angebetet, von allen besseren Griechen geliebt. Die Organisation des Bataillons war fast ganz sein Werk. Alles, was in seinen Kräften stand, that er für das Interesse der Philhellenen, aber vielfach scheiterten seine edlen Bemühungen an dem Mißtrauen Maurocordato's, der den deutschen Feldherrn sich nicht gerne über den Kopf wachsen ließ. Maurocordato war nicht blos Präsident der griechischen Regierung, sondern auch Oberbefehlshaber der Armee, und insbesondere Oberst des Philhellenenbataillons. Normann hatte ihm schon Anfangs viele Vorstellungen in Betreff des Feldzugs und im Interesse der griechischen Sache gemacht. Allein Maurocordato hatte nicht Lust, sich zurechtweisen zu lassen, und vertraute mehr den schmeichelnden Franzosen. Daher kam es, daß, als einst die deutsche Kompagnie des Bataillons sich über offenbar ungerechte Zurücksetzung der Deutschen durch Maurocordato bei Normann beklagte, und ihn bat, solcher Zurücksetzung sich entgegenzustellen, dieser, lächelnd über die Geringfügigkeit seines eigenen Einflusses, die Achseln zuckte und mit halb mitleidiger Stimme sagte: „Kinder, ich bin selbst ein Deutscher, und in demselben Falle,

wie ihr; meine Vorstellungen fruchten Nichts. Laßt uns an den Tagen der Schlacht beweisen, daß wir mehr werth sind, als elende Schmarozer.“

Es war eine mondhelle Nacht. Kein Lüftchen wehte, als das Bataillon der Philhellenen von Patras nach Missolunghi fuhr, um von hier aus mit dem Corps von Tarella nach Epirus vorzurücken. Die Stille der Nacht wurde nur durch das Plätschern der Ruder unterbrochen; das Firmament dehnte sich wie ein goldgestickter, tiefblauer Baldachin aus, und durch die ganze Natur wogte ein eigenthümlicher Zauber.

Die Philhellenen mit ihren Offizieren, dem Oberstlieutenant Graf von Normann nebst seinem Adjutanten Feldham, dem Kommandanten Dannia, dem Kapitän Micewsky der ersten Kompagnie und noch vielen anderen, standen größtentheils auf dem Verdeck, um die kühle Seeluft zu genießen und das magische Schauspiel der mehr oder minder entfernten Ufer von Patras und Missolunghi zu beschauen. Normann blickte in die Tiefe des Meeres, als wollte er dort einen Anker für die Zukunft finden. Er war auf der Fahrt nach Missolunghi begriffen, und die Wahrsagerin hatte ihn vor dem Betreten dieser Stadt gewarnt. Dem starken Manne war der Gedanke unerträglich, möglicher Weise thatenlos vom Schauplatz des griechischen Befreiungskampfes abtreten zu müssen. Unterdeß erregte die eifrige Unterhaltung des polnischen Kapitäns Micewsky mit den übrigen Philhellenen seine Aufmerksamkeit.

„Polen ist das Land der Freiheit,“ sagte Micewsky mit immer mehr in Begeisterung steigender Stimme, „das allein Künste und Wissenschaften gedeihen läßt. Zwar ist es jetzt gesunken, aber es wird sich erheben, wie noch kein anderes Land. Ein feuriger Geist und Sinn für unsere Nation und Unabhängigkeit lebt fort und wird nie untergehen. Ich für meine

Person habe weder das Joch der Russen, noch das der Sachsen, am wenigsten zuletzt das der Franzosen ertragen können. Darum bin ich zuerst als Uhlane nach Frankreich gegangen und habe die Revolution mitgemacht. Dort bin ich bald Offizier und dann Adjutant geworden. Oft bin ich um die Person Napoleons gewesen und habe ihn von ganzer Seele verehrt. Als ich aber inne geworden, daß er sein Wort, welches er den Polen gegeben, nicht habe halten wollen, bin ich abgetreten und habe ihm den Rücken gekehrt. Später bin ich wieder zu der Revolution nach Piemont gezogen, aber es ist mir dort schlecht gegangen, und so habe ich Südamerika aufgesucht, um unter Bolivar zu fechten. Allein auch da ist es Nichts gewesen, und ich ging zuletzt über Neapel hieher. In allen Kriegen aber, die ich mitgemacht, und in allen Ländern, wo ich gewesen, habe ich weiter Nichts gewonnen, als die Ueberzeugung, daß es auf der ganzen Erde schlecht zugeht. Bei alledem finde ich Trost in dem Bewußtsein, von Jugend auf bis in mein jetziges Alter immer da gestritten zu haben, wo ich geglaubt, daß es die höchsten Rechte der Menschheit gelte. Das Einzige und Letzte, was ich wünsche, und weßwegen ich hieher gekommen bin, ist, auf dem classischen Boden der Griechen, wo so mancher Held gefallen ist, meiner Idee getreu, mir ein ehrliches Soldatengrab zu erkämpfen, oder diese geheiligte Erde als ihr greiser Bürger zu neuer schöner Freiheit aufblühen zu sehen.“ So schloß der alte Kriegsmann, und ihm schossen die Thränen in die Augen. Alle waren von Dem, was er gesagt, ergriffen, weil die Ueberzeugung in Allen lebte, daß er in der That ein Mann von Redlichkeit und ächt besonnener Tapferkeit sei.

Die Griechen hatten der Rede Micewsky's staunend zugehört. Als er nun aber geschlossen hatte und zu ihnen auf-

blickte, da legten sie ihre Arme gekreuzt über ihre Brust und verneigten sich ehrfurchtsvoll gegen ihn.

Normann aber war herzugetreten und reichte dem polnischen Kriegskameraden die warme deutsche Hand. „Ja," sagte er, „entweder ein ehrliches Soldatengrab, oder goldene Tage der Freiheit. Auch ich habe dieß letzte Kleinod bis jetzt schmerzlich vermißt. Ueberall Sklaven und Ketten, Pfaffen und Höflinge, Kriecherei und Unterwürfigkeit. Alle gepriesene Freiheit ist nur ein Haselnußstock, den man mit Flittergold in den Augen des Volks zu einiger Reputation gebracht hat. Tod und Verderben den Unterdrückern der Völkerfreiheit!"

„Bravo!" sagte Kommandant Dannia, „das ist ein Manneswort." Und dann umarmte er den Kapitän Micewsky, seinen alten Kriegsgefährten, und sagte: „Wir beide sind unter den Fahnen alt geworden. Hier in Hellas soll unser, in Frankreich und Deutschland zerstörtes, Kriegsglück wieder aufblühen; wie zu Anfang unserer kriegerischen Laufbahn, soll jugendlicher Muth noch einmal unser Alter beleben, und dann sollen uns die Türken, wenn unsere Körper mit Wunden bedeckt, Ohren und Nasen abschneiden und die Köpfe dazu, und sie nach Konstantinopel schicken, aber dem Sultan dabei bemerken: Hier sind zwei Köpfe ergrauter Krieger, die hundert Gläubige tödteten, aber bis zum Tode ihrer Ehre und Freiheit treu blieben."

Ein heiliges, ehrfurchtsvolles Schweigen herrschte jetzt am Bord des Schiffes. Auch die Windstille war so vollkommen, daß keine Flaumfeder sich bewegt hätte. Endlich tauchte im Osten aus dem goldenen Morgenroth die Sonne des 28. Mai siegreich hervor und das Schiff der Philhellenen kam auf der Rhede von Missolunghi an. Ein Kanonenschuß verkündigte der Stadt, daß das Schiff Anker geworfen habe. In diesem

Augenblick verdunkelte sich der Himmel, und unter Blitz und Donner strömte der warme Regen nieder.

Graf von Normann stieg mit einer eigenen Empfindung in das Boot, welches ihn von der weit entfernten Rhede — das Fahrwasser von Missolunghi ist auf zwei Stunden in das Meer hinein seicht — in die Stadt bringen sollte; das Boot war geräumig, und die Ruderer desselben bestanden in einem griechischen Jüngling und einem griechischen Mädchen. Mehrere Philhellenen wollten außer Normann noch das Boot besteigen; allein die beiden Griechen stießen schnell vom Schiffe ab, als der Graf in dem kleinen Fahrzeuge sich befand. Er schaute verwundert die Ruderer an, die ihre griechischen Mützen tief in das Gesicht gedrückt hatten. „Missolunghi," dachte er, doch bald schlug er sich diesen Gedanken wieder aus dem Kopf. Er war jetzt einmal im Boote und mußte froh sein, wenn er schnell an's Ufer gesetzt wurde.

An der Küste lagen viele einzelne schöne Landhäuser zerstreut umher, halb im orientalischen, halb im abendländischen Styl gebaut. Nach dem Meere hinaus waren sie mit großen blüthenreichen Lauben umgeben, die im herrlichsten Maienschmuck prangten. Gegen eines der größeren dieser Landhäuser fuhr die Barke, worin sich Normann befand, hin und landete an einem zierlich gearbeiteten Auftritt zu dem festen Boden.

Normann stieg aus. „Ich hätte gewünscht, näher an der Stadt zu landen," sagte er in freundlichem Tone. — „O," sagte der jugendliche Grieche, „da hat's keine Noth. Bis zum Schloß ist's keine Viertelstunde, und zur Noth steht in dieser Veranda ein Pferd zum Reiten bereit." — „Nun auch recht," meinte der General. Er stieg die Treppe hinauf und kam durch ein Jasminspalier in einen schönen Garten mit den verschiedensten Blumen. Mehrere schattige Lauben schützten vor den Strahlen

der Sonne. „Jetzt bringt mir ein Pferd, daß ich schnell in die Stadt komme,“ befahl der Graf.

Der zweite Ruderer, das griechische Mädchen, das bisher noch kein Wort gesprochen, trat jetzt vor ihn hin, riß das Feß von ihrem Haupte und sagte in rein deutscher Aussprache zu dem überraschten Grafen: „Mit dem Pferde hat's noch Zeit. Erst muß Eulalia ihren Retter willkommen heißen und er ihr Gast auf dieser Veranda sein.“ Bei diesen Worten sah sie dem Grafen mit einem zauberischen Lächeln, zugleich aber auch dem Ausdruck der innigsten Bitte, in's Gesicht. „Aber wie kommst Du denn hieher, Eulalia, und warum hast Du mich denn so schnell in Navarin verlassen?“ fragte der Graf halb erfreut, halb neugierig. — „Das werden Sie zu einer andern Zeit erfahren. Treten Sie jetzt in dies Haus; dort steht eine Collation für Sie bereit, und der Samierwein wird Ihnen gewiß munden.“ — „Nun, Dir muß ich mich eben fügen, ich bin es schon gewohnt,“ sagte er lächelnd, „komm!“

Sie traten allein in das Haus. Unter fröhlichem Geplauder wurde der Imbiß eingenommen. Endlich sagte Eulalia: „Sie sind in Missolunghi, Herr General.“ — „Ich weiß es. Warum fragst Du?“ — „Wegen der Prophezeiung. Haben Sie vielleicht etwas Unruhe?“ — „Nicht die geringste.“ — „Dann sei Gott gelobt. Jetzt brechen Sie auf; Antonio steht dort am Gartenthore mit dem Pferd. Das Thier behalten Sie, es soll Ihr Träger in den Schlachten sein. Leben Sie wohl; auch wir sehen uns wieder.“ Damit war sie durch eine Seitenthüre entschwunden.

---

Die Philhellenen waren, als Bataillon organisirt, aber schwach an Zahl, von Missolunghi abmarschirt. Eine feurige Proclamation Maurocordato's und Normanns hatte ihre glü-

hende Begeisterung auf das Höchste gesteigert. Bald führte sie der Marsch durch das paradiesische Thal des Aspropotamo, an der Gränze von Aetolien und Akarnanien. Die Landschaft war wunderschön. Ueberall erblickte man üppige Wiesengründe mit saftigen Gräsern und duftenden Blumen. Hier winkte ein Olivenhain einladend mit seinen glänzenden Blättern, dort erhoben sich kleine Wälder von Feigenbäumen, bedeckt mit Früchten und Blüthen; mitten durch aber wand sich wie eine weißliche Schlange der Aspropotamo, der stille Achelous der alten Griechen. Bald verbarg er sich hinter laubigem Buschwerk, das seine Ufer beschattete, bald theilte er sich hervortretend in mehrere Arme, die noch schöneren Gegenden zueilten. Gegen Osten erhoben sich blaue Hügel, an deren Fuß lachende Dörfer, im altorientalischen Geschmacke erbaut, einladend entgegenwinkten. Aus ihrer Mitte ragten hie und da Tempel oder deren Ruinen in zerstückten Säulen empor, welche von beschattenden Palmbäumen umgeben waren.

Bei dem herrlichen Anblicke herrschte eine bewundernde Stille in dem Bataillon. Allein bald verschwand diese unter dem glühenden Brande der Sonne. Die Hitze war beinahe unerträglich. Die wackern Freiheitskämpfer sanken verschmachtend zu Boden. Gierig stürzten sie auf den Fluß zu, um ihren brennenden Durst zu löschen. Allein das Wasser war trüb und warm. Nur wenige konnten es genießen, und auch diese waren nach dem Genusse bald zu heftigem Erbrechen gereizt.

Dem Grafen von Normann, der selbst in Schweiß gebadet und von der Hitze ermattet war, gelang es nicht, von dem halbgesottenen Wasser des Flusses zu trinken, und doch klebte seine Zunge vor Durst am Gaumen. Die wenigen mitgenommenen Weinvorräthe waren bereits aufgebraucht. Ermunternd jedoch durchschritt er die Reihen der erschöpften Krieger,

endlich unterlag er aber selbst der Hitze und der Folter des Durstes. Betäubt sank er auf eine versengte Rasenbank hin. Neben ihm schmachteten sein Diener und sein vor Durst wieherndes Roß.

In diesem Momente trabte, von einem jungen Mann in albanesischer Tracht getrieben, ein Maulesel, wohlbepackt, auf einem schmalen Pfade, der hinter einer Tempelruine von einem nahen Hügel herabführte, gegen den Platz, wo der Graf lag, heran und hielt, bei ihm angekommen, auf Geheiß seines Treibers an. Das Thier hatte eine ganze Last von Schläuchen auf dem Rücken. Der Albanese zog schnell einen Becher hervor, öffnete einen der Schläuche und füllte das Gefäß zur Hälfte mit dickem, rothem Wein. Aus einem andern Schlauche, dem frisches, klares Wasser entfloß, goß er den Becher ganz voll. Und nun kniete er vor dem Grafen, der sich eben etwas erholt hatte und die Augen aufschlug, nieder und reichte schweigend den gefüllten Becher dar. Begierig ergriff ihn Normann und leerte in vollen Zügen das Gefäß. Der kühle Trank belebte augenblicklich alle seine Lebensgeister. Lebhaft sprang er auf und betrachtete mit dankbarem Blicke den Albanesen, und dann einen Blick auf den schlauchbeladenen Esel werfend, sprach er mit freundlicher Stimme zu dem Helfer in der Noth: „Willst Du mir nicht noch mehr von dem Inhalt Deiner Schläuche verkaufen? ich bedürfte dessen so dringend für meine dürstenden Philhellenen.“

Der schwarzgebräunte Albanese warf einen durchdringenden Blick auf den Grafen, dann sagte er mit gekreuzten Armen: „Alles ist Euer, Kyrie; doch weilt nicht zu lange hier. In zwei Stunden erreicht Ihr den Lespisee mit den ihn umgebenden, herrlichen Quellen. Dieß Maulthier wird von selbst Euer Führer sein.“ Nach diesen Worten schlug der Albanese

schnell den Rückweg auf dem Fußpfad, woher er gekommen war, ein und war bald hinter der Tempelruine verschwunden. Staunend blickte der Graf ihm nach, doch sein mitleidiges Herz ließ ihn bald auf Anderes denken. Er erquickte seine Diener und sein Pferd mit dem Inhalt der Schläuche. Dann trieb er das Maulthier vorwärts zu den Reihen der dahinschmachtenden Philhellenen. „Kinder,“ rief er freudig, „ich bringe euch Labung; zwar nur wenig, aber für jeden wird ein kleiner erquickender Trunk in diesen Schläuchen übrig sein.“ — „Es lebe Normann!“ riefen die Philhellenen, und es reichte für Jeden ein paar Schlucke wiederbelebenden Weines und Wassers, die der edle Graf selbst eigenhändig austheilte. „Und nun, Philhellenen, laßt uns wieder aufbrechen. Nehmt eure letzten Kräfte zusammen: in zwei Stunden erreicht ihr einen See mit herrlichen Quellen. Dort wollen wir uns dann lagern und erfrischen.“

Alsbald wurde der Marsch wieder angetreten. Allein er war sehr beschwerlich. Die Hitze steigerte sich immer mehr. Das Gras, welches hie und da hervorsproß, war verbrannt von der Sonne. An manchen Stellen war die Gegend sumpfig, und das Fortkommen daher mühsam und gefährlich. Mehrere Mann stürzten nieder, noch ehe das Ende der Haide und der vor ihnen liegende Wald erreicht war, auf den das Maulthier des Albanesen lustig zutrabte.

„Vorwärts!“ rief Normann, und alle gehorchten mit der äußersten Anstrengung ihrer Kräfte. Alles bat den Grafen, hier Lager schlagen zu lassen. „Hier findet ihr keine Erfrischung,“ antwortete er kopfschüttelnd. „Das öftere Ruhen macht euch nur noch müder. Seht dort das Maulthier, es trabt munter fort. Laßt uns ihm folgen. In einer halben Stunde sind wir an den Quellen, wo wir ein paar Rasttage halten wollen.“ Das Bataillon gehorchte. Keuchend schleppten sich die erschöpften Krieger fort.

Mit verzweifelter Anstrengung hatten sie eben noch eine kleine Anhöhe erklommen. Aber nun sahen sie von da aus das gekrümmte Thal von Laspi, und in seiner Mitte einen kleinen See sich bläulich kräuseln. Auf beiden Seiten schließen hohe Felsenwände und Platanenwälder um das Thal einen romantischen Kreis. Den See umgeben prachtvolle Wiesen und Gesträuche, und ein steiler Fels erhebt sich als Ufer am äußersten Ende.

Dieser Anblick goß neue Kraft in die Glieder der Philhellenen. Sie verdoppelten ihre Schritte. Da hörten sie plötzlich zu ihrer Linken ein Rauschen, das einen Wasserfall zu verkündigen schien. Das Bataillon wandte sich alsbald nach dieser Seite und fand in einigen Minuten ein unter einem Felsen in starken Strömen herausquellendes Wasser, das so kalt war, daß es die Luft in seiner Nähe in einem fast unerträglichen Grade abkühlte. Alles wollte dem Wasser zuströmen, doch Graf Normann stellte sich vor und rief mit gebieterischer Stimme: „Haltet ein, ihr trinkt euch den Tod, wenn ihr euch nicht zuvor abkühlt!“

Murrend fügten sich die Krieger. Doch der Soldat Heinrich Seeger, den wir schon als Landsmann Normanns kennen, kannte in seinem wüthenden Heißdurst keinen Gehorsam. Den als unausbleibliche Folge unvorsichtigen Trinkens seiner harrenden Tod nicht achtend, stürzte er an den Quell und trank in gierigen Zügen. Er hatte wirklich den Tod getrunken. Kaum einige Minuten verflossen, als Leichenblässe sein Gesicht bedeckte; kalte Fieberschauer durchzuckten seinen Körper, der bald convulsivisch zu zittern begann. Eine Viertelstunde später war er eine Leiche. Die sechs, bei dem Bataillon befindlichen, uns schon bekannten Württemberger, geführt von Lieutenant Oelmaier, gruben ihrem todten Kameraden ein Grab, in welches derselbe unter dem klagenden Tone der Hörner versenkt wurde.

Auf einem großen, viereckigen, grünen Platze, der von dem zurückgelegten Walde, dem Felsenberg und dem spiegelnden See umschlossen war, lagerten sich jetzt die Philhellenen. Laubähnliche Gruppen von allerlei Buschwerk wölbten sich kühlend auf allen Seiten und boten angenehmen Schatten. Für Graf von Normann ward ein luftiges Zelt an den Ufern des Laspisees errichtet. Er machte sich's daselbst bequem, und bald lag er, wohlthätig von der erfrischenden Kühle berührt, in Morpheus Armen eingelullt. Doch sein Schlaf war kein ruhiger. Bald gaukelten die bunten Bilder seiner vielfältigen Erlebnisse an seiner Seele vorüber; bald sah er sich und sein Bataillon in den heftigsten Kampf mit den Moslemis verwickelt. Aus seinen Lippen erscholl der mächtige Keratarus; mit dem Drange der höchsten Freiheitsbegeisterung stürmt er gegen den Halbmond an, doch in seinem Eifer ist er zu weit vorgedrungen, er wird von den Turbanen umringt, an der Hand gefaßt und — er erwachte. Vor ihm kniete wieder der hilfreiche Albanese, welcher seine Hand erfaßt hatte und dieselbe küßte. Als er das Erwachen des Generals bemerkte, stand er schleunig auf und entfernte sich aus dem Zelte, ohne auf den Ruf Normanns zu achten.

Sinnend über das Ereigniß, blieb der General noch eine Weile ruhend liegen; dann trat sein Adjutant Hauptmann Feldham zu ihm ein, und äußerte seine Verwunderung, den Albanesen nicht im Zelte zu finden. „Warum wundert Sie dieß?“ fragte der General. — „Ei, weil diese Person von wichtigen Mittheilungen gesprochen, die sie Ihnen zu machen hätte, Herr General,“ erwiederte der Adjutant. „Dieser Mensch hat uns einen ungemeinen Dienst erwiesen. Im ganzen Bataillon war der Hunger nach der großen Anstrengung des Marsches sehr groß. Allein es waren durchaus keine Lebensmittel vorhanden, auch fehlte es

an Wein. Bekanntlich sollen wir Zufuhr von Missolunghi bekommen, allein dieß kann mehrere Tage anstehen, bis uns die Proviantlieferungen treffen. Indeß muß der Soldat an alle Strapazen und Entbehrungen gewöhnt sein, deßhalb gaben sich die meisten zufrieden, und nur wenige brummten verdrießlich in den Bart. Allein der übriggebliebene Zunder der Unzufriedenheit verbreitete sich bald weiter, die Soldaten fingen von allen Seiten laut zu murren an, daß man nicht besser für sie sorge. Der Kommandant Dannia suchte vergebens die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Da erschien auf einmal jener Albanese hinter der Ecke des Felsens gegen den See zu, eine Heerde von zwanzig Ziegen und zwei Maulesel, mit Schläuchen voll Wein beladen, vor sich her treibend. Er trat vor uns versammelte Offiziere und erklärte, er bringe die Ziegen und den Wein auf Befehl des Grafen Normann für das Bataillon.«

»Auf meinen Befehl?« fiel der Graf verwundert ein. — »So ist's," antwortete der Adjutant. „Der Albanese übergab sofort seine Lebensmittel, d. h. die lebendigen Ziegen sammt den beladenen Mauleseln, und entfernte sich dann unter dem Vorgeben, daß er mit Ihnen noch wichtige Rücksprache nehmen müsse. Die Soldaten fingen alsbald zu schlachten und zu braten an, und ich bin gekommen, um Ihnen den Dank des Bataillons zu vermelden." — »Sonderbar und unbegreiflich,« sagte der Graf nach einer Pause des Nachsinnens. „Am Ufer des Aspropotamo rettet uns dieser Albanese von dem Tode des Erdürstens, hier am Laspisee errettet er uns vom Tode des Verhungerns und zwar auf die geheimnißvollste Weise. Ich war vorhin ein wenig eingeschlafen; als ich erwachte, kniete dieser Albanese vor mir und küßte mir die Hand. Bei meinem Erwachen entfloh er schnell. Ich weiß nicht, was ich aus diesem

Menschen machen soll. Böse meint er es wenigstens gewiß nicht mit uns. Kommen Sie, wir wollen jetzt ein wenig in's Lager gehen und der Mahlzeit der Philhellenen beiwohnen."

Beide gingen hinauf zu den lagernden Philhellenen, welche geschäftig ihre Stücke von Ziegenfleisch brieten und ihren Durst mit dem Weine, den die Maulesel gebracht hatten und der mit dem frischen Wasser der Quellen vermischt wurde, löschten. Als die Leute den General erblickten, ließen sie ihn alsbald hoch leben und dankten ihm in den verbindlichsten Ausdrücken für seine Fürsorge. Der Graf, welcher nicht wußte, wer der unbekannte Geber eigentlich sei, nahm die Huldigung schweigend hin und forderte die Krieger zu Genuß und Fröhlichkeit auf. Indessen regte sich bei ihm selbst das Gefühl des Hungers, und es war ihm daher sehr angenehm, als er seinen Diener auf sich zueilen sah. Sobald dieser in der Nähe war, befahl er ihm, eines von den übrig gebliebenen Fleischstücken zu nehmen, es ebenfalls zu braten und damit ihre eigene beiderseitige Mahlzeit zu bestellen. „Ist nicht nöthig, Herr General," antwortete der Diener eifrig; "der Albanese ist schon in's Mittel getreten; er hat für Sie eben einen Korb voll köstlichen Pillau und zwei große Krüge mit Samoswein in Ihr Zelt gebracht und läßt Ihnen gesegnete Mahlzeit wünschen, hat sich hierauf aber gleich wieder entfernt." — "Das ist zu toll," rief gemüthlich der Graf, "dieser Albanese ist entweder ein verkleideter Engel, mein rettender Schutzgeist, oder ein verrätherischer Türke, der uns unter dem Scheine von Wohlthaten verrathen will. Jedoch bin ich ihm jedenfalls für sein Gericht dankbar und werde dem Samier alle Ehre anthun. Kommen Sie, Feldham, und Du, Hans, wir wollen in unser Zelt zurück und unsere Mahlzeit halten, wie die Uebrigen. Wir brauchen Kraft und Stärke, wenn es an die Türken geht."

Damit ging er mit seinen Begleitern in sein Zelt, wo er den dampfenden Reis, die saftigen Hammelsrippchen in der Mitte, nebst dem feurigen Samier fand, und es sich mit Feldham und Hans wohl schmecken ließ. Während dessen liebkosten die blauen Fluthen des kräuselnden Sees plätschernd den Saum des Zeltes, als wollten sie dessen Bewohner zum kühlenden Bade herausfordern. Das Zelt stand an einer Buchtkrümmung des Sees, die mit Gesträuchern dicht bekränzt war. Hier warf sich der General mit fröhlichem Muthe in die kühle Fluth, um sich vollständig durch das Bad zu kräftigen. Der Adjutant war anderen Geschäften nachgegangen. Hans hielt eine Siesta im Zelte. Dem Grafen war es ungemein wohl in dem Wasser. Auf einmal aber empfand er einen empfindlichen Schlag an seine Seite, der ihn beinahe vollständig lähmte. Ein kurzer Schrei entfloh seinen Lippen. Da erhielt er einen zweiten Schlag. Seine Betäubung war vollständig, nur mechanisch kämpfte er noch mit dem Wasser, um sich oben zu halten. Noch einen Augenblick, dann war er unter den Wellen verschwunden. Doch schon hatte sich ein Mann in's Wasser geworfen, um dem Versinkenden zu Hilfe zu kommen. Rasch theilte er die Wellen, tauchte an der Stelle, wo Normann verschwunden war, unter und brachte denselben mit übermenschlicher Anstrengung über das Wasser empor, und endlich unter Aufopferung der letzten Kräfte an das Ufer.

Der Graf lag wie leblos da. Der Albanese — denn kein Anderer, als dieser, war sein Retter gewesen — bedeckte ihn mit seiner Jacke und rieb unermüdlich die erstarrten Körpertheile des Grafen. Eine bange Viertelstunde verfloß; noch immer gab Normann kein Zeichen des Lebens. Beharrlich fuhr der Albanese mit seinen Rettungsversuchen fort, bis sich endlich ein schwacher Seufzer aus der Brust des Verunglückten hervor-

stahl. Aus den Augen des Albanesen blitzte ein unnennbarer Strahl der Freude. „Er ist gerettet!“ flüsterte er mit bebender Stimme vor sich hin. „Ich habe vergolten.“

Der Graf erholte sich immer mehr. Bald schlug er seine Augen auf; seine Hand fuhr über die Stirne, als wenn er sich besinnen wollte. Da fielen seine Blicke auf den vor ihm knieenden Albanesen. Alsbald durchschaute er die Sachlage und sagte mit schwacher Stimme: „Ich habe Dir meine Rettung zu verdanken!“ — „Stille, stille!“ erwiederte jener; „Sie sind von einem Zitteraal getroffen worden. Gottes Vorsehung ließ mich in der Nähe sein. Ich will jetzt Ihren Diener rufen.“ Damit eilte er an den Theil des Ufers, wo Hans und Feldham badeten. Bald erschien der Diener zur Pflege des Grafen, doch der Albanese war wieder spurlos verschwunden.

---

Unaufhaltsam ging der Marsch der Philhellenen vorwärts. Die Sonne glühte schon heiß im Osten, als sie durch ein dichtes Gehölz, welches auf einem angenehmen Wege nach einer von Bergen umschlossenen, ziemlich großen Haide führte, zogen. Links an einem Bergabhang lag ein kleines Dorf, in der Mitte des Thalweges aber erhob sich ein nicht allzu hoher Berg, von dessen Kuppe eine griechische Kapelle herniedersah. Hinter diesem Berge lag der Golf von Arta. Um an diesen Golf zu gelangen, marschirten die Philhellenen durch eine Schlucht, welche um den Berg herumläuft.

Graf Normann schlug einen Fußweg nach der auf dem Berge stehenden Kapelle ein. Das Hinansteigen wurde ihm um so beschwerlicher, je näher er dem Gipfel kam. Der Weg war ganz mit Felsenstücken bedeckt, die sich beim Betreten losrissen und den Abhang hinabrollten. Endlich erreichte er den Gipfel. Dicht vor ihm und unter ihm lag der große Golf von Arta.

an dessen rechtem Ufer zwischen herrlichen Gefilden die Straße nach Arta und Janina in schlängelnden Krümmungen hinläuft. Ueber der ganzen weiten Gegend schwebte ein goldschimmernder Schleier. Mit trunkenen Blicken verschlang der Graf das großartige Panorama. Er setzte sich auf einen großen Steinblock, seine Füße ruhten auf kleinem Geröll, zwischen dem üppiges, dunkelgrünes Gras hervorwucherte.

Während er so das ruhige Meer betrachtete, schlug auf einmal ein unterdrückter Schrei an sein Ohr, und aus der offenen Pforte der Kapelle, welche kaum zwanzig Schritte seitwärts stand, stürzte eine männliche Gestalt hervor. Es war der dem Grafen wohlbekannte Albanese. Ehe Normann sich erheben konnte, war der Geheimnißvolle schon bei ihm, stürzte vor ihm nieder und griff mit Blitzesschnelle nach seinem rechten Fuße. Normann zuckte wie elektrisirt zusammen. Aber der Albanese hielt triumphirend seine Hand empor, um welche sich eine mächtige Viper in unzähligen Kreisen schlängelte und sich in vergeblicher, aber wüthender Kraftanstrengung wand. Der Albanese hielt das giftige Reptil fest unter dem Kopfe, aus dessen Augen verderbliche Blitze drohten. Mit einem starken Schwunge des Armes schleuderte der Albanese die Schlange weit hinweg den Bergesabhang hinab.

Der Graf erkannte bald, in welcher Gefahr er geschwebt hatte. Die Viper hatte sich um seinen Fuß geschlungen, und bei der geringsten Bewegung hätte er von ihr den tödtlichen Biß erhalten. Sein Herz schwoll vom Gefühle des Dankes. Er wollte auf seinen wiederholten Retter zueilen, aber schnell zog sich dieser in die Kapelle zurück. Als Normann ihm dahin folgte, sah er, wie sehr auch seine Augen spähten, keine Seele mehr. Der Albanese war wieder verschwunden. Nachdenklich

kletterte der Graf zum Golf hinunter, wo seine Philhellenen schon im Lager standen.

Bald wurde der Weitermarsch wieder angetreten, welcher den andern Tag durch eine mit Weinbergen geschmückte, sehr angenehme Gegend führte. Das Bataillon gelangte in das Thal von Komboti. Dieses Dorf ist an den Abhang eines Berges gebaut, bis zu dessen, in eine Felsenkrone endigenden, Gipfel es sich anmuthig hinaufzieht. Auch auf diesem Gipfel erhebt sich eine griechische Kapelle, die weit über das ganze Thal hinschaut. Der Berg, so wie die ganze Umgegend prangte mit traubenreichen Weinreben und mit Bäumen aller Art. Das Dorf selbst aber war von seinen Einwohnern verlassen; doch waren die meisten Häuser noch wohlerhalten, selbst die größere, am Abhang des Berges gelegene Kapelle bei dem jüngsten Angriff der Türken beinahe unversehrt geblieben.

Hier war es, wo das Corps zuerst in die Nähe des Feindes kam. Alles brannte vor Begeisterung, sich mit ihm zu messen. Den Gipfel des Berges wählte Maurocordato mit seinem Stab zum Lagerplatze. Die Sulioten unter Marco Bozzaris besetzten die dem Feinde zugewandte Seite des Dorfes Komboti. Die Philhellenen aber und das Regiment Tarella rückten in's Thal hinab auf eine Wiese, welche an einem Waldbache zwischen Weinbergen und tiefen Gräben lag. Graf Normann wies dem Bataillon, so wie dem Regiment Tarella ihre Standorte an. Da behauptete auf einmal der Kommandant Dannia, die Philhellenen müßten, als Maurocordato's Leibgarde, dem Hauptquartier näher gelegt werden. Bei dieser Erklärung legte sich die Glut der Entrüstung auf unsers Grafen Wangen. Er wies das sonderbare Verlangen mit den strengen Worten zurück: „Die Philhellenen sollen nicht die Gipfel der Berge suchen, um sich bequem von oben herab vertheidigen

zu können; sie sollen an den wichtigsten, gefahrvollsten Punkten stehen und keine Gelegenheit versäumen, sich mit dem Feinde zu messen. Sie werden sich nach meiner Ordre fügen, Colonel." Und Dannia fügte sich.

Normann gönnte sich keine Ruhe und rückte alsbald mit einer Compagnie zur Recognoscirung aus. Nach einer halben Stunde Weges gelangte er zu einem Hügel, auf dem ein Dorf lag, welches er zu umgehen suchte. Plötzlich aber gewahrte er in der Mitte der Anhöhe Soldaten, die er ihrem äußern Ansehen nach für Griechen hielt. Die Inselgriechen in seiner Begleitung aber behaupteten, es seien Türken. Um außer Zweifel zu kommen, rief Normann den wahrgenommenen Soldaten „Freiheit!“ zu. Sie antworteten mit Abfeuerung ihrer Gewehre und zogen sich schnell in das Dorf zurück. Gleichzeitig erschienen auch mehrere türkische Spahis, die hinter dem Hügel hervor in die Ebene einbogen und den Rückweg abzuschneiden drohten. Auf der Stelle gab Normann Befehl zu schleunigem Rückzuge, den er selbst als letzter Mann schloß, von Zeit zu Zeit Front gegen die anrückenden Spahis machend. So erreichte er ungehindert und noch zu rechter Zeit das Lager der Philhellenen. Auf seinen, schon aus der Ferne tönenden Zuruf: „Türken! auf, Kavallerie!“ stand im Nu Alles unter den Waffen. Sogleich hatte Normann den Plan zum Treffen entworfen und die nöthigen Befehle ertheilt. Das Regiment Tarella zog am Fuße des Berges auf die Straße nach Arta, um die vordere Seite von Komboti zu decken. Ueber sie hinaus, an der äußersten Spitze des Dorfes, setzte sich Marco Bozzaris mit seinen Sulioten in den Ruinen zerstörter Häuser fest. Die Philhellenen brachen auf dem linken Flügel auf. Der Muth des Generals war nicht mehr zu bändigen. Er nahm einem griechischen Soldaten, dem er sein Pferd übergab, Flinte

und Patrontasche ab und auf die eigene Schulter, trat vor die Front einer Kompagnie und führte sie im Sturmschritt einen Hügel hinan, an welchem in der geringen Entfernung von zehn Schritten der Weg vorüber ging, auf dem die türkische Kavallerie anrücken mußte.

Bald kamen die Söldner des Halbmondes mit durchdringenden, von rauschender Musik begleiteten Allahrufen in kurzem Trabe daher. Sie wurden mit einer vollen Salve begrüßt, und nun entwickelte sich ein heftiger Kampf. Alle Anstrengungen der Türken scheiterten an der vortheilhaften Stellung und tapfern Gegenwehr der Griechen und Philhellenen. Endlich brachen die Spahis unter dem heftigsten Feuer dennoch durch und griffen das Philhellenenlager an. Allein der alte Dannia führte ihnen ein wohlgeschlossenes Viereck entgegen und empfing sie mit Pelotonfeuer. Die ruhig vorgehaltenen und sicher geführten Bayonnets brachten bald Unordnung und Schrecken unter die Feinde. Sie wichen, sammelten sich aber bald zu einem neuen Angriff wieder. Aber Graf Normann hatte schon seine Dispositionen getroffen. Das Regiment Tarella rückte im Sturmschritte vor, die Philhellenen griffen die linke Flanke des Feindes an, und in diesem Momente stürzten auch die Sulioten mit furchtbarem Kerataрufe in's Thal. Die Türken, in der Meinung, sie seien umzingelt, traten in voller Bestürzung ihren Rückzug an; allein der General Normann, an der Spitze der Philhellenen, verfolgte den fliehenden Feind bis vor die Thore von Arta. Das Treffen war siegreich gewonnen. Als Normann, mit Staub und Pulverdampf bedeckt, als der Letzte wieder in's Lager eintritt, jauchzten ihm Alle entgegen und riefen wie aus Einer Brust: „Es lebe der tapfere Normann!"

Nach diesem rühmlichen Gefechte wollten es sich die Philhellenen im Lager bequem machen; besonders suchten sie sich

vor der versengenden Glut der Sonne zu schützen. Sie erbauten deßhalb Baraken von Platanenholz und Reisig über den Gräben, welche sich in den Weinbergen befanden, um die Vertiefung derselben zu benützen. Auch General Normann bezog mit seinem Hans eine solche Barake. Der Sattel seines Pferdes diente als Bank, als Tisch, als Ruhekissen; in dem Graben waren ihre Körper vor Wind, Wetter und den brennenden Sonnenstrahlen geschützt.

Schon neigte sich der Tag, an welchem das Lager auf diese Weise eingerichtet wurde, seinem Ende. Die Schwüle war unerträglich. Der ganze Himmel hüllte sich in Finsterniß. Ein herannahendes Gewitter kündigte sich zuerst mit unheimlichem Pfeifen und Sausen und einem dumpfen Gebrülle an, das von dem eine Stunde entfernten Meere herüberdrang. Bald erhellten ganze Feuerballen den fernen Horizont, und grollend brummten erstickte Donner nach. Die Luft wurde zum Ersticken heiß, die ganze Natur war in rabenschwarze Nacht gehüllt, wenn nicht Blitze zuckten, die jetzt von Minute zu Minute die ganze Gegend in bläulichen Feuerfarben aufleuchten ließen. Immer näher und näher kam der Donner, und endlich senkten sich schwere, dichte Wetterwolken in das Thal. Eine heulende Windsbraut erhob sich; das Firmament schien sich in ein Feuermeer umzuwandeln, und Schlag auf Schlag erkrachte, als wollte das Himmelsgewölbe zusammenstürzen. Graf Normann hüllte sich in seine Pferdedecke, sein treuer Hans in einen Mantel, und beide legten sich in den Graben der Barake, um so den Aufruhr der Natur vorübergehen zu lassen. Aber nun schien die volle Wuth der Elemente entfesselt. Ein brausender Wirbelwind entwurzelte heulend die stärksten Bäume. Mit Geprassel stürzten die Baraken über den Köpfen ihrer Bewohner zusammen. Die Häuser von Komboti erkrachten und bildeten bald

nur unförmliche Ruinen. Auch Normann und sein Diener waren bald von den Platanenstämmen, dem Holz und Reisig ihrer Barake so überdeckt, daß sie sich durchaus nicht mehr emporrichten und hervorarbeiten konnten.

Immer mehr erbrannte die Gegend im unaufhörlichen Feuer der schlängelnden Blitze; ein zerschmetternder Schlag erdröhnte, daß die Erde zitternd bebte, und gleich darauf riß sich eine Gewitterwolke los, die, sich entladend, ihr Wasser mit solcher Gewalt in das Thal stürzte, daß es binnen fünf Minuten in einen großen See verwandelt war. Der Waldbach war im Augenblick zum reißenden Strome geworden, der Alles widerstandslos mit sich fortwälzte. Es schien, als sei eine zweite Sündfluth, der Weltuntergang hereingebrochen. Normann und sein Diener befanden sich bald in der kläglichsten Lage. Der Graben, worin sie sich befanden, war längst das Bett eines rauschenden Baches geworden, der sie mit sich fortzureißen drohte, während das über sie zusammengestürzte Holz in solcher Verwirrung, Schwere und Menge auf ihnen lastete, daß alle ihre wiederholten Anstrengungen, sich daraus hervorzuwinden, vergeblich waren. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich mit den Armen, wo und wie es gehen mochte, anzustemmen und festzuklammern, um nicht weggeschwemmt zu werden. Auf den Wolkenbruch folgte ein heftiger Regen, und das Wasser in dem Graben schwoll immer mehr an: es drohte der unvermeidliche Tod. Schon hatte Normann zwei Stunden in diesem unfreiwilligen Bade zugebracht, und Frost schüttelte heftig seinen Körper, als endlich der Regen nachließ, die Blitze seltener wurden, der Donner nur in fernem Nachhall zürnte. Da hörten die Verschütteten in der Nähe sprechen. Sogleich begannen sie aus Leibeskräften um Hilfe zu rufen. Bald vernahmen sie nahende Schritte; fleißige Hände räumten das Gesträuch und das Holz

der zusammengestürzten Barake weg, und bald stiegen Normann und Hans aus dem lebendigen Grabe hervor, begrüßt von dem jungen Lichte der aufsteigenden Morgenröthe, und von dem Albanesen, der mit Hilfe eines jungen Griechen wieder der Retter des Grafen geworden war. Dankend reichte dieser die Hand hin, aber der Albanese drückte nur einen flüchtigen Kuß darauf und war schnell wieder mit seinem Begleiter verschwunden.

---

Fast ein Monat war seit diesem Ereignisse verschwunden. Die Philhellenen hatten während dieser Zeit Strapazen und Entbehrungen der härtesten Art zu erdulden. Nur General Normanns heiteres Gesicht und seine begeisternden Aufmunterungen erhielten ihren Muth aufrecht. Der edle Graf mußte ja selbst das Nöthigste entbehren; was aber am meisten in seinem Herzen wurmte, er sah sich von den griechischen Befehlshabern vernachläßigt, weil ihre eifersüchtigen Blicke wahrnahmen, daß sein Ruhm den ihrigen weit überstrahle und sie in den Hintergrund stelle. Aber der Held blieb sich immer gleich und arbeitete rüstig an dem Werke der Befreiung Griechenlands.

Es war Anfangs Juli, als die Griechen in der Gegend von Peta standen. Ein Kapitän derselben, Namens Gogo, hatte diesen Ort besetzt und Unterhandlungen mit den Türken angeknüpft, nur zum Schein, wie er vorgab, um dieselben um Lebensmittel prellen zu können, welche die Griechen und Philhellenen sehr nothwendig brauchen konnten. Gogo war als ehemaliger Räuber der albanesischen Gebirge und als verschmitzter Gauner zu sehr bekannt, als daß ein solches Verhältniß mit dem Feinde, wie sehr er demselben auch einen griechisch-patriotischen Anstrich zu geben wußte, nicht hohen Verdacht hätte erregen sollen. Jedenfalls schien es unrathsam, ihm einen so wichtigen Platz, wie Peta, in den Händen zu lassen. Aber,

als ahnete er gar nicht einmal, daß man auch nur den mindesten Verdacht gegen ihn schöpfen könne, blieb Gogo sich in seinem Betragen stets gleich und unbefangen. Er rückte sogar mit dem Vorschlag heraus, Peta durch die Philhellenen besetzen zu lassen. Als hierüber Kriegsrath gehalten wurde, ließen sich erhebliche Stimmen gegen die Zulässigkeit dieses Vorschlags vernehmen. Indeß schien Maurocordato Vertrauen in die Philhellenen zu setzen und äußerte, um es glaublich zu machen, daß dieselben den anvertrauten Posten behaupten würden, es seien früher von einigen hundert Griechen viele tausend Feinde dort geschlagen und zurückgedrängt worden. „Wohlan," rief Dannia, „haben das Griechen vermocht, so werden wir es um so gewisser leisten!" Normann schloß jeden Satz und jede geäußerte Meinung mit den Worten: „Nur vorwärts; wie das Loos auch falle, wir werden zu streiten und zu sterben wissen!" — Peta wurde also von den Philhellenen besetzt und Kapitän Gogo benahm sich so vortrefflich, daß er dieselben reichlich mit Lebensmitteln und Munition versorgte. Und doch hatte er es auf den Untergang der Philhellenen angelegt.

Die Türken warteten indeß nur den Eintritt des Vollmondes ab, um den längst beschlossenen Hauptangriff auf Normann und seine Schaar zu machen. Die Griechen nahmen ihre Stellungen ein. An der rechten Seite des Ortes Peta und des daneben liegenden Berges stellten sich die Philhellenen auf. In kleine Abtheilungen von acht bis zehn Mann geordnet, nahmen sie die ganze vordere Seite des Berges ein, um auf den andringenden Feind ein vielfaches Kreuzfeuer geben zu können. Diese kleinen Haufen verschanzten sich hier nach Art der Griechen, indem sie halbmondförmige Mauern aus rohen Felssteinen erbauten, deren Unregelmäßigkeit natürliche Schießscharten bildete, so daß man ungesehen großen Schaden unter

den Angreifenden anrichten konnte. Auf einer Felsenhöhe, nahe am Dorfe, lag Dannia mit dem Reste des Bataillons. Peta und die linke Seite des Berges wurde vom Regimente Tarella besetzt. Also hatte General Normann Alles angeordnet. —

Es war eine herrliche Sommernacht in der Mitte des Juli. In majestätischer Pracht stieg der Vollmond empor, und in seinem Zauberlichte, das er über die ganze Gegend ausgoß, schimmerten Höhen und Ebenen still und feierlich. Noch ruhten fast alle Philhellenen in tiefem, süßem Schlummer, und sogen aus ihm Stärkung für das große Tagewerk, das ihnen bevorstand. Da öffneten sich die Thore von Arta, und hervor quollen die gedrängten Schaaren der weißschimmernden Albanesen. Schon wachte General Normann und ermahnte, die Philhellenen weckend, zum rühmlichen Kampfe auf Sieg oder Tod. Mit einem Knie auf dem felsigen Boden, die Hände zum Himmel emporgestreckt, schwuren sie feierlich, für die Freiheit zu sterben. Nun bestieg der General sein Roß und hielt den Umritt zu allen Posten. Nach und nach entwickelten sich die Massen des Feindes zu der Gestalt eines Halbmondes, der die gewaltigen, weitgreifenden Hörner um den Hügel von Peta zu schlingen begann. Schon waren die Türken auf hundert Schritte herangekommen, aber in dem Augenblicke, da sie den Fuß des Berges betreten wollten, empfing sie aus allen Schanzen ein mörderisches Feuer, das in einem Nu Hunderte zu Boden streckte. Der Feind zog jedoch Verstärkung an sich und erneuerte den Angriff auf die Schanzen. Ein Fahnenträger desselben sprang mehr denn hundert Schritte voran, um den Halbmond als zu behauptendes Heiligthum in den Boden zu stecken. In dem nämlichen Moment aber, da er dies that, streckte ihn eine Kugel aus der Schanze nieder; ein Philhellene sprang tollkühn von seiner Felsenspitze herab, ergriff den Halbmond und war

mit seiner Ehrenbeute schon wieder zu seinem Posten hinangeklettert, ehe noch die nachdringenden Feinde über den unerhört verwegenen Raub zur Besinnung kamen.

Die ganze Masse hatte voll Erstaunen und Bewunderung, wie gefesselt, plötzlich Halt gemacht. Aber bald ertönte, einem wüthenden Geheule mehr, als menschlichem Geschrei gleich, der Allahruf der Menge, die nun in rasendem Anlaufe gegen den Felsen hervorstürzte. Doch, der Angriff wird zurückgeschlagen; der zweite erfolgt mit verdoppelter Wuth, indem die Türken Tritte aus den Leichen ihrer Gefallenen bilden. Die Philhellenen wichen keinen Schritt. Zweimal warfen sie den Feind von dem zweimal erklommenen Felsen hinunter. Aber aus jedem getödteten Türken schienen sich zehn neue zu erheben.

In diesem Augenblicke griff auch das Regiment Tarella an. Die Kartätschen rissen ganze Reihen der Feinde nieder, und es wankte endlich der linke Flügel der Türken. Die siegenden Philhellenen schickten sich an, auf den weichenden Feind einzubrechen. Da rückten zweitausend Mann Spahis auf den Engpaß an, welchen Kapitän Gogo besetzt hielt, und Gogo — gab seinen Griechen das Zeichen zum Zurückzug. Er führte sie auf einen Hügel, und ließ auf seine eigenen Landsleute Feuer geben. Die Feinde drangen durch den Engpaß, warfen das Häuflein Sulioten, das sich ihnen entgegenstellte, und schnitten, aus dem Hohlweg hervorbrechend, ehe man sich dessen versah, die Philhellenen von dem Regiment und den Kanonen, ja von dem ganzen griechischen Heere ab. Noch fochten die Philhellenen siegreich am Fuße des Berges, als sie plötzlich im Rücken angegriffen wurden. Auf der Stelle vereinigten sie sich und wandten sich in gemeinsamem Angriff gegen den neuen Feind. Tarella machte, um die Verbindung mit den Philhellenen wieder herzustellen, einen Bayonnetangriff auf die Türken, der

diese zurückschlug, und in dem Augenblicke, wo er die Seinigen zur Erneuerung des Angriffs anfeuert, durchbohrt eine Kugel ihm die Brust. Er fällt, und das Regiment, seines Führers beraubt, tritt den Rückzug an.

Da erscheint Graf Normann, der an diesem Tage wie ein Kriegsgott das Schlachtfeld nach allen Richtungen durchflog und überall war, wo am hartnäckigsten gefochten wurde. Er stellte sich an die Spitze des Regiments und führte es, hoch den Säbel schwingend und mit dem Rufe: „Mir nach, tapfere Soldaten! mir nach, zur Rettung der Philhellenen! Sieg oder Tod!“ noch einmal gegen die Türken. Das Regiment griff mit verdoppeltem Eifer an, und es gelang ihm, den vordersten Haufen zu werfen, da trifft eine Kugel Normanns Brust. Er stürzte besinnunglos zu Boden. Erblassend machen die Männer des Regiments Halt. In diesem Momente springen zwei Albanesen aus den Reihen der Feinde, ergreifen den gefallenen General und verschwinden mit ihm an dem nahen Abhange des Berges.

Die Bestürzung, welche das Regiment bei dem Falle seines zweiten Führers ergriff, benützte der Feind; er griff es auf's Neue an und schlug es in völlige Flucht. Nun wurden aber auch die Philhellenen im Dorfe wieder mit stärkerer Gewalt angegriffen. Sie zogen sich, nur noch siebzig Mann stark, auf den Gipfel des Felsenberges zurück. Hier begannen sie, von allen Seiten von Feinden umdrängt, auf's Neue den verzweifelten Kampf. Ein Jeder hatte mit ganzen Haufen zu kämpfen, und Keiner fiel, der sich nicht unter vielen Leichen hingemordeter Feinde begraben hätte, denn furchtbar und grausam wütheten die Bayonnete der Philhellenen, und entsetzlich klang das Jammergeschrei ausblutender Türken.

Das Ungeheuerste, was wir in alten Heldensagen als Ausgeburten einer riesenhaften Phantasie anstaunen, wurde hier

vollbracht. So rang der Fahnenträger Teichmann mit unzähligen Türken in langem, ungleichem Kampf, um die Fahne des Bataillons zu retten. Schon rann sein Blut aus allen Wunden und netzte den Boden um ihn her; er stand und hielt vertheidigend noch sein Palladium. Das Tuch der Fahne war endlich in hundert Stücke zerfetzt, er selbst aller Waffen beraubt, und so wehrte er sich noch mit dem Stabe des Banners, bis er endlich verstümmelt und entseelt zu Boden sank. Jetzt erhoben mehrere Deutsche, darunter die württembergischen Philhellenen, über seiner Leiche den Kampf, in welchem sie den schon eroberten Bannerstab den Türken wieder entrissen. Aber unsere Landsleute besiegelten diese Heldenthat mit ihrem Tode. Entseelt sanken Lieutenant Oelmaier, und die Freiwilligen Dieterle, Eben, Wolf und Friedrich Seeger mit dem zerrissenen, treuen, schwäbischen Herzen zu Boden. Eine Doppelkugel zerfleischte Dannia's Brust. Er sank vom Pferde, und mit dem im Falle wiederholten Rufe: „Philhellenen, Sieg oder Tod!“ strömte sein Leben hin. Auch der Pole Mycewski eilte jetzt seinem Verhängnisse entgegen. „Mir nach,“ rief er, „Landsleute, tapfere Polen, mir nach, in Sieg und Tod!“ Sechszehn Polen folgten seinem Rufe und griffen unter seiner Anführung noch einmal das Dorf an. Ueberrascht und verwundert wichen die Feinde den Wüthenden aus. Sie dringen bis zur Kirche des Dorfes vor. Hier entwickelt sich der hartnäckigste Kampf der ganzen Schlacht. Mehrere Polen fallen, der Rest dringt in die durch die Kartätschen sehr beschädigte Kirche und vertheidigt sich an den Fenstern derselben auf das Nachdrücklichste. Die Munition geht ihnen aus, aber die Feinde lassen nicht von ihnen ab. Sie müssen sich auf's Dach der Kirche zurückziehen. Ziegel, Sparren, Gebälke, Steine, Alles wird auf die Türken hinabgeschleudert und tödtet eine bedeutende Anzahl derselben.

Die Türken versuchen endlich, die Kirche in Brand zu stecken; es gelingt ihnen nicht. Da ersteigen sie in Massen den Dachboden derselben, und nun wird blutiger, als je, der Kampf fortgesetzt. Nicht mit Säbeln, Bayonneten, Dolchen allein vertheidigen sich die Polen mehr: Fäuste, Nägel und Zähne werden zu Hilfe genommen. Micewsky fällt, und schon auf dem Rücken liegend, vertheidigt er sich noch. Die Polen eilen ihm zu Hilfe; er richtet sich empor, und es entsteht auf's Neue ein gräßliches Getümmel. Plötzlich fliegt eine Staubwolke von der Zinne der Kirche auf, aus welcher ein allgemeines Schreien vernommen wird — die Helden liegen sammt ihren Feinden unter den Trümmern des eingestürzten Gebäudes begraben.

Unterdessen hatten die auf dem Berggipfel zurückgebliebenen Philhellenen, nur noch vierzig an der Zahl, ihre Vertheidigung unerschrocken und unermüdlich fortgesetzt. Endlich wurden sie gewahr, daß eine schroffe und ganz felsige Stelle von den Türken unbesetzt geblieben sei. Diese mußte erreicht werden, um die immer noch nicht aufgegebene Vereinigung mit dem Regimente Tarella, das im vollen Rückzuge begriffen war, durchzusetzen. Zwei Mann hoch und mit gefälltem Bayonnet griffen sie daher die sie zunächst einschließenden Haufen an. Die Albanesen, über den nochmals erneuten Angriff außer Fassung, öffneten ihre Reihen und ließen sie durch; doch keiner wagte es, sie aufzuhalten. Erst, als sie sich einige hundert Schritte weit Bahn gebrochen, wurde wieder von beiden Seiten auf sie gefeuert. Unter einem wahren Kugelregen setzten sie ihren Marsch fort und verloren fast mit jedem Schritte einen Kameraden. So gelangten sie endlich an den Fuß einer Anhöhe, die von Griechen besetzt war. In der Absicht, sich mit denselben zu neuem Kampfe zu verbinden, stiegen sie hinan, wurden aber von oben herab von einem heftigen Feuer begrüßt. Es war des Ver-

räthers Gogo ruchlose Schaar, die auf der Höhe stand. In grimmiger Wuth brannte der badische Philhellene Schweickhardt noch den einzigen Schuß, den er hatte, gegen den Verräther ab, der tödtlich getroffen zu Boden stürzte. Die Nemesis hatte den Schurken erreicht. Seine feilen Griechen wichen entsetzt zurück.

Der Rest der Philhellenen hatte nun noch einen Wald durchzubrechen; dieß wird von dem kleinen, auf fünf und zwanzig Mann herabgeschmolzenen Häuflein unternommen. Es mußte ein Berg erklettert werden, um endlich dem Feuer der Feinde zu entgehen; auch das wurde vollbracht, aber ehe der Gipfel erstiegen war, stürzte noch mancher Philhellene, vom verderblichen Blei getroffen, in das Thal zurück. Nach einem beschwerlichen Marsche durch die Gebirge erreichten sie endlich das Lager Maurocordato's, der sich wohlweislich sechs Stunden seitwärts vom Schlachtfelde gehalten hatte. In einer Front von achtzehn Mann, dem letzten Reste des ganzen Corps, marschirten sie in Todtenstille und mit stummem Vorwurf in den Blicken, vor den griechischen Feldherrn, dem heiße Zähren über seine Wangen strömten. Das Bataillon der Philhellenen hatte aufgehört, zu existiren.

Die beiden Albanesen waren mit General Normann in unglaublicher Schnelligkeit auf den Schieferfelsen des Berges hinuntergerutscht, wohin Niemand, ohne Gefahr, den Hals zu brechen, es wagen konnte, ihnen zu folgen. Sie erreichten einen am Fuße des Berges liegenden Sumpf, durch dessen hohes Schilf sie bis an die Knöchel im Schlamme wateten. Bald kamen sie auf einer grünen Anhöhe an, wo sie den Augen der kämpfenden Parteien entzogen waren. Hier legten sie den General nieder, der in diesem Augenblicke die Augen aufschlug. Der Schuß, den er auf die Brust empfangen, war nur ein Prellschuß gewesen, der ihn nicht verwundet, sondern nur die Besinnung ge-

raubt hatte. Mit unbeschreiblichem Erstaunen blickte er jetzt um sich. »Wo bin ich?« fragte er mit zögernder Stimme, „und wer bist Du, der mir so oft und geheimnißvoll entgegentritt? Du kannst kein Feind der Freiheit sein, das beweisen Deine mir erwiesenen Wohlthaten.« Sein scharfer Blick hatte den schon so oft hilfreichen Albanesen in dem Einen derselben erkannt. »Kyrie," erwiederte dieser, »wir trugen Sie aus der Schlacht, die für die Griechen verloren ist. Die Philhellenen sind vernichtet. Dort, über jenen fernen Abhang hin, werden Sie die zurückziehenden Trümmer des Regimentes Tarella finden.«

Während der Albanese dies sprach, entdeckte sein Auge ein unweit weidendes, versprengtes Pferd. „Auf, Antonio," rief der Albanese seinem Kameraden zu, »fange jenes Pferd ein!« In kurzer Zeit brachte der Angeredete das Pferd am Zügel herab. Mit großer Freude erkannte der General sein eigenes Schlachtroß. „Und nun leben Sie wohl, Kyrie," begann der eine Albanese wieder; »Gott nehme Sie in seine heilige Obhut. In Missolunghi sehen wir uns wieder." Ohne eine weitere Antwort des Generals abzuwarten, eilten beide Albanesen in einer dem Schlachtfelde entgegengesetzten Richtung davon.

Graf Normann nahm sich jetzt nicht Zeit, über diese sonderbaren Personen weiter nachzudenken. Er bestieg sein Pferd und ritt eilends davon, um das Corps Tarella aufzusuchen. Bald fand er es, und seinen umsichtigen Maßregeln gelang es schnell, die aufgelösten Haufen zu sammeln, zu ordnen, und einen regelmäßigen, dem Feind imponirenden, Rückzug einzuleiten. Seiner unerschrockenen Leitung hatte es das Corps jetzt zu verdanken, daß es den nachsetzenden Türken zum größten Theile entging. Normann stellte sich selbst in den letzten Reihen, so oft es nöthig war, dem Feinde entgegen. Wie nach

dem Treffen vom Komboti, so war er auch diesmal der Letzte, welcher im Lager Maurocordato's anlangte. Auf seinem fast zu Tode gerittenen Pferde stürzte er endlich zu dem Feldherrn und rief: „Wir haben Alles verloren, nur unsere Ehre nicht!“

---

Das griechische Heer hatte einen allgemeinen Rückzug nach Missolunghi angetreten, um von dort aus einen neuen Angriff gegen die Türken zu organisiren. Graf Normann hatte sein Quartier wieder im Schlosse bezogen. Seine Seele war von tiefem Mißmuth erfüllt; denn seine herrlichen Plane für die Befreiung Griechenland's schienen nie weniger, als gegenwärtig, in Erfüllung gehen zu wollen. Er bezweifelte jetzt selbst das Gelingen einer großartigen Erhebung. Er selbst stand verlassen; seine Kriegsgefährten waren alle im blutigen Kampfe bei Peta gefallen, und die hinterlistigen griechischen Anführer blickten mit immer mehr steigendem Mißtrauen auf ihn.

So stand er eines Tages grollend an dem Erkerfenster seines Gemaches, von dem aus man eine weite Aussicht über die Stadt und den prächtigen Golf hatte. Die Bilder der Vergangenheit zogen vor seinen inneren Sinnen vorüber. Er gedachte des fernen Vaterlandes, der lieben, heimischen Erde, die er, der Verbannte, nie mehr betreten sollte. Er gedachte der Prophezeiungen der Hexe auf dem Lützener Schlachtfelde und schauerte bei diesem Gedanken zusammen. Sollte der letzte Theil ihrer Prophezeiung wirklich in Erfüllung gehen? Sollte er ruhmlos auf dem Krankenbette sterben, er, der von Kindesbeinen an sich dem edlen Kriegshandwerk gewidmet hatte? Eine namenlose Unruhe durchbebte sein Inneres. Er maß mit großen Schritten sein Gemach, seine Seele arbeitete heftig und rang nach einem Entschlusse. Endlich schien er mit sich im

Reinen. „Es ist kein anderer Ausweg übrig," sagte er halblaut vor sich hin; „ich bleibe in Griechenland und erfülle hier mein Geschick, mag es fallen, wie es will. Hier, auf der bluttränkten Erde der keimenden Freiheit, ist mir's doch am wohlsten. Hier sollen meine Gebeine ruhen, hier, wo die größten Helden aller Jahrhunderte schlummern. Wanke nicht, altes Herz, und gehe muthvoll deinem Verhängnisse entgegen!" Sein Auge glühte bei diesen Worten in dem gewohnten Feuer; alle seine Fibern schienen sich zu Kampf und Sieg aufzuwecken. Die mißmuthige Stimmung wich der Energie seines Heldenherzens.

Mit schnellen Schritten begab er sich zu dem Feldherrn Maurocordato, der ihn überrascht empfing und mit Mißtrauen betrachtete. — „Diese müßige Ruhe, Prinz," begann der Graf mit starkbetonten Worten, „taugt Nichts. Wir dürfen den Türken nicht so viele Zeit lassen, sich festzusetzen. Hier, in Missolunghi, erlahmt jedes kriegerische Gefühl. Sie müssen einen Guerillaskrieg gegen den Halbmond organisiren, der diese Osmanlis in steter Aufregung erhält und aufreibt." Maurocordato sah ihn spöttisch an und sagte dann nach einigem Zögern: „Und wie wollen Sie das machen?" — „Stellen Sie mir das Corps Tarella und den traurigen Rest der Philhellenen zur Verfügung, lassen Sie mich frei schalten, und ich gebe meinen Kopf zum Pfande, daß die Sachen bald besser stehen." — Zornesröthe überflog Maurocordato's Wangen; die Eifersucht auf den soldatischen Ruhm erwachte in seiner Brust mit voller Stärke. „Ah so, ich merke," erwiederte er höhnisch. „Sie Ausländer wollen bei uns eine große Rolle spielen, möchten sich gar vielleicht zum Gebieter von uns Allen aufschwingen. Das kann ich nicht zugeben, wir sind die Herren."

Die Hand des Grafen fuhr mechanisch nach dem Griffe

seines Säbels. Doch bezwang er mit Gewalt seinen Unmuth und antwortete ruhig: „Ich habe mein Leben dem Dienste der Freiheit geweiht; Griechenlands Unabhängigkeit erkläre ich als die noch einzige Mission meines Daseins. Ist diese erfüllt, so habe ich Nichts weiter mehr zu schaffen. Ich will keine Herrschaft üben, wo das Banner der Freiheit weht. Legen Sie einmal das Vorurtheil ab, Prinz, das Sie gegen mich hegen und Sie glauben läßt, als bärge meine Brust ehrsüchtige Plane. Ich will mich zu Ihrem Soldaten erniedrigen, wenn Sie nur energischer zu Werke gehen. Mit der Rolle eines Fabius Cunctator ist hier nicht gedient. Das hellenische Vaterland sieht auf Sie, als seinen ersten Krieger, und wenn Sie als Sieger aus den Gefilden von Epirus ziehen, will ich der Erste sein, der Ihnen huldigt."

Diese, mit der ganzen Kraft der Wahrheit und des männlichen Bewußtseins gesprochenen Worte machten Eindruck auf Maurocordato. Nach kurzem Besinnen sagte er endlich: „Nun denn, Herr Graf, ich will Ihnen beweisen, daß ich ein ächter Vaterlandsfreund bin. Ich stelle Ihnen die von Ihnen geforderten Truppen zur Verfügung, und werde Ihnen die dießfälligen Ordres alsbald ausfertigen. Handeln Sie nach Gutdünken, aber vergessen Sie nie, daß ich der Oberfeldherr bin." — „Nie!" antwortete der Graf und entfernte sich mit militärischem Gruße.

Die Türken hatten von nun an einen schweren Stand; wo sich schwächere Abtheilungen derselben befanden, durften sie sicher sein, von Normann und seinen unermüdlichen Soldaten überfallen zu werden. Es war eine förmliche Hetzjagd. Besonders dienten die Nächte dem kühnen Parteigänger zu Streifereien und Angriffen.

Eines Tages erfuhr er, daß ein Haufe türkischer Spahis

zum Zwecke der Fouragirung nach Brachori gezogen sei. Sogleich brach er mit zwei Kompagnien auf, um diese Abtheilung aufzuheben. Der nebelige Novembertag neigte sich schon seinem Ende zu, als der Graf in der Nähe von Brachori ankam. Er traf alsbald seine Dispositionen, und die Beute schien ihm gewiß. Er selbst, an der Spitze eines Zuges erlesener Leute, rückte an dem Saume eines Olivenhaines vor. Es herrschte tiefe Stille. Eben war der General an der Ecke des Waldsaumes angekommen, da trat eine gespenstige Gestalt hinter den Stämmen hervor und stellte sich vor ihn hin. Normann sah mit angestrengten Augen auf die Gestalt und erkannte — seine Wahrsagerin. Ein unheimlicher Schauer durchfuhr seine Glieder. „Was willst Du hier?“ fuhr er sie zornig an. — „Zum letztenmale Dir erscheinen und Dich warnen,“ kreischte die Alte. „Kehre nicht nach Missolunghi zurück.“ — „Fort, verdammte Vettel,“ schrie der Graf, „wenn Dir Dein Leben lieb ist.“ — „Oh, so weit sind wir noch nicht,“ grinste die Hexe. „Was willst Du hier thun? Die Türken sind schon vor einer Stunde fort.“ — „Was?“ rief der Graf, vor Zorn glühend. — „Und haben einen Vorsprung, daß ihr sie nicht mehr erreichen könnt.“ — „Du lügst.“ — „Ich lüge nicht. Siehe nach, und Du wirst finden, daß ich die Wahrheit sage.“ — „Du willst mich täuschen.“ — „Du täuschest Dich selbst. Noch einmal, gehe nicht nach Missolunghi zurück, denke an meine Prophezeihung.“ — „Unsinn.“ — „Was die ewigen Sterne sagen, ist kein Unsinn. Doch, das irdische Geschick liegt in eines Jeden eigener Hand. Lebe wohl, wir sehen uns nicht wieder.“ Und nach diesen Worten wollte sie in das Dunkel des Haines zurück.

Den Grafen überschlich ein leises Frösteln; eine unbegreifliche Unruhe legte sich auf sein Herz, während die Dämmerung immer stärker wurde und feuchter Nebel herniederfiel.

Er drang mit Vorsicht in Brachori ein. Die Alte hatte Recht gehabt; bereits seit geraumer Zeit waren die Türken abgezogen. In höchster Verstimmung trat der Graf seinen Rückzug an und erreichte mit seiner Schaar in später Nacht Missolunghi wieder. Er fühlte sich unwohl und legte sich schnell zu Bette. Aber er konnte keinen Schlaf finden. Wirre Phantasien gaukelten um seine heiße Stirne. Als der Tag anbrach, befand er sich in heftigen Fieberschauern. Sein treuer Freund, Doktor Elster, wurde herbeigerufen. Als er kam und den Puls des Kranken gefühlt hatte, schüttelte er bedenklich den Kopf und erklärte die Krankheit für sehr gefährlich. Und er hatte Recht; die Gewalt des Fiebers wuchs immer mehr; zwei Tage lange lag der Graf ohne alle Besinnung.

Während dieser langen Krisis arbeitete sein Geist in den wunderlichsten Phantasien. Aus den abgebrochenen Worten, die sein Mund halbverständlich ausstieß, konnten die Umstehenden den Zustand seiner Seele erkennen. „Vorwärts, Philhellenen! Sieg oder Tod! Ha, hinüber zu den Alliirten; Freiheit und Unabhängigkeit, Freiheit, Freiheit allen Völkern! Komm, Eulalia, wir wollen nach Griechenland, in das schöne Hellas! Der verdammte Fournier! Wie die Lüfte hier so lieblich säuseln! Wer bist du denn, du, lieber Albanese? Was kniest du weinend vor meinem Bette? — — —" Normanns Antlitz umzog ein leises Lächeln und friedliche Ruhe. Er erwachte. Sein Blick fiel auf den vor ihm knieenden Albanesen, dessen Thränen seine Hand benetzten. Aber das Gesicht desselben war jetzt ein anderes. Nicht mehr schwarzgebräunt mit dem schwarzen Barte, nein, weiß und lieblich, wie eine Maienblume. Er erkannte Eulalia.

„Also Du bist es gewesen, mein treuer Schutzgeist, der mir auf meiner Laufbahn überall helfend entgegentrat? Wie

kann ich Dir vergelten?« rief der Graf, mühsam sein Haupt erhebend, aber eine freudige Verklärung spielte um seine Züge. — »Schonen Sie sich, Herr Graf,« flehte Eulalia mit Thränen im Auge, »Sie sind noch zu sehr angegriffen. Ich will zu Gott bitten, daß Sie bald genesen." — „O, ich befinde mich sehr wohl jetzt. Erzähle mir, Eulalia . . . . .« Todesblässe überzog auf einmal wieder sein Gesicht. Kalter Schweiß drang auf seine Stirne, und bald lag er im heftigsten Paroxysmus. Nach einer halben Stunde war seine Heldenseele entflohen. »Philhellenen, Sieg oder Tod!« waren die letzten Worte gewesen, die über seine krampfhaften Lippen kamen. So ging der letzte Theil der Prophezeihung der Hexe in Erfüllung.

Normanns Tod erregte allgemeine Trauer, denn die Griechen, wie die Philhellenen, hatten den Helden verehrt und geliebt. Als seine sterbliche Hülle der Erde übergeben wurde, donnerten die Kanonen von den Wällen der Festung, und der wiedereroberte Bannerstab der Philhellenen, an welchem sich, statt der blauen mit weißem Kreuz gestickten Fahne, die lustig dem Auszug aus Korinth vorangeflattert war, ein schwarzer Flor befand, wurde auf seinem Grabeshügel niedergesenkt. Einige Stunden später kniete dort ein weinender Albanese und schmückte die heilige Stätte mit Rosen und Platanenblättern.

Als der folgende Morgen graute, sah man von der Terrasse einer Villa bei Missolunghi ein griechisches Mädchen sich in die Meeresfluth hinabschwingen und dort begraben: es war Eulalia Brandis, die dem stillen Geliebten ihres Herzens, dem herrlichen Grafensohne Schwabens, in den Tod gefolgt war.

# Die beiden Junker von Maienfels

## und

## die Aebtissin von Steinheim im Bad Rietenau.

Vaterländische Erzählung

von

**Fr. Norden.**

---

Es war unter dem deutschen Kaiser Heinrich IV., im Jahre 1117, da herrschten als Herzöge in Schwaben und Franken Friedrich und Konrad aus dem Hause der Hohenstaufen, aber nicht in Ruhe und Frieden, denn überall tobte Treubruch, Verrath, Mord, Raub, Plünderung und Verwüstung und allerwärts trieben Raubritter und Weglagerer ihr schlimmes Spiel.

Um diese Zeit hausten auf der Burg Maienfels zwei Brüder, Udo und Emich, wilde Gesellen, die weithin gefürchtet waren wegen der Keckheit, mit der sie auf Raubzüge auszogen, und die, auf die Festigkeit ihrer Burg trotzend, sich vor Niemand fürchteten.

Mit Zagen und Zittern blickte darum der Wanderer wie der leibeigene Bauer hinauf aus dem Brettachthale zu den mächtigen Mauern und Thürmen, die über dem Dörflein

Brettach so fest mit den Felsen zusammengekittet waren, wie heute noch zu sehen, daß beide aus einem Guß zu sein schienen.

Nur von der Hochebene des Mainhardter Waldes her war die Burg zugänglich, während auf drei Seiten sie auf schroffen Felsen stand und drohend hinunter blickte in das enge waldige Brettachthal, dessen Bächlein über Kiesel dahin rollte und weiter unten in ein reich mit Wein und Frucht gesegnetes breites Thal ausmündete, aus welchem zahlreiche Dörfer, wie Adolzfurth, Scheppach, Schwabbach, Weißlinsburg, heraufwinkten. Gegenüber der Burg begränzte aber das tiefe Thal eine waldige Bergwand, auf deren Anhöhe nur wenige Hütten aus den dunkeln Tannenwäldern ihren Rauch zum Himmel sandten — es war der breite Bergrücken, der von Mainhardt her nach Pfedelbach hin sich ausdehnte, das an dem Fuße desselben lag.

Wie fest auch die Burg war, so mußten die armen Leibeigenen, die ihre Hütten wie Schwalbennester außerhalb der Mauern an dem steilen Bergabhang hingebaut hatten, und die, welche unten im Thale an dem Bächlein um die Mühle herumwohnten, doch Jahr aus Jahr ein, Steine herbeiführen und Kalk brennen, um die Mauern zu erhöhen, oder neue aufzuführen, und die beiden Junker ritten mit der Hetzpeitsche umher und hieben unbarmherzig auf die Fröhner, wenn sie schweißtriefend Athem holen wollten.

Wagte aber nur Einer zu murren, so wurde er wochenlang in die finstern unterirdischen Gewölbe geworfen und ihm kaum so viel schimmelig Brod gereicht, daß er vor dem Hungertod geschützt war. Da half kein Bitten und Flehen und keine blutige Thräne, die Weib und Kinder auf den Knieen vergoßen vor den hartherzigen Junkern.

Hausfrauen walteten keine in der Burg, hatten die wilden Gesellen doch noch keine Neigung verspürt, ein züchtig und

fromm Fräulein heimzuführen, und ritten lieber fahrenden Dirnen nach oder waren der Schrecken ihrer Unterthanen, wenn solche ein sauberes Weib oder Töchterlein besaßen.

So kehrten einst auch — es war im Januar des Jahres 1117 — die beiden Brüder von einem Besuche heim, den sie dem Grafen Hohenlohe zu Neuenstein gemacht hatten, und noch halb erhitzt und die Köpfe schwer vom Wein ritten sie ihre Straße. Da in der Nähe des Städtleins Oehringen, als der Tag schon zu sinken begann, begegnete ihnen ein Reiter in einem dunkeln Mantel und grauem Filzhut mit stattlichem Barte, an dessen Seite ein Mägdlein auf einem Maulthiere gleichen Schritt mit ihm hielt, das von ausgezeichneter Schönheit war.

„Siehst Du" — wandte sich Emich an seinen Bruder Udo — „siehst Du dort das schmucke Täublein — das taugte in unsern Schlag auf die Burg Maienfels, und ein so schönes Gefieder ist dort noch nicht ein- und ausgeflogen, seit die welsche Harfenistin, die vom Turnier zu Rothenburg kam, uns vorigen Winter die Zeit vertrieben.«

»Bei der Mutter Gottes!« entgegnete Udo — „Du sprichst mir aus der Seele — die Dirne strahlt auf zweihundert Schritte schon eine solche Schönheit aus, daß einem der Himmel aufgeht voll süßer Lust — die lassen wir nicht aus."

Ohne weiter ein Wort zu reden, gab er seinem dürren Hengst die Sporen und flog den Reisenden entgegen.

„Woher und wohin Alter?" fragte er mit frecher, hochnäsiger Miene den Reiter, während er zugleich einen durchbohrenden und stechenden Blick auf das Mägdlein warf, als wollte er sich überzeugen, ob in der Nähe ihre Schönheit nicht täusche, und dann gierig die schlanke Gestalt und das reizende Antlitz mit seinen lüsternen Augen verschlang.

»Von Augsburg!« war die Antwort des Reiters, als in

diesem Augenblick auch Emich an der Seite seines Bruders mit einem jähen Zügelruck sein Roß zum Stehen brachte, und die Fremdlinge musterte.

„Und wohin?" forschte herrisch Udo weiter.

„Nach Mainz zum Erzbischof — bin ein Glasmaler und habe Botschaft erhalten, in den Mainzer Dom die Himmelfahrt Mariä zu malen.« —

„Und dazu" — fiel Emich ein — „schleppt Ihr diese Dirne mit — gewiß Eure Zuhälterin? Wahrhaft, die Maler verstehen sich auf ein schön Gesicht, und wissen die reizendsten Dirnlein herauszusuchen zu ihren Heiligen-Bildern, aber die Muster selber sind gerade keine Heiligen.«

„Verzeihung, edle Herren," erwiederte barsch der Reiter — „das Mägdlein ist meine Tochter und es steht Euch übel an, solche Reden zu führen gegenüber einer sittsamen Jungfrau und ihrem ehrlichen Vater, einem Bürger der freien Reichsstadt Augsburg.«

»Hei!« höhnte Udo — »was so ein Bürger der Stadt Augsburg für freche Reden führt gegen die Ritterschaft — spart Euere vielen Worte und nehmt meinen freundlichen Vorschlag an, statt nach Mainz zu wandern, Euer Mägdlein uns anzuvertrauen, — daß sie eine Himmelfahrt mache hinauf zum Schloß Maienfels, das dort über dem Gebirge hoch droben liegt!"

Erschrocken drängte sich bei diesen frechen Reden mit lautem Geschrei und Weinen die schöne Jungfrau dicht an die Seite ihres Vaters und umklammerte seine Hüfte. Der aber, als die wilden Junker nach seinem zitternden Töchterlein griffen, zog ein kurzes Schwert unter seinem Mantel hervor und rief: „Schande über solche Buben, die auf offener Landstraße also gegen Zucht und Sitte freveln; laßt uns ziehen in unserm Beruf!«

„Hollah!“ fluchte Udo, „der Meister vom Pinsel fuchtelt mit seinem Schwertlein, als wären wir Buben, die noch keine Klinge gesehen, und das Täublein kreischt, als sollte sie von einem Adler zerrissen werden, und wir wollten ihr ja nur einen warmen Schlag anweisen!“ Damit faßte er die Jungfrau fest um den Leib.

Da brüllte der Reisende: „Gottverfluchte Strolche!“ und stieß mit gewaltiger Faust dem Junker das kurze Schwert gegen die Brust, aber der Stoß glitt ab, und drang mit solcher Gewalt demselben in den rechten Arm, daß er seine Beute fahren ließ.

„Gib dem Schurken den Lohn!“ schrie er seinem Bruder zu, „er hat nach mir gestochen,“ und im Nu riß dieser sein langes, schweres Schwert aus der Scheide und schlug den unglücklichen Maler über den Kopf, daß er betäubt auf den Hals seines Rößleins sank. Noch einige gewaltige Schläge über das bloße Haupt — und er stürzte vollends zur Erde.

Jetzt riß Emich die Jungfrau, die mit ihrem Vater auf den Boden gesunken war und ihn krampfhaft umklammert hatte, von ihm weg und hob die ohnmächtig gewordene vorne auf den Sattel, schwang sich dann wieder auf's Roß und den Maler in seinem Blute wimmernd verlassend, zogen die Junker rasch von dannen, und begannen straßenabwärts zu traben, als ihnen aus dem Dörflein Kappel Leute entgegenkamen.

Schon dunkelte es, als sie in der Nähe von Pfedelbach den Fuß des Gebirgs erreichten, und jetzt erst hielten sie an, um ihre Rosse ausschnaufen zu lassen, die bis in die Kniee in den lehmigten Boden des Feldes bei jedem Schritte eingesunken waren.

Noch lag die Jungfrau in halber Ohnmacht ihrem Räuber im Arm, während ihre zarten Glieder an der Seite des Rosses

herabhingen. Nur einzelne Schmerzensschreie stieß sie von Zeit zu Zeit aus, dann sank sie wieder in ihren bewußtlosen Zustand zurück.

„Hier müssen wir Halt machen," sprach Emich, „denn mein Arm schmerzt mich unerträglich — alle Teufel, der verfluchte Maler hat mich schlimm getroffen und es wird mir fast dunkel vor den Augen durch das viele Blut, das ich in raschem Ritt verloren."

„Bin auch wie gelähmt," entgegnete Udo, „durch das Wettermädel, die wie ein Sack in meinem rechten Arm liegt — ja dort an dem Felsen, wo das Brünnlein sprudelt, steigen wir ab und ruhen eine Weile, da will ich Deine Wunde auswaschen und verbinden."

So ritten sie noch einige hundert Schritte, dann stieg Udo aus dem Sattel und legte seine unglückliche Beute auf einen hervorspringenden Felsen. Auch Emich stieg ab und setzte sich neben sie, die Zügel beider Rosse in die Linke nehmend und aus der Seitentasche der Jungfrau ein weißes Linnentüchlein ziehend, das er seinem Bruder übergab.

Der aber streifte ihm den Aermel auf, wusch die Stichwunde aus und verband sie, so gut es gehen mochte, aber noch war er nicht ganz fertig, da schrie das Mägdlein verzweifelt auf, erhob ihr blasses Angesicht und sprang dann — als sie sich allein neben ihren Räubern erblickte, mit einem Satze auf, um die Flucht zu ergreifen.

„Halt, schönes Täublein," lachte gellend Emich und faßte sie mit der linken Faust am Arm, daß sie ächzend zurücksank — „wollen Dir die Flügel beschneiden, bis Du Dich angewöhnt an unser Futter und den warmen Schlag auf Burg Maienfels!"

„Um aller Heiligen willen — wo ist mein Vater — wo bin ich? O, habt Erbarmen, wie Gott sich einst erbarmeu

möge in Euerer letzten Sterbestunde — bringt mich zu meinem Vater!"

"Der wird schon nachkommen," sagte Udo — "haben ihm den Weg gezeigt — wenn auch heute Nacht nicht mehr, doch morgen früh — nur Euch nahmen wir gleich mit —"

"Gerechter Gott!" schrie das Mägdlein — "seht Ihr da drüben nicht blutige Wolken im blassen Mondschein aufziehen — das ist ein Zeichen des Himmels — laßt ab von Eurem Frevel und bringt mich zu meinem Vater!"

Und es war kein Fiebertraum und täuschend Gesicht der Jungfrau — denn wirklich zogen über dem schwarzen Tannengebirge blutrothe Wolken auf und die Luft schien wie mit Feuer und Blut und weißen Strahlen vermischt.

Erstaunt blickten die Junker zum Himmel auf und bekreuzten sich bei dieser sonderbaren, schrecklichen Erscheinung, aber als sie erblaßte, rüsteten sie sich trotz allem Flehen und Jammern und Ringen ihres Opfers zum Weiterritt, und Udo warf sie wieder mit fester Faust auf den Sattel und schwang sich zu ihr auf's Roß.

Lange ritten sie langsam die Steige hinauf und dann eine Stunde Wegs auf der Ebene durch einen finstern Tannenwald, dann bogen sie rechts ab, als drüben über dem Brettachthale im schwachen Mondlicht, das durch zerrissene Wolken über die wilde Gegend sich brach, das Schloß Maienfels herüber schimmerte mit seinen weißen Mauern und Thürmen.

An einem steilen, steinigten Waldhang angekommen, stiegen sie ab und ließen nur die Jungfrau im Sattel sitzen, die endlich ermüdet und hoffnungslos, ihren Räubern zu entrinnen, sich wie ein Schlachtopfer in ihr Schicksal ergab.

Auf krummem Waldpfad ging es hinunter in das Thal, aus welchem das Rauschen eines Waldbaches und das einförmige

Klappern einer Mühle heraufschallte, und als sie das Thal überschritten, wieder einen jähen Felspfad hinauf.

Plötzlich tönte ein rollendes Geräusch, wie dumpfer ferner Donner, durch das Thal, und mit einem Schlag glänzte Burg Maienfels in rothem Feuerschein herunter, als stünde es in Flammen — dann flog dieser Schein weiter und beleuchtete schauerlich das nächtliche Dunkel des Thales und die waldigen Berghänge, und wieder hielten die Junker erstaunt an ob der seltsamen, furchtbaren Erscheinung.

Wieder flehte die Jungfrau um Erbarmen und wies auf diese Drohung des Himmels — aber vergebens, keuchend schritten die Junker den Pfad hinauf und führten ihre Rosse fest am Zügel, welche ängstlich aus ihren Nüstern bliesen, als sei es nicht geheuer.

Endlich standen sie vor dem äußern Thor und ein Zeichen mit einem Hüfthorn, das der Wächter erwiederte, kündete demselben an, daß die Burgherren angekommen, und das Pförtlein öffnete sich nach kurzem Harren.

Aber mit schreckensbleichen Gesichtern liefen die Knechte im Hofe umher, denn sie Alle hatten gesehen, wie der Himmel ganz in Flammen und blutrothe Wolken so eben noch über das Thal hinabgeflogen und ferne die Gebirge beleuchteten, und als sie sahen, daß Udo eine blasse Jungfrau, ein Bild des Jammers und der Verzweiflung, vom Rosse hob, da zischelten sie sich in die Ohren, daß diese Heimkehr der wilden Junker der Burg nichts Gutes bringen werde.

„Flugs!“ schrie Emich — „was steht Ihr da, wie die Salzsäule des Weibes Loths, führt die Rosse in den Stall und leuchtet uns hinauf in unsere Gemächer, denn es fröstelt mich — bin etwas wundfiebernd und sehne mich zum warmen Ofen.“

„Ihr hängt ja den Arm so lahm herab“ — entgegnete der Thorwärter; „edler Junker — ist Euch was zugestoßen?“

„Wo man Bäume fällt,“ brummte dieser, „gibt es auch Spähne! kommt nur gleich mit und leget mir einen kunstgerechten Verband an, denn der Nothbehelf — spüre ich — will nimmer zureichen.“

„Und die Elsbeth — wo ist die alte Hexe?“ rief Udo, „brauche eine Zofe für das zarte Kind, daß sie ein feines Gemach zurichte, wenn der Imbiß fertig. — Du aber, Philipp, greife dem schüchternen Ding unter die Arme, die ganz lahm ist vom ungewöhnten Ritte, daß wir sie zusammen hinaufbringen.“

Nach diesem Hin- und Herreden stiegen die Angekommenen die breite Wendeltreppe hinauf in ein geräumiges Gemach. Emich wurde verbunden und die alte Elsbeth trug ein warmes Gericht auf, indeß ihr Mann, der langjährige Diener Leonhard, einen großen Krug mit Wein auf den Tisch setzte.

Ermattet war die Jungfrau in einen Lehnsessel gesunken — denn alles Erlebte, der Anfall, der Sturz ihres verwundeten Vaters, ihre Gefangenschaft, der düstere Weg, die Schreckenszeichen des Himmels und nun ihre augenblickliche Lage in einem fremden Raubschloß und in der Macht zweier roher Junker — das Alles kreuzte sich in ihrem verworrenen Gehirn, während ihre Glieder sie entsetzlich schmerzten und Arme und Beine wund waren von dem gewaltsamen Ritte, den sie in quälender Lage durchgemacht hatte.

Wie sehr auch Elsbeth bemüht war um sie, und ihr in die Ohren flüsterte, wie angenehm sie es auf der Burg haben werde, wenn sie sich nur erst vom Schrecken erholt und etwas angewöhnt habe — so stieß die Unglückliche doch das alte Weib mit Unwillen von sich, bis diese gereizt in Hohn ausbrach und

ihr zugeiferte: „Was will das Prinzeßlein? soll ich ihr eine adelige Kammerzofe holen, die im Vorgemach auf jeden ihrer Winke lausche? — o, Du wirst noch froh an mir sein, wenn Du nicht bald kirre wirst und man Dir Dein Brautlager drunten bettet im Burgverließ, wo der Wilddieb erst gestern verendet und der verwesende Leichnam Deine einzige Gesellschaft ist — doch so verrückten Trotz wirst Du nicht lange bieten — wärst nicht die Erste, die den Junkern zur minniglichen Kurzweil gefügig war —"

„Stille, Elsbeth!" rief Udo, „und Du, schönes Täublein, gib Dich auch zufrieden und nimm an unserm Imbiß Theil, denn Du bist erschöpft von dem Ritte und bedarfst der Stärkung, dann aber mag Dich Elsbeth in Deine Kammer geleiten — will Dir nicht in der ersten Stunde zusetzen mit süßen Worten und um Deine Gunst buhlen, die Du mir besser freiwillig erzeigest, als daß ich sie mit Gewalt erzwinge!" Kein Wort kam auf diese schreckliche Rede über die Lippen der Jungfrau, nur ein wimmerndes Seufzen rang sich aus der Tiefe ihrer Brust und Gedanken blitzten in ihr auf, im ersten Augenblicke, wo sie allein wäre, lieber den Tod zu suchen, als ein Opfer wüster Lust zu werden.

„So kommt" — sprach Elsbeth — „wenn Ihr kein Verlangen traget, einen Nachtimbiß zu Euch zu nehmen — im Bette ruhen Eure gequetschten Glieder besser und sanfter, als hier im Lehnstuhl," und damit faßte sie das Mägdlein um die Hüfte und schleppte sie über den Gang in ein kleines Gemach.

Freundlich war die kleine Stube zu einem Frauengemache hergerichtet, ein nettes rundes Tischlein stand an der Wand, darüber hing das Bild Mariens, der Himmelskönigin — ein eichener Kasten mit künstlichen Holzschnitzereien nahm gegenüber die Wand ein, und in einer Vertiefung derselben wallten far-

bige Linnen herab, welche, als Elsbeth sie öffnete, ein weiches Bett zeigten.

Schaudernd wendete sich die Jungfrau davon ab und wollte lieber auf einem Stuhle sich niederlassen, um ihre sie schmerzenden Glieder auszuruhen, aber die Alte schalt in heftigen Worten ihr dummes Begehren, und nöthigte sie, die Kleider mit Gewalt abstreifend, das Bett zu besteigen. Darauf nahm sie die Oellampe, wünschte ihr gute Nacht und schlich zur Thüre hinaus, die sie von außen verriegelte.

Kaum waren die Tritte des häßlichen Weibes auf dem Gange verhallt, so stieg die Jungfrau wieder aus dem Bette, zog ihre Gewänder an und tappte nach dem Fenster — denn ihr Entschluß stand fest, lieber durch einen schwindelnden Sturz ihrem Leben ein Ende zu machen, als den wüsten Junkern sich zu ergeben — sie riß die Fenster auf, aber ach! ein eisernes Gitter faßten ihre Hände, und wie sehr sie auch rüttelte, die Klammern waren zu fest eingelöthet, als daß sie es der verzweifelten Kraft ihrer Arme nachgaben.

Halb ohnmächtig vor Verzweiflung warf sie sich auf den Boden an dem Tische, hinter welchem an der Wand sie das Muttergottesbild erblickt hatte, und flehte zu dem von Finsterniß umhüllten Bilde hinauf um Rettung und Erlösung aus ihrer entsetzlichen Noth.

Da rollte es wie ferner Donner immer näher und näher, und plötzlich leuchtete ein blutrother Schein herein und zeigte ihr das Bild der gebenedeyten Jungfrau, das sie anzulächeln schien. Verworrene Stimmen schallten durch die Burg — und durch das Fenster erblickte die Gefangene das tiefe Waldthal unter sich und drüben die waldigen Gebirge, als stünden Erde und Himmel in Flammen.

Wie schrecklich auch diese Feuerzeichen waren und wie dumpfer

und dumpfer der Donner auch heranrollte, das Mägdlein dachte nur an sich, an ihre Rettung, und lag auf den Knieen, die Hände flehend nach dem Muttergottesbilde ausgestreckt.

Da mit einmal rollte ein neuer Donnerschlag, und die Grundvesten der Burg erdröhnten und wankten unter ihr, die Fensterscheiben klirrten zerbrochen um sie her, und sie selbst fiel, wie von unten emporgeworfen, mit dem ganzen Körper zu Boden.

Ein schrecklich Geschrei schallte durch die Burg — aber während die Jungfrau sich wieder auf die Kniee erhob, folgte ein zweiter unterirdischer Stoß, der sie niederwarf und die festverriegelte Thüre aufsprengte. Die dicksten Wände und Mauern schwankten hin und her, ein fürchterlich Geprassel von Ziegeln und Schornsteinen folgte dieser Erschütterung und bei dem Feuerschein des Himmels sprang die Jungfrau auf und wollte hinaus auf den Gang und die Wendeltreppe hinunter. Alles schwankte um sie her und jeden Augenblick schien es ihr, als ob die Mauern über sie zusammenstürzen werden, und aus allen Ecken gellte das verzweifelte Geschrei der Burgbewohner, die nicht anders meinten, denn der jüngste Tag wäre angebrochen und die Welt gehe unter.

So unter dem Schwanken und Zittern der Felsen und dem Krachen und Einsturz manches Thurmes floh das Mägdlein über den Hof und durch die von selbst geöffneten Thörlein der Mauern, wie durch ein Wunder unverletzt, und bei dem Scheine des gerötheten Himmels erreichte sie athemlos die Straße, welche auf die Hochebene führte.

Fort und fort erfolgten noch schwache Stöße, wie von einem Erdbeben, fort und fort rollte der Donner, und wenn auch schwächer, war doch der Himmel noch rings umher mit blutrothen Wolken umhängt.

Endlich, als sie eine halbe Stunde auf der allmählig aufwärtsführenden Straße fortgeeilt war, sank sie erschöpft nieder an einem Kreuzbilde aus Holz, wovon jetzt noch der dort stehende Weiler den Namen „Kreuzle" führt, und dankte dem darauf gemalten Muttergottesbilde für die wunderbare und gnädige Rettung.

Erst nach langer inbrünstiger Andacht blickte sie um sich, und gewahrte in nicht großer Entfernung ein Licht flackern. Unbekannt mit der Gegend und überlegend, daß sie ohne fremde Hülfe nicht weiter kommen könne, auch erschöpft von Allem, was seit dem Untergange der Sonne mit ihr vorgegangen, raffte sie sich wieder auf und beschloß, bei Menschen ein Obdach zu suchen und eine Stärkung für ihren Hunger.

Bald stand sie vor einer niedern Strohhütte, um welche ein kleiner Garten sich zog, und klopfte sachte an den Laden, durch dessen weite Spalten das Licht ihr den Weg gezeigt hatte, aber keine Antwort erfolgte, und nur ein leises Schluchzen und Wimmern von Kinderstimmen war vernehmbar.

Auf ein wiederholtes Klopfen schrieen dieselben Stimmen laut auf, und zwischen hinein tönte die rauhe, barsche Frage: „Wer ist zur späten Stunde, in dieser schrecklichen Nacht draußen? — Alle guten Geister loben Gott den Herrn!"

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" antwortete die nächtliche Wandererin mit flehentlicher Stimme — „eine arme Verirrte, die Obdach suchet bei frommen Christenleuten — o machet mir auf und reichet mir einen Bissen Brod und einen Trunk Wasser!"

Da öffnete sich der Laden und ein bärtiges Gesicht zeigte sich im Scheine des brennenden Kienspanes, der auf einem eisernen Gestell in der Mitte der Stube stand.

„Wer seid Ihr?" wiederholte es mit rauhem Tone, „und

was treibt Euch in dieser furchtbaren Nacht, wo die Höllengeister losgeworden, in diese Gegend?"

„Sollt Alles erfahren, guter Alter! nur laßt mich vorerst eintreten in Euer warmes Stüblein und dort auf's Neue mich auf die Kniee werfen, um der heiligen Mutter Gottes zu danken für meine Errettung aus den Klauen teuflischer Menschen!"

Auf diese Worte hin riegelte der fremde Mann seine Hausthüre auf und die Flüchtige sank erschöpft neben dem Ofen nieder.

Mitleidig reichte ihr das Weib, um das sich ein halbes Dutzend Kinder in zerrissenen Fetzen drängten, ein wenig warme Milch, und nachdem das Mägdlein sich etwas erholt hatte, begann sie Alles zu erzählen, was ihr begegnet und wie wunderbar sie errettet worden, und dann fiel sie wieder auf die Kniee und dankte in brünstigem Gebete der heiligen Jungfrau für ihre gnädige Hülfe.

Erstaunt hörte ihr der Hausbewohner, ein armer Weber, zu, und sein Weib beeilte sich, dem unglücklichen Kinde eine Suppe zu kochen, während er einen Bund Stroh neben den Ofen hinbreitete, daß sie darauf ihre müden Glieder ausruhen lassen möge.

„Das ist eine entsetzliche Nacht," sprach er, „und wir glaubten nicht anders, denn die Erde spalte sich und der Himmel regne Feuer, um die Welt zu verschlingen und zu verbrennen. Ja, Strafgerichte sind im Anzug, denn seit diesem Monat thürmten sich Donnerwetter auf, mitten im Winter, wie sie der älteste Mann sich nicht erinnern kann.

„Auch hat ein fremder Bergknappe, der vor acht Tagen in Maienfels war, erzählt, daß droben am Bodensee an der Schweizergränze zweimal schon sei ein Erdbeben verspürt worden, wodurch Häuser, Dörfer und Burgen zerstört wurden.

Das Erdreich eines Bauernhofes habe sich haushoch hinaufgezogen und sei plötzlich hinunter in einen Abgrund gesunken — die Ströme seien wie Gewölbe aufgelaufen und Hügel und Berge gesunken, so daß man den Glockenthurm der Stadt Constanz vom Schloß Meersburg aus nun sehen könne, während derselbe vor dem schrecklichen Ereignisse nicht habe erblickt werden können. Der brennende Himmel aber deutet als Vorbote auf ein großes Blutbad; ja es werden jämmerliche Tage in der nächsten Zukunft kommen — hatte der Bergknappe erzählt — denn ein frommer Priester droben an der Donau, mit Namen Matthäus Chorsang, der predigte auf den Gassen von der Tyrannei der Päbste und der Fürsten, gegen die Pracht und Schwelgerei der Herren und des Adels, die den Schweiß und Fleiß der Unterthanen und ihre Hütten und Ernten verzehren. Schon halle diese mächtige Predigt von einem Ende des Schwabenlandes zum andern, und an der Schweizergränze, und an der Donau breche der Aufruhr der Bauern und Hörigen in helle Flammen auf gegen ihre Mißhandlungen und Freventhaten.

„Wollte Gott!“ setzte er hinzu, „daß die gellende Pfeife der aufständischen Bauern auch bald durch unsere Wälder und Schluchten sich hören ließe, denn diese Junker zu Maienfels sind reif zur Strafe, für allen Frevel, den sie tagtäglich ausüben gegen ihre armen Unterthanen, und ihnen kaum einen Fetzen auf dem Leib, kaum ein mager Kühlein im Stalle lassen!“

---

Einige Wochen später saß Agnes, so hieß des Malers Töchterlein, bei der Aebtissin im Kloster Lichtenstern, das in einer dunkeln Waldschlucht auf einem Hügel lag, hinter welchem sich das Gebirge von Löwenstein erhebt.

Glücklich hatte das arme Kind nach jener Schreckensnacht

dieses Kloster erreicht, denn der mitleidige Weber hatte sie in aller Frühe aus seiner Hütte auf einen Esel gesetzt, weil sie zum Gehen zu erschöpft war, und als den sichersten Ort vor jeder Verfolgung und Gefährdung das Kloster Lichtenstern ausersehen.

Ueber tiefe Schluchten, mitten durch lauter Wald, der nur selten eine Aussicht in das freundliche Thal mit seinen weiten Feldern und zahlreichen Dörflein bot, waren sie zur guten Vormittagsstunde an der Klosterpforte angelangt, und erfreuten sich eines freundlichen Einlasses von der Pförtnerin.

Auch die Aebtissin nahm sich der Flüchtigen mit christlicher Barmherzigkeit an und versprach ihr Unterkunft zu gewähren, bis sie wieder durch Boten und Briefe an die Grafen zu Neuenstein Kunde erhalten von ihrem Vater, und mit selbigem weiter ziehen könnte.

Aber schon am zweiten Tage kam der Klosterjäger, welchen die Aebtissin ausgesendet hatte, mit der Nachricht zurück, daß man nächst dem Dörflein Kappel einen fremden Mann im Blute gefunden, der noch selbige Nacht in der Stube eines mitleidigen Müllers an seinem Blutverluste gestorben sei.

So war Agnes eine Waise und in ihrem großen Schmerz und Leidwesen beschloß sie, eine Braut Gottes zu werden und als Schwester in das Kloster Lichtenstern einzutreten, wo sie mitleidige Unterkunft gefunden.

Die ganze Umgegend stimmte durch ihren düstern, einsamen Anblick mit dem Schmerze ihrer Seele. Die finstern, waldigen Berghänge der Schlucht mit den stillen, schilfbedeckten Seen und Fischwassern, und der schmalen Aussicht hinunter in das Weinsberger Thal, als einem schwachen Lichtstrahl, der aus der Ferne von der Welt in die Mauern des Klosters fiel — Alles vereinigte sich, um ihren Entschluß zu befestigen, hier ihr künf-

tiges Leben zuzubringen im Dienste des Himmels, der vor Kurzem seine Strafgerichte der sündigen Welt so furchtbar gezeigt hatte.

Auch heute, als sie bei der frommen Aebtissin saß, wurde sie in ihrem Vorhaben bestärkt, denn als der Beichtvater des Klosters in das Gemach trat, fiel das Gespräch sogleich auf die bewegliche Zeit und die sündige Welt.

„Wunder über Wunder und Zeichen über Zeichen geschehen“ — klagte dieser und bekreuzte sich, „denn rings in der christlichen Welt schlagen die Wogen aller denkbaren Frevel zusammen. Ueberall herrscht Todtschlag, Krieg und Raub, und der Schwache erliegt der Gewalt des Mächtigen. Wie das Vieh schindet der Ritter seine Hörigen und vergreift sich frevelnd an der Kirche und ihren Dienstleuten, die von dem Adel wie von Wölfen zerrissen werden.

„Bald werden wir erleben, was der Himmel der Welt angedroht mit Erdbeben und feurigen Wolken — bald werden wir Kunde erhalten aus dem heiligen Lande, daß Gott die Ungläubigen zu seinem Würgengel ausgesendet über die christlichen Kriegsheere, die um das heilige Grab streiten.

„Zeichen und Wunder geschehen. — Viele Burgen sind eingestürzt, wie allwärts die Kunden berichten von Falkenstein, Leonberg, Wildenstein, Rechbergstein, Rabenstein, Gutenberg. Sie alle hatten das Loos wie unser benachbartes Löwenstein, das jämmerlich in Trümmer geworfen wurde.

„Alles, Alles kommt an's Strafgericht, und die Seelen der in Sünden und Frevel Dahingefahrenen und Erschlagenen schweben zwischen Himmel und Erde in feuriger Gestalt auf feurigen Rossen, und wenn man sie beschwört und fragt, wer seid Ihr und was habt Ihr im Leben gethan? — dann seufzen sie und sprechen: „Wir sind die Seelen erschlagener Ritter und

Kriegsleute — unsere Waffen und Rosse, die Werkzeuge unserer Sünden, sind jetzt unsere Strafe, denn Alles ist an ihnen eitel Feuer und peiniget uns ewiglich — nur durch Beten und Almosen und Spenden an die Gotteshäuser können wir erlöst werden!"

"Habt Ihr's nicht gehört, ehrwürdige Frau" — fuhr der Mönch fort — "was sich jüngst drüben in Magenheim zugetragen?

„Da reitet vor Kurzem der Ritter Albert von Zimmern und Berchtold, Graf von Eberstein, mit dem Herzoge Friedrich drüben im Zabergäu auf die Jagd, da erschien dem Albert Zimmern, der abseits gejagt einem großen Hirsch nach, ein bucklicht Männlein mit blitzenden Augen und spricht: „Folge mir, ich will Dich an einen Ort führen von wunderbarer Art zum Heil Deiner Seele." Der Zimmern folgte ihm mitten hinein in den Wald und erblickte auf einmal ein prächtig Schloß. Als das Männlein ihn nun durch's Thor geleitete und hinauf in den Rittersaal, allwo eine große Versammlung an der Tafel saß und ihn mit stummem Kopfnicken begrüßte; als er sich Alles angeschaut, dann auf den Rath seines Führers sich stumm verabschiedete und das Schloß verließ, sprach das Männlein: "Der Vornehmste unter denen, die Du gesehen, das war einst Dein Bruder Friedrich von Zimmern, und die Andern waren seine Ritter und Knappen und leiden jetzt grausame Qual, zur Strafe, weil Friedrich einst seine Unterthanen hart beschwerte und ihren erpreßten Schweiß an der Tafel, auf der Jagd und im Kriege verpraßte. Also müssen sie leiden, bis Gott sich ihrer erbarmt. Nun siehe zu und laß es Dir zur Lehre dienen, was Du erblickt. — Aber jetzt schau zurück, damit Du glaubst, was ich Dir gesagt."

„Als nun der Ritter nach dem Schloß sah, war das Männ-

lein verschwunden und wo das Schloß gestanden, schlug ein schwefelich Feuer in hohen Flammen zum Himmel, daraus eitel Jammergeschrei und Klagegewinsel erscholl; darob erschrack der Ritter dermaßen, daß er, als er zu Herzog Friedrich kam, dieser ihn nicht sogleich erkannte, denn sein Haar und Bart, so jung er war, hatte sich vor Schrecken weiß gefärbt.

„Zur Erlösung der armen Seelen baute nun der Zimmern oberhalb des Schlosses Magenheim ein Kloster auf der Stelle, wo er das Höllenschloß gesehen, und der Herzog Friedrich wies hiezu den Zehnten und andere milde Gaben an. Der Graf Eberstein aber nahm die bedenkliche Mähre auch so zu Herzen, daß er beschloß, ein Kloster auf dem Schwarzwalde zu bauen, das Frauenalb heißen soll. Aber nicht allein der Adel trägt die Schuld solcher Strafgerichte, sondern die ganze Welt und das gemeine Volk hat alle Zucht und Gottesfurcht vergessen, wie mir ein Mönch aus Kloster Hirschau geschrieben. Der meldet, daß an dem Abende vor dem Erdbeben zu Kupfenthal im Schwarzwalde die Leute mit Fackeln und Lichtern einen wilden Tanz unter der Linde des Dorfes aufgeführt. Zur selben Stunde sei ein Priester mit der heiligen Monstranz vorübergegangen mit zwei Meßknaben, welche ihre Glöcklein erschallen ließen. Der Vortänzer habe zu tanzen aufhören wollen, aber lachend habe ihm seine Tänzerin zugerufen: „Nur frisch drauf fortgetanzt! mein Vater hat viele solcher Glöcklein am Hals seiner Kühe!“ Da tanzten die Bauern fort, ohne das Heiligthum zu achten. Aber ehe der Tanz noch zu Ende, bebte der Boden und ein Wolkenbruch fiel vom Himmel, der Menschen und Hütten fortriß, und nach dessen Aufhören man weiter nichts gesehen, als einige todte Kinder in den Wiegen, die in den Bäumen hängen geblieben.“

Also erzählte der Beichtvater den staunenden Frauen von

dem Unwesen der adeligen Herren und dem Unglauben des gemeinen Volkes und den ewigen Strafen und Gerichten, die sie treffen — da öffnete sich die Thüre, und herein trat der Edle von Weinsberg, Schirmvogt des Klosters. Nachdem er sich ehrfurchtsvoll vor der Aebtissin geneigt und Platz genommen neben dem Beichtvater, der auf's Neue fortfuhr in seinem Gespräche von den Sünden dieser Welt und den himmlischen Strafgerichten, nahm der von Weinsberg das Wort:

„Ehrwürdige Frau!“ sprach er, „wir haben als Landvogt von Unterschwaben im Namen des Kaisers ein schwer Amt in dieser unruhigen Zeit, wo Niemanden seines Leibes und seines Eigenthumes sicher vor losen, blutdürstigen Buben, die in den Raubschlössern hausen und Alles unsicher machen.

„Kein Tag vergeht, wo nicht die Kunde eines Frevels zu meinen Ohren kommt und ich das Schwert der Gerechtigkeit schwingen muß über die Uebelthäter. Hab' da vor vierzehn Tagen auch so einen schlimmen Gesellen einfahen lassen und ihm Gleiches mit Gleichem vergolten — aber Gott sei's geklagt und allen Heiligen, ich habe jetzt selbst nach seinem Tode keine Ruhe vor ihm, und es rumort in meinem Schlosse allnächtlich.“

„Erzählt“ — bat die Aebtissin und schlug das Zeichen des heiligen Kreuzes — „was ist das für eine schaurige Mähre?“

„S' ist ein Nachbar von Euch,“ fuhr der von Weinsberg fort — „ein Strolch aus Maienfels, dem schon lange der Strick gehört hätte, dieweil er und sein Bruder ihr Wappen beschimpft und ein ruchloses Leben führen als gemeine Wegelagerer.“

„O Gott!“ rief Agnes, „das sind die Mörder meines Vaters — die mich zur Waise gemacht, die mich auf ihre Burg geschleppt, aus dem nur ein Wunder mich errettete.“

„Was höre ich?" — sprach der Weinsberger — „also Ihr, fromme Schwester, kennt diese Uebelthäter auch?"

„Ja," nahm die Aebtissin das Wort und erzählte die Geschichte der unglücklichen Schwester, nach deren Anhörung der Weinsberger aufsprang und betheuerte: „Wäre der noch Lebende nicht vor wenigen Tagen in die weite Welt hinausgeritten, nachdem er seine Burg einem Vetter verpfändet, so müßte heute noch sein Kopf unter dem Beile des Henkers fallen, und sollte er gleich dem Geiste seines Bruders in meinem Schlosse rumoren."

„So erzählt doch, gestrenge Gnaden," fiel der Beichtvater ein, „was es für eine Bewandtniß mit dem Maienfelser hat?"

„Nun," begann der von Weinsberg — „der Ritter Emich, der jüngere Burgherr, raubte schon lange mit seinem Bruder. Da ritt er kürzlich hinüber in das Murrthal, gegen Backnang zu, mit drei seiner Knechte. Dort warf er einen Müller nieder auf offener Straße, der auf den Fruchtmarkt wollte nach Hall, und da er wenig Gulden bei ihm fand, schleppte er ihn nach Maienfels und legte ihn in das Burgverließ. Einen seiner Knechte aber schickte er in des Müllers Haus und ließ dessen Weib sagen, so lange sie nicht fünfzig Pfund Heller ihm nach Maienfels bringe, lasse er ihren Mann hungern, und wenn er drüber verende.

„Aber der Knecht kam in eine unrechte Mühle, wo der Herr auch nicht zu Hause war, und erst nach fünf Tagen erhielt das Weib des Gefangenen die Kunde, wo ihr Mann im Thurme schmachte. Entsetzt raffte sie all ihr Geld und ihr Geschmeide zusammen und eilte nach Maienfels, wo sie vor Tagesanbruch am sechsten Tage anlangte.

„Wie ein Wolf fiel der Junker Emich über das arme Weib her, nahm ihr das Geld ab und führte sie in den Thurm —

aber der Müller lag todt, er war verhungert, und hohnlachend trieb der Junker sie zur Burg hinaus.

„Der Müllerin Bruder aber, der Bäcker am obern Thor zu Weinsberg, kam nach einigen Tagen heulend auf mein Schloß und klagte mir die Frevelthat. Da sandte ich ein Dutzend Reisiger aus, den Junker zu fahen, und am dritten Tage hatten sie seine Spur, als er eben in Scheppach drüben zechte, warfen ihn nieder, banden ihn auf sein Roß und führten ihn gen Weinsberg.

„Das ganze Städtlein lief zusammen und schrie: man soll den verruchten, teuflischen Buschklepper gleichfalls in den Thurm werfen und ihn verhungern lassen.

„Obgleich ich dazu nicht Willens war, sondern ihn gedachte am Jahrmarktstage enthaupten zu lassen, so überredete doch der Müllerin Vetter meinen Gefängnißwärter mit Geld, daß er ihm keine Kost reiche, und der war ihm zu Willen, und ließ ihn elendiglich verhungern.

„Aber seitdem rumort er allnächtlich im Thurme, und ob ich gleich täglich die Oeffnung des Verließes habe zumauern lassen, worin der Junker seinen Tod gefunden, so gibt der Geist doch keine Ruhe und wälzt immer wieder die Steine weg, welche die Thüre verschließen *). — Bei allen Heiligen, ich wollte, ich hätte einmal Ruhe!“

„Euer Gestrengen,“ nahm der Beichtvater das Wort — „da gibt es nur ein Mittel: Ihr lasset für die abgeschiedene, verdammte Seele so lange Messe lesen, bis dieselbe aus dem Fegfeuer erlöst ist“ — und die geistlichen Frauen stimmten ihm

*) Diese Sage geht in Weinsberg von einem Raubritter, welchen der kaiserliche Landvogt Conrad von Weinsberg hatte im Thurme des Schlosses verhungern lassen.

bei, entsetzt für der schrecklichen Strafe, welche der Junker einst schon an Agnes verschuldet hatte.

---

Zwanzig Jahre später ritten an einem schönen Maientage auf der Straße zwischen dem Flecken und Frauenkloster Steinheim an der Murr und dem Dörflein Rielingshausen (einst Reginenshusen genannt) zwei Ritter dahin.

Von blank polirtem Stahl schimmerte die Waffenrüstung des Einen, und ein purpurrother Federbusch wogte lang vom Helme über den Backen hinab. Das Visier war aufgeschlagen und zeigte ein männlich volles Angesicht mit röthlich blondem Bart, der kurz zugeschnitten war.

In blauangelaufenes Eisen war der Zweite gehüllt, dessen breitschultrige Gestalt dem Reiter ein stattliches Ansehen gab. All sein ritterlicher Schmuck bestand in einem großen, rothen Horn von Kupfer, das er als Helmzier trug, und einem blanken Schilde.

In einiger Entfernung von ihnen rückwärts folgte den Rittern, von denen der Erste, Udo von Hohenrode, der Schirmvogt des Frauenklosters Steinheim, und der Zweite Ulrich von Warth waren, eine Dame auf weißem Zelter, in langem, schwarzem Gewande, mit einem weißen, schleierartigen Tuch das Haupt bedeckt, dessen Züge von einstiger seltener Schönheit zeugten, aber jetzt einen mild-ernsten Ausdruck angenommen hatten. Es war die Aebtissin des Klosters Steinheim, und neben ihr ritten einige Klosterknechte.

Sie zogen nach dem Dörflein Rietenau, das dem Abte des Klosters Hirsau gehörte nebst vielen Waldungen rings umher, und das dieser, in große Schulden gerathen durch das üppige Leben der Mönche, an das Kloster Marienthal in Steinheim vor wenigen Tagen verkauft hatte.

Die beiden Ritter voraus ritten eben, die Steige hinter sich, die aus dem Murrthale gegen Rielingshausen führt, dem Dörflein zu, da holten sie einen Haufen Reisiger ein, voraus ein Reiter, die Farben roth und weiß und die Grafenkrone auf Helm und Schärpe.

„Willkommen Edler von Wolfsölden,“ grüßte Ulrich von Warth, „wo fahret Ihr hin mit diesem Troß hinter Euch?“

„Will nach Schönthal hinüber nächst Backnang, um dort eine Kapelle zu errichten, die ich gelobet, und hole da aus meinem Dorfe Rielingshausen mir die Bauleute zu dem frommen Werke.“

„So reiten wir zusammen,“ sprach Warth, „bis auf die Frühmeßkapelle, der Wirth nächst dem Kirchlein mag uns dann auf das Roß ein Schöpplein reichen, denn die Sonne brennt schon heiß.“

„Immer durstig,“ lachte der Graf, — „ich kenne meinen edlen Warth — bin's zufrieden und nehme mit Freuden einen Trunk mit Euch ein. — Der Handel also abgemacht mit dem filzigen Abte zu Hirsau — muß tief in der Noth stecken, denn sonst gäbe er die herrlichen Waldungen nicht aus den Klauen.“

„Kommt!“ sprach der Klostervogt, „meine ehrwürdige Frau reitet dahinten und braucht gerade nicht zusehen zu müssen, wie wir einige große Becher leeren zum Voraus in den Weinkauf.“ Mit diesen Worten trieb er sein Roß an, und trabte rasch darauf los, die Andern ihm nach.

Der Wein beim Kapellenwirth mundete den durstigen Reitern und sie hatten manchen Becher auf dem Roß geleert, als allmählig die Klosterfrau sich näherte, und mit frohem Handschlag schieden sie von einander, denn der Graf ritt rechts ab und die Ritter links in den nahen, dunkeln Hardtwald, der am

Bottwarthal einige Stunden weit bis nahe zu den Abhängen gegen die Murr hin und Schloß Reichenberg sich erstreckte.

Still und düster war die einsame Waldesgegend, und das Schweigen unterbrach nur zuweilen ein Rudel Hirsche, die scheu über den Weg setzten, oder das Grunzen eines Ebers in den Sümpfen. Bald erreichten sie bei der Pelzbrücke über den Wüstenbach eine breitere und lichtere Waldstraße, die von Bottwar nach Backnang führte. Auf dieser ritten sie eine gute Weile fürbaß, dann bogen sie wieder in den dichten Wald ab und kamen nach einiger Zeit auf eine freie Anhöhe.

Eine prächtige Gegend lag im Sonnenschein vor ihnen, und es tauchten rings Höfe, Weiler und Burgen auf.

Hoch von waldigem Gebirge herüber glänzte das Schlößlein Ebersberg, und gleich unter ihm lag die verfallene Burg Weiseck oder Weißach, die einst einem mächtigen Herrn gehörte, der das Städtlein Backnang mit Mauern umgab, dessen Klosterthürme heraufblitzten.

Weiter hinten erhob sich das Schloß Bürg, und in der Ferne, halb von dunkeln Wäldern verdeckt, prunkten die Schlösser Hohenstaufen und Rechberg.

Gegen Osten aber schlängelte sich die Murr aus den Tannenwäldern Murrhardts wie ein silbernes Band, und über dem Thale wachte gleichsam Burg Reichenberg, dessen schlanker Thurm hell im Sonnenlicht schimmerte, während ringsum im Vordergrund die Wälder von Rietenau die Hochebene bedeckten. Von der Anhöhe hinab führte das Sträßlein wieder in eine tiefe Waldschlucht, und mitten aus Wäldern und Bergen fiel der Blick plötzlich auf die Burg Warth, ein finsteres Gemäuer, an dessen Stelle jetzt nur der Warthof noch anzeigt, daß dort einst ein Schlößlein gestanden.

Der Burgstall war nicht groß und bildete ein Viereck mit

drei Thürmen. Um denselben zog sich ein breiter Zuggraben, und das Gekläff vieler Rüden empfing die Angekommenen, die vor dem Thore Halt machten, um die Aebtissin hinter ihnen zu erwarten und sie in den Hof zu geleiten.

Eine sittsame Hausfrau empfing die Gäste und bat sie, vorlieb zu nehmen mit dem, was sie hier in dieser Waldeinsamkeit ihnen bieten könne, bedauernd, daß sie hier nicht so wohnlich eingerichtet sei, wie in ihrem früheren Wohnsitz bei Pforzheim, welches ihr Gemahl der Jagdlust wegen mit diesem vertauschte.

Indessen fanden die Gäste Alles gerüstet, bald dampften volle Schüsseln edlen Wildprets auf dem Tische, und die Ritter thaten sich gütlich bei duftendem Neckarwein.

Als des Mittags Gluth vorüber und ein kühler Wind gegen Abend durch die Wälder rauschte, stieg die Gesellschaft wieder zu Pferde, um das nahe Rietenauthal zu besuchen und der Aebtissin die Besitzung zu zeigen, welche er für ihr Kloster erkauft.

Begleitet von einer Koppel Hunde ritten sie hinab in das Thal und dem Bächlein entlang, da setzte plötzlich ein gewaltiger Hirsch durch die Erlenbüsche und im nächsten Augenblick zischte es wie ein Bolzen und schlug jenseits des Bächleins eine fremde Meute Hunde an. Noch einige Schritte, und die Gesellschaft befand sich auf einer kleinen Wiese und erblickte, wie der Hirsch sich in einem nahen Sumpfe ruhig niederlegte, als wollte er seine Wunde kühlen. Aber die Hunde wateten und schwammen rings auf ihn zu und fielen so lange über ihn her, bis er verendete.

Gleichzeitig trat ein Mann aus dem Gebüsch in der Tracht eines Jägers, es war der Rüdenmeister des Abtes zu Hirsau, und wie voll sein schwarzes, struppiges Barthaar sein Angesicht

verfinsterte, so sahen doch aus demselben recht gutmüthige freundliche Augen hervor.

„Willkommen, edle Ritter!“ sprach er, das grüne Barett mit Auerhahnenfedern geschmückt, schwenkend, — „seid Ihr gekommen die Wälder und Hirsche Euch etwas genauer anzusehen, welche der hochwürdige Herr Abt Rolland von Hirsau an das Kloster verkaufte — wahrlich s'ist ein Spottgeld — werdet's selbst sagen, wenn ich Euch hineinführe, ein Eilenberg, Steinberg, Uttmannsberg, Kohlfall, Wanzenau und Münchsgarten.“

Dann, als er die Aebtissin hinter dem Herrn erblickte, die bis jetzt eine stämmige Eiche seinem Auge entzogen hatte, beugte er sich tief zur Erde und grüßte: „Guten Abend, hochwürdigste Frau und Herrin, hoffe Eure Gnade und Huld mir zu erwerben, als treuer Forstwart, wie bisher bei der alten Herrschaft!“

Dann fuhr er fort: „auch möchte ich Euch darauf aufmerksam machen, daß dieser Wald einen großen Schatz enthält von der Natur, der manchem Menschen könnte förderlich und heilsam sein für die Gesundheit seines Leibes, so man Vorrichtung träfe. Sehet dort im Sumpf, in welchem der Hirsch liegt, sprudeln einige Quellen, die das Wasser bilden, die haben eine heilsame Kraft, denn alles verwundete Wild flüchtet dorthin und ich habe seine Kraft weiter erprobet mit meinen kranken Hunden und ihre schwachen Glieder kräftiglich gestärkt.“

„Aber jetzt kommet und schenket mir die Ehre Eures Besuches und sehet, wo Euer treuer Diener wohnt.“

Damit schritt der Jäger voran, und führte sie auf ein nahes, einsames Gehöfte. Es war ein geräumiges, altes Haus mit Hof und einer Mauer umschlossen — mit einem zahlreichen Hundestall, — wo heute noch der Schönbühlhof steht. Hirsch-

und Saufänger, Windspiele und Dachsschlupfer sprangen ihm lustig entgegen und ein munteres Weib in stattlicher Landestracht, mit zwei enggeflochtenen, blonden Zöpfen über den Rücken hinabhängend und einem gefalteten kurzen Rock, empfing schüchtern die hohen Gäste.

„Da wohnet Ihr ja so einsam,“ — sprach freundlich die Aebtissin zu der Hausfrau — „wie in einem Waldkloster!“

„O!“ entgegnete der Jäger, — „es gibt kein schöneres Leben, als mitten im Walde, ferne von dem Treiben der Welt, und meine Anna Maria hatte sich auch bald eingewohnt und möchte nimmer hinaus in ihren Geburtsort, nach dem Städtlein Backnang, außer wenn sie an Festtagen zur Kirche geht — auch haben wir einen Einsiedler ganz in der Nähe, der uns oft in den langen Winternächten erzählt von seinem früheren Leben, wo er noch als wilder Ritter Alles mitgemacht, was der Weltlauf ausweist. Er war im heiligen Land und hat am Hofe der Könige von Frankreich alle Lust des Lebens satt genossen, dann ist er schwermüthig geworden und halb irre, hat bald gebetet, bald geflucht, bis er den Frieden gefunden hat drüben im „Münchsgarten“, den er sich angelegt und wo er seine Hütte unter zwei Buchen aufgeschlagen.“

„Und wie lange wohnt Ihr denn schon hier?“ fragte die Aebtissin.

„Bin hier geboren,“ antwortete der Jäger — „ja, ehrwürdige Frau, das Geschlecht der Bärwarte, wie ich heiße, wohnt hier schon seit meinem Urahnen und hält hier den Hundestall, darum nennt man das Thal mit seinen paar Häusern weiter dort drunten auch allerwärts nur Rüdenau.“

„Also,“ fuhr die Aebtissin fort — „Ihr glaubet, daß die Sumpfquellen eine Heilkraft haben? dann will ich Euch einige Knechte schicken von Steinheim dieser Tage und Ihr sollt mit

ihnen der Quelle eine Ableitung geben, und ein klein hölzern Gebäude aufführen, auf daß Kranke und Sieche hier Gesundheit und Linderung finden mögen, und wenn es fertig ist, werde ich selbst Euch wieder besuchen und die Heilkraft erproben, denn ich werde manchmal heimgesucht von der Gicht. Auch will ich Brennholz anweisen aus diesen meinen Waldungen 50 Klafter jährlich als „Ewiges“ zu dem Badhäuslein.“

„Gott lohne Euch!“ dankte der Jäger — „für Eure Gnade — werdet sehen, welchen Segen Ihr gestiftet!“

„Aber den Eremiten möchte ich doch auch besuchen,“ sagte die Aebtissin, „wenn es heute nicht zu spät ist und seine Klause nicht zu entfernt von unserm Weg nach dem Schlößlein Wart.“

„Keine fünfzehnhundert Schritte liegt es abseits“ — nahm das Weib des Jägers das Wort, „und Ihr trefft ihn, denn vor einer halben Stunde ist er drunten über den Steg, wird draußen in Aspach gewesen sein, denn er war reich beladen mit allerlei Lebensmitteln.“

Nach kurzem Aufenthalte, während die Ritter die Hunde gemustert hatten, die nächst der Mauer in einer Reihe von Ställen lagen, brach die Gesellschaft unter Begleitung Bärwarts wieder auf und schlug den Weg zum „Münchsgarten“ der Klause des Einsiedlers ein.

Schon auf einige hundert Schritte Entfernung erblickten sie einen schönen, grünen Anger, umgeben vom dichtesten Walde, auf dessen Mitte zwei riesige Buchen standen, deren unterste Aeste in das Reisigdach der Klause verflochten waren und die sich mit der Rückwand an einen Felsen lehnte. Vor dem Eingange lag ein kleiner Garten mit einem Ziehbrunnen und daneben ein großes steinernes Kreuz.

Als sie dem Gärtchen sich genähert, trat der Einsiedler aus der Hütte, wo er eben sein Abendbrod verzehrte, um zu

schauen, wer, da er Pferdegetrappel vernommen, um diese Stunde noch seine Einsamkeit störe.

„Guten Abend frommer Bruder!“ grüßte mit freundlicher Stimme die Aebtissin, deren Zelter Bärwart führte — „wir stören Dich doch nicht in der Andacht“ — dabei flatterte vom Winde gefaßt ihr Schleier weit hinter sich und ließ ihr ganzes Gesicht in seinen vollen Umrissen erblicken, auf das der letzte Strahl der Abendsonne fiel und mit seinem Feuerscheine es röthete und es um viele Jahre verjüngte.

Sprachlos stand der Einsiedler, dessen Hauptthaare und Bart vor der Zeit ergraut zu sein schienen, und dessen scharfe Gesichtszüge zeigten, daß er nicht in den Jünglingsjahren das Mönchsleben ergriffen, sondern mancher Sturm darüber gefegt von Leidenschaft und Schicksalen.

Er starrte der Grüßenden lange in's Angesicht, ehe er den Gruß erwiederte, dann fiel er auf die Kniee und rief, die Stirne sich reibend: „Hochwürdige Frau — der Klang Eurer Stimme, und der Ton, der nicht hierländisch klingt, der Blick Eurer Augen und die Bewegung Eurer Lippen rufen mir Etwas in das Gedächtniß, das längst wie ein schlimmer Traum hinter mir liegt.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ sprach die Aebtissin — „aber auch ich glaube Euch schon einmal im Leben begegnet zu sein — ich bin kein Landeskind und Augsburg meine Vaterstadt!“

„Gerechter Himmel — alle Heiligen, stehet mir bei!“ schrie mit schmerzlichem Tone der Klausner — „Ihr seid's, ehrwürdige Frau — Ihr seid die Jungfrau, deren Vater ich erschlagen, ich, der teuflische Junker von Maienfels und mein elendiglich um's Leben gekommener Bruder Emich — Ihr seid die Jungfrau, die wir frevlerische Buben auf unser Schloß geschleppt und die bei dem schrecklichen Erdbeben, bei dem

Strafgerichte des Himmels, spurlos aus unseren Klauen verschwunden!"

„Die bin ich" — entgegnete die Aebtissin mit mühsamer Ruhe, denn die ganze Schauernacht stand mit all ihrem Entsetzen wieder so lebendig vor ihrer Seele, als wäre es von gestern, die Züge ihres Räubers waren plötzlich ihr so bekannt geworden, hatten sich so verjüngt und eine so erschreckende Wahrheit angenommen, daß sie fast selbst laut aufschrie.

„Ehrwürdige Frau!" schluchzte der Einsiedler — „könnet Ihr wohl verzeihen dem unwürdigsten Bruder, der vor Euch liegt — o habt Erbarmen mit mir und Eure Gnade lasset zum Balsam werden für die frisch aufgerissene Wunde, die Euer Erscheinen mir geschlagen. O viel habe ich gelitten in dieser Zeit, die zwischen meinem sündigen Frevel und diesem Augenblicke liegt, Lebensüberdruß, Reue, Verzweiflung haben wie giftige Schlangen an meinem Herzen ihre Zähne eingeschlagen — und Ruhe fand ich endlich nur in dieser Waldeinsamkeit und bei stündlichem Gebet zum barmherzigen Himmel!"

Bewegt betrachtete die Aebtissin den Unglücklichen — es war nicht mehr der trotzige, freche Junker, dem Nichts heilig und unantastbar gewesen — es war eine gebrochene, zerknirschte Gestalt, die vor ihr lag, und mitleidig reichte sie ihm die Hand, den Blick zum Himmel gewendet, und sprach mit bewegter Stimme: „So wahr der Himmel mir gnädig und Erbarmen hat mit seiner schwachen Magd — so wahr verzeihe ich Euch aus Grund meines Herzens! stehet auf — was geschehen, sei vergessen!"

Da sprang der Einsiedler mit verjüngter Kraft auf und streckte die Hände zum Himmel und rief: „Dank Dir, barmherziger Vater — mein Herz ist gesundet, ich habe Ruhe ge-

funden durch die Huld Deiner treuen Magd und kann nun in Frieden sterben! — Amen!"

Gerührt standen die Ritter, Bärwart und die Knappen umher und sprachen halbleise „Amen!"

---

Noch steht das Schloß Maienfels; zerbröckeln auch mehr und mehr seine dicken Mauern, die manchen Sturm erlebt und zuletzt im Jahre 1441 von den Hallern und anderen Reichsstädten als Raubnest gewonnen wurden und diesen offene Thore gewähren mußten, wobei sie die Edelfrauen mit einem Maulesel und was dieser hat tragen können, frei hatten abziehen lassen — noch das Kloster Lichtenstern und die Mauern von Mariathal in Steinheim — aber keine Hora's der Nonnen erschallen mehr daraus, denn die Reformation vertrieb ihre Bewohnerinnen. An Hohenrode erinnert uns nichts mehr, als der Name der Waldbezirke zwischen Rietenau und Aspach. Von der Klause des Waldbruders ist nichts übrig geblieben, als die Cisterne, und auch von Warts Burg schauen nur noch einige spärliche Trümmer düster aus den Waldbergen hervor. Aber das Bad in Rietenau wird heute noch besucht und die Heilkraft seiner Quellen bewährt sich noch in der Gegenwart.

---

# Das Ende des Hauses Helfenstein.

Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Von

Dr. Wilhelm Binder.

Es war ein herrlicher Frühlingsabend des Jahres 1602, die untergehende Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Höhen und Wiesengründe des lieblichen Gaisthälchens, das sich von Wiesensteig bis gegen Geislingen hinabzieht, als eben ein wunderhübsches Landmädchen ihre kleine, nur aus wenigen Schafen und Ziegen bestehende Heerde von dem gewöhnlichen Weideplatze an den Felsklippen des Drackensteins, wo die Thiere sich den Tag über an den kräftigen Alpenkräutern erlabt hatten, nach dem gleichnamigen Dörfchen, ihrer Heimath, zurücktrieb. Kaum erst sechszehn Lenze hatte dieses zarte Geschöpf gesehen; Einfalt und Sittenreinheit strahlten von ihrem holden Angesichte, süßer Friede leuchtete aus dem schönen, großen Augenpaare, dem treuen Spiegel ihrer reinen Seele. Noch hatte sie nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, da sah sie in einiger Entfernung einen jungen Mann regungslos auf

einer der hervorspringenden Klippen daliegen. Erschreckt von dem unerwarteten Anblicke, hemmte sie ihre Tritte. „Gehe vorüber!“ rief ihr die jungfräuliche Sittsamkeit zu, und sie wollte schon diesem Gebote Folge leisten, als das Mitleid ihr zuflüsterte: „Bleibe, und sieh nach! wenn dieser arme Jüngling nicht todt wäre, wenn er Deiner Hilfe bedürfte . . . .“ Das Mitleid siegte, und die schöne Hirtin näherte sich dem Verlassenen.

Sie richtete sein Haupt auf und sah mit Entsetzen, daß ein heftiger, schon halb geronnener Blutstrom von der linken Seite herabgeflossen war; sie legte ihre zitternde Hand auf sein Herz, dessen Pulse stockten. Aber schon nach einigen Minuten rief sie freudig aus: „Gott sei Dank, er athmet wieder, er lebt!“ Nun wischte sie mit einer Hand voll frischgepflückten Grases das Blut ab, verband die Wunde mit ihrer Schürze und bemerkte, wie der Jüngling ein mattes, um Hilfe bittendes Auge zu ihr emporschlug. Jetzt holte sie eine ihrer Ziegen herbei, drückte dem Erschöpften deren volles Euter in den halb geöffneten, nach Labung lechzenden Mund, erquickte ihn mit dem frischen Tranke, und nach wenigen Augenblicken schon vermochte er einige schwache Laute des Dankes hervorzustammeln. Endlich kehrte ihm die Besinnung wieder zurück, und er heftete Blicke des Entzückens und der Bewunderung auf die holde Mädchengestalt. „Liebliches Geschöpf!“ — rief er — „Dich sandte der Himmel zu meiner Rettung; ein Wesen höherer Art erschienst Du mir, und — ich irre mich gewiß nicht — Du bist es auch.“ — „Nicht doch,“ entgegnete das hocherröthende Mägdlein — „ich bin nur einer armen Wittwe Tochter, heiße Genovefa Merz, und nur ein halbes Stündchen von hier, drunten in dem Dörfchen Drackenstein, befindet sich unsere kleine Hütte. Dahin, guter Jüngling, folge mir, um Dich vollends zu erholen.“

Gestützt auf den schönen Arm seiner Wohlthäterin, überließ sich der junge Mann ihrer sanften Leitung. Schon waren sie in der Nähe des Dorfes angelangt, als sie einen stattlichen Ritter im Jagdgewande auf hohem Rosse, gefolgt von mehreren ebenfalls berittenen Jägern und Dienern, das Thal herabsprengen sahen. Der Jüngling erkannte in dem Ritter seinen Vater; das unerwartete Erscheinen desselben machte ihn im ersten Augenblicke bestürzt, er konnte kein Wort hervorbringen; aber schnell war er wieder gefaßt und flüsterte seiner Begleiterin die Worte zu: „Lebe wohl für heute, meine liebe Genovefa, komme von übermorgen an jeden Abend an denselben Platz, wo Du mich heute gefunden hast; sobald meine Wunde völlig geheilt ist, und das wird schon nach wenigen Tagen geschehen sein, sehen wir uns dort wieder, — dann empfange meinen Dank. Vergiß aber ja nicht, Dich einzufinden!" Mit einem warmen Händedrucke, und dem gegenseitigen Versprechen, sich nächster Tage am Orte ihrer ersten Begegnung wieder zu sehen, schieden Beide von einander.

Genovefa hatte sich schon eine ziemliche Strecke weit entfernt, als Vater und Sohn zusammentrafen, und dieser dem erstern den ihm zugestoßenen Unfall und seine wunderbare Rettung ganz treuherzig erzählte.

Der junge Graf Rudolph von Helfenstein — denn kein anderer war der von Genovefa gerettete Jüngling — war erst vor wenigen Wochen, nachdem er auf der hohen Schule zu Ingolstadt seine Studien vollendet und hierauf in Begleitung seines gelehrten und wackern Hofmeisters, des Pater Thaddäus Bohl aus dem Benediktinerstifte Neresheim einen großen Theil von Deutschland und Ungarn durchreist hatte, in den Schoos der Seinigen, auf das väterliche Schloß zu Wiesensteig zurückgekehrt.

Rudolph, der erst kurz sein achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, war ein Jüngling von großer, edler Gestalt, sein Gesicht regelmäßig schön, der Ausdruck seiner Züge und sein Blick verriethen die gewaltige Leidenschaftlichkeit eines muthvollen, treuen Herzens. Die Natur hatte ihn mit Geist und Urtheilskraft begabt, er war vortrefflich erzogen und unterrichtet, wahrhaft fromm gesinnt, und verehrte seinen Vater, den regierenden Grafen Rudolph V. von Helfenstein, auf das Innigste und Herzlichste.

Der gräfliche Junker liebte das Stillesitzen in den Schloßhallen zu Wiesensteig nicht; auf Berghöhen zu steigen, Wälder und Fluren zu durchwandern, die Natur in ihrer großartigsten Entfaltung zu bewundern und mit seinen Gedanken in die Weite zu schweifen, das war ihm Freude und Lust. Dabei war es des alten Grafen, der diesen seinen einzigen Sohn mit seltener Zärtlichkeit liebte, entschiedener Grundsatz und Wille, daß der Jüngling sich möglichst frei und selbstständig entwickeln solle, um einst die Zügel der Herrschaft mit aller Energie führen zu können, weßhalb ihn sein Hofmeister auf Ausflügen, von denen er am gleichen Abende wieder zurückkehrte, nur höchst selten begleiten durfte.

So geschah es denn auch dießmal, daß Rudolph sich mit Sonnenaufgang ohne alle Begleitung auf den Weg machte, um die theils noch bewohnten, theils schon zerstörten Burgen um Wiesensteig herum der Reihe nach zu besuchen. Bereits hatte er die Burg zu Schopfloch und das Schloß Reißenstein in Augenschein genommen, bereits war der Felsengipfel des Drackensteins erklimmt und er schon wieder auf dem Rückwege begriffen, um nach der Kapelle auf dem Tugstein bei Deggingen hinüberzuwandern, als er ganz in seiner Nähe einen prächtigen Falken erblickte, der eine Taube in seinen Krallen trug, mit welcher

er einer, unterhalb des Pfades, auf dem Rudolph ging, befindlichen Felsenspalte, worin er vermuthlich seinen Horst hatte, zuflog. Rudolph blickte dem Raubvogel bis zum Eingange in die Spalte nach; dabei mußte er sich weit vorwärts bücken, er bekam das Uebergewicht und rutschte in dachgäher Richtung mehr als zwanzig Fuß tief den Felsen hinab. Während des Falles ritzte er sich die linke Seite des Kopfes an der Schläfe bedeutend auf, und wäre ohne Rettung verloren gewesen, wenn nicht eine vorstehende Felsenplatte das weitere Hinabfallen gehindert hätte. Dort war es, wo ihn Genovefa Merz, das eben auf der Heimkehr von der Weide begriffene Hirtenmädchen, auffand und auf die oben erzählte Weise rettete.

Der alte Graf von Helfenstein hatte an dem Tage, da dieses vorfiel, vergebens bis Sonnenuntergang auf die Rückkehr des geliebten Sohnes gewartet; bange Ahnungen, noch gesteigert durch die Angst seiner Gemahlin, befielen ihn, und er machte sich deßhalb mit einigen Reisigen auf den Weg, um den Vermißten aufzusuchen. Freude und Schrecken mischten sich in seiner Brust, als er schon in der ersten halben Stunde, nach dem Wegritt von Hause, seinen Rudolph in der Nähe des Dörfchens Drackenstein mit verbundenem Haupte antraf. Mit größter Vorsicht wurde der von seinem Falle immer noch sehr Angegriffene auf eines der Rosse gehoben, das ein Diener führte, und der Rückweg nach Wiesensteig angetreten, wo man in weniger als einer Stunde anlangte. Die sorgfältigste Pflege einer zärtlichen Mutter und zweier liebenden Schwestern bewirkte es, daß der Verwundete, an dessen Haupte zum Glücke kein edlerer Theil verletzt, sondern nur die äußere Haut aufgerissen war, sich schon nach fünf Tagen der vollständigen Wiederherstellung erfreuen durfte.

Genovefa hatte nicht verfehlt, von dem verabredeten Zeitpunkte an jeden Tag mit ihrer Heerde den Felsenpfad nach dem Drackenstein hinaufzusteigen. Dreimal hatte sie den Weg vergeblich gemacht, als ihr am vierten Nachmittage, zu ihrer nicht geringen Freude, der Jüngling, dessen Bild seit dem ersten Zusammentreffen nie mehr aus ihrer Seele geschwunden war, munter und voll Entzücken, die lange Entbehrte endlich wieder zu sehen, entgegentrat. Rudolphs Sehnsucht nach Genovefa war keine geringere gewesen, als die des Mädchens nach ihm, dem von ihr Geretteten. Unter traulichen Gesprächen erreichten sie die Wohnung von Genovefa's Mutter, welche Rudolph, wie ihm seine Begleiterin schon unterwegs mitgetheilt hatte, auf dem Krankenlager antraf, da die gute Frau schon seit längerer Zeit an der Auszehrung litt. Der Junker grüßte die Kranke freundlich, sprach ihr Worte des Trostes zu, ermahnte sie zu christlicher Geduld und wiederholte auch ihr seinen innigen Dank für die ihm durch die Tochter gewordene Hilfe in der Noth.

Zwei Thaler und etwas kleine Münze war Alles, was Rudolph an Geld bei sich hatte. Er griff in die Tasche, gab der Frau seine ganze Baarschaft und setzte mit seinem natürlichen, der Empfängerin höchst wohlthuenden Zartgefühle hinzu: dieses Wenige schickten ihr seine dankbaren Eltern, und sie würden es, nach ihren eigenen geringen Kräften, auch künftig an Nichts fehlen lassen, um ihr ihre traurige Lage möglichst zu erleichtern.

Frau Merz überhäufte den Jüngling mit Segnungen, und fragte ihn nach Namen und Stand seiner Eltern. Rudolph gerieth durch diese an sich so natürliche Frage nicht wenig in Verwirrung; er ahnte, daß, wenn er die Wahrheit gestände, sich nothwendig eine undurchdringliche Scheidewand zwischen ihn und diese arme Familie schieben mußte; stammelnd und mit

niedergeschlagenen Augen antwortete er: sein Vater nenne sich Liebenzeller und stehe als Gartenaufseher in gräflichen Diensten zu Wiesensteig, er selbst aber bekleide die Stelle eines reisigen Jagdknechtes bei dem Grafen von Helfenstein. Die Kranke zweifelte keinen Augenblick an der Richtigkeit seiner Aussage und entschuldigte sich mit matter Stimme, wie es kein Wunder sei, daß sie, trotz der geringen Entfernung ihres Wohnortes von der Residenz, diesen Namen heute zum erstenmal höre, da sie seit dem Tode ihres Mannes, und noch mehr seit ihrem schon jahrelangen Leiden, außer allem Verkehr mit der Nachbarschaft in Stadt und Land stehe. Rudolph blieb bis gegen Abend in der Hütte der Frau Merz, dann verabschiedete er sich mit dem Versprechen, recht bald wieder zu kommen, und trat, von Genovefa eine Strecke weit begleitet, den Rückweg nach Hause an.

Von nun an sahen sich Rudolph und Genovefa jede Woche zwei- bis dreimal, theils in der Wohnung der letztern, theils auf dem unsern Lesern schon bekannten Weideplatze, wo der Jüngling gewöhnlich früher eintraf, als das Mädchen, und schon Gras und Kräuter für die kleine Heerde gesucht hatte, die dann stets mit vollen Eutern heimkehrte. Auch an Geld zur Unterstützung der Mutter ließ es Rudolph nicht fehlen, doch spendete er dieses stets nur in kleinen Gaben, um keinen Verdacht wegen seines wahren Standes aufkommen zu lassen.

Einige Zeit hatten die Zusammenkünfte zwischen dem jungen Grafen und Genovefa ihren ungestörten Fortgang; ohne daß sie es selbst bemerkten, hatte sich die Liebe in Beider Herzen eingeschlichen, mit jedem Tage wurden sie einander unentbehrlicher. Rudolph erblickte in Genovefa bald das Ideal aller weiblichen Vollkommenheit, in keinem Palaste hatte er sich noch so glücklich gefühlt, als in der kleinen Hütte, die sie bewohnte. „Welches nie geahnte Glück,“ — sprach er eines Tages, als er

eben wieder von Drackenstein in das väterliche Schloß zurückkehrte, bei sich selber, — „lernte ich hier kennen; von den schönsten Regungen fühlt meine Brust sich erschüttert! Gleichgiltig ließen mich alle die gepriesenen Schönheiten an den Höfen des Herzogs Friedrich zu Stuttgart und des Kurfürsten Max zu München; ja selbst die herrlichen Sterne am kaiserlichen Hoflager zu Wien waren nicht vermögend, mich zu blenden; Jedermann hielt dieses Herz unempfänglich für weibliche Reize! Meine Stunde hatte noch nicht geschlagen: Dir allein, liebliche Genovefa, war es vorbehalten, die süßesten Gefühle in meinem Busen zu wecken! O, daß es mir vergönnt wäre, immer bei Dir zu bleiben! Doch, ach, ich muß ihn unterdrücken, diesen Wunsch, denn ich weiß, was ich meinen ruhmgekrönten Ahnen, was ich mir selbst schuldig bin! Rudolph, der einzige Sohn und dereinstige Erbe des erlauchten Grafen von Helfenstein wollte der Gatte eines Hirtenmädchens werden? was würden meine Eltern, was meine Standesgenossen hiezu sagen? — — — Doch, von ihr geliebt,“ — rief er nach einer langen Pause in seinem Selbstgespräche aus, — „würde ich die Kraft in mir fühlen, das Urtheil einer ganzen Welt zu verachten! Ja, himmlisches Mädchen, wäre ich nur erst Deiner Liebe ganz gewiß, keinen Augenblick würde ich anstehen, Dir selbst einen Thron zum Opfer zu bringen!“

Wäre Rudolph — was er freilich damals noch nicht war — ein Kenner des weiblichen Herzens gewesen, so hätte nicht der geringste Zweifel in ihm entstehen können, daß auch er wieder geliebt sei, geliebt mit der ganzen Glut einer zum ersten Male erwachten Liebe. Der Götterstrahl des seligen Gefühles der Liebe hatte Genovefa's Herz eben so stark, wie das seinige, getroffen; was ihm manchmal Gleichgiltigkeit, ja wohl gar Kälte zu sein schien, war nur die leichte Maske,

hinter der sich die weibliche Schamhaftigkeit zu verbergen pflegt. Eines Tages aber, als beide wieder in traulichem Gespräche beisammen saßen, war Rudolph wirklich so glücklich, das Geständniß ihrer Gegenliebe aus Genovefa's Munde zu vernehmen. „Auf Deinen Namenstag" — sagte er unter Anderem zu ihr — „will ich Dir ein recht schönes goldenes Kreuz schenken.“ — „Und auch ein silbernes Herz?“ fiel ihm das Mädchen freudestrahlend in die Rede. — „Nein, Du sollst auch ein Herz von eben so reinem Golde, wie das Kreuz, dazu bekommen; ich habe Dich so lieb, meine Genovefa, so unaussprechlich lieb, daß ich Dir Alles geben möchte, was ich jetzt besitze und noch künftig mein nennen darf.“ — „Und auch ich habe Dich recht herzlich lieb, theurer Rudolph, aber ich habe leider gar Nichts, was ich Dir schenken könnte, als diese Blumen.“ Mit diesen Worten nahm sie einen Strauß von gelben Schlüsselblumen von ihrem Busen, die sie eigens für den Jüngling gepflückt hatte, der sie wonnetrunken an seine Brust drückte und den Bund der Liebe mit einem seelenvollen Kusse, der von Genovefa mit derselben heiligen Glut erwiedert wurde, besiegelte.

So schwand den beiden Liebenden der Sommer und ein Theil des Herbstes in dem beseligenden Gefühle ihres stillen, ungetrübten Glückes dahin. Es war Oktober geworden. Schon seit einiger Zeit sahen sie sich nur höchst selten in Genovefa's Wohnung, um die Mutter nicht Zeugin ihres nun klar ausgesprochenen Verhältnisses werden zu lassen und keine Störung desselben von dieser Seite befürchten zu müssen. Der Weideplatz auf der Höhe des Drackensteins war fast immer die erwählte Stätte ihrer Zusammenkünfte.

Eines Tages wartete Rudolph daselbst bis spät Abends auf die Geliebte. Sie erschien nicht, und er kehrte bei schon einbrechender Nacht in fieberhafter Aufregung nach dem Schlosse

zurück. Er ging zur gewöhnlichen Zeit zu Bette, stand aber, sobald sein Diener sich entfernt hatte, wieder auf. Es war erst 10 Uhr. Der regierende Graf und seine Gemahlin befanden sich schon seit mehreren Tagen mit dem größten Theile ihres Hofgefolges in Stuttgart, wo eben damals aus Anlaß des Jahrstages der Verleihung des englischen Hosenbandordens an den regierenden Herzog Friedrich große Festlichkeiten stattfanden, so daß im Schlosse zu Wiesensteig nur die zur Aufwartung bei dem Erbgrafen und den zwei jüngsten gräflichen Fräulein erforderliche Dienerschaft zurückgeblieben war. So konnte denn Rudolph sein Gemach leicht verlassen, ohne daß dieß von Jemanden bemerkt wurde; auch würde sich im ganzen Schlosse wohl Keiner getraut haben, ihn wider seinen Willen zurückzuhalten. Pater Thaddäus, sein Hofmeister, saß im gegenüberliegenden Flügel des Schlosses noch mit dem Kastellan bei einem Spielchen, was ihn verhinderte wahrzunehmen, wie der junge Graf ein Fenster, das von einem langen Gange in den Schloßgarten hinausging, öffnete, an einem Spaliergerüste hinabkletterte und bald die hintere Gartenpforte erreichte, aus der er wie ein junger Hirsch in's Freie hinaussprang.

In weniger als einer Stunde hatte Rudolph den Wohnort der Geliebten erreicht. Es fiel ihm gar nicht auf, in dem Hause, — obschon der Zeit nach schon Alles hätte finster sein und Genovefa und ihre Mutter längst schlafen sollen — noch Licht zu erblicken. War doch sein Mädchen heute nicht auf dem Felsenpfade des Drackensteins erschienen: wie konnte es ihn da noch befremden, wenn Alles von dem gewöhnlichen Laufe der Dinge abgewichen erschien!

Länger, als eine Viertelstunde, stand Rudolph vor der Einfassung des kleinen Gärtchens und starrte die Hütte an. Näher wagte er sich nicht heranzutreten, aber er war fest ent-

schlossen, nicht eher von dannen zu weichen, bis er Genovefa gesehen hätte, und wenn er auch bis zum Anbruche des Morgens so stehen bleiben müßte. Er wollte sie um jeden Preis sehen, sie sprechen, aus ihrem Munde erfahren, warum sie nicht gekommen sei. War er ihr doch jetzt so nahe, war sie doch da! Diese Gewißheit beruhigte sein ungestüm pochendes Herz wieder; es kam ihm vor, als hätte er sonst Nichts mehr zu wünschen, als bedürfe es, um sich glücklich zu fühlen, einzig des Verharrens auf dem Platze, wo er stand, bis zum Erscheinen des Tages! Da öffnete sich mit einem Male die Thüre der Hütte, und heraus trat eine alte Frau mit einer Lampe in der Hand, die sie sorgsam vor dem Erlöschen zu wahren suchte. Sie näherte sich der Hecke, hinter welcher Rudolph stand, um einen Zweig von dem Gebüsche abzuschneiden. Ein namenlos düsterer Gedanke blitzte durch die Seele des Jünglings, und er folgte der Alten, als sie in die Hütte zurückging.

Genovefa — denn nur diese sah er im ersten Augenblicke — lag vor dem Bette ihrer Mutter auf den Knieen; der Pfarrer des benachbarten Dorfes Gosbach, zu dessen Kirchspiel Drackenstein gehörte, ein ehrwürdiger Greis mit Silberlocken, ertheilte der Sterbenden die letzte Wegzehrung. Rudolph kniete neben Genovefa nieder, die nur einen flüchtigen, höchst gleichgiltigen Blick auf ihn warf. Ihre Augen hingen an der bleichen Todesgestalt ihrer Mutter, sie war ganz in den trostlosen Schmerz versunken, dieselbe verlieren zu müssen, während sie sich diesen Verlust nie als möglich gedacht hatte. Zum ersten Male in seinem Leben sah Rudolph hier dem Tode in's Auge, und der erhabene Ernst seiner Erscheinung überwältigte jedes andere Gefühl in seiner Seele. Der Schauplatz dieses Auftrittes war eine abgelegene, ärmliche Hütte, man hörte den Sturm draußen heulen, die kleinen Fensterscheiben klirrten, die Flamme auf

dem Heerde flackerte hin und her, drinnen in dem kleinen Stübchen lag auf schlechtem Bette eine arme, sterbende Frau; eine verzweifelnde Tochter, ein Priester, eine alte Nachbarin und ein zufällig dazu gekommener junger Mann waren die einzigen Zeugen ihres Todes, und doch wollte es diesem in Prunkgemächern aufgewachsenen Jüngling, als der Priester mit hoher Würde die Absolution und den Segen über die Sterbende aussprach, bedünken, der Himmel thue sich über ihnen Allen auf, und er sagte mit lauter Stimme: „Amen!" Der Pfarrer, welcher Rudolphs Anwesenheit bis jetzt noch nicht wahrgenommen hatte, wandte sich um. „Ach, Sie sind es, gnädiger Herr Graf?" — „Ja, mein guter Vater" — erwiederte Rudolph, indem er ihm die Hand drückte — „ich bin es; sorgen Sie für Genovefa, nehmen Sie sie zu sich, ich bitte Sie innigst darum. Ich will Ihnen Alles auf das Bereitwilligste ersetzen, aber nehmen Sie sie gleich mit, damit sie die Nacht hier nicht allein zuzubringen braucht."

Der alte geistliche Herr war der einfachste und mildherzigste aller Menschen. „Ich übernehme gerne, und zwar ohne alle Vergütung" — sagte er zu Rudolph — „die fernere Sorge für dieses arme, verlassene Mädchen. Vielleicht wäre ich von mir selbst nicht auf den Gedanken gekommen, sie zu mir zu nehmen; aber die Vorsehung hat Sie, gnädiger Junker, augenscheinlich hieher geführt, um mir die Sorge für Genovefa am Sterbebette ihrer Mutter zu übertragen, deren Seele jetzt im Himmel ist, denn sie war schon ein halber Engel auf Erden, das reinste, frommste Herz, das ich je gekannt habe."

Genovefa lächelte dem Geliebten unter einem Strome von Thränen zu; es befremdete sie eben so wenig, als es sie erfreute, Rudolphs wahren Stand zu erfahren, wußte sie doch längst schon, daß er ein Diener des Grafen sei, und mehr war

der Sohn und einstige Erbe des Grafen in ihren Augen auch nicht. Sie wäre gern bei der Leiche ihrer Mutter zurückgeblieben, aber Rudolph ließ sie, trotz alles Sträubens, durch die alte Nachbarin in den Pfarrhof nach Gosbach geleiten, da der Pfarrer selbst zuvor noch einen andern Kranken zu besuchen hatte, der am entgegengesetzten Ende seines Kirchspiels wohnte. Es kostete unendliche Mühe, das Mädchen zu bewegen, diese Hütte, in der ihr jungfräuliches Lager neben dem Todtenbette der Mutter stand, zu verlassen, aber Rudolph bestand mit solchem Ernst und solcher Würde darauf, daß Genovefa sich endlich in seinen Willen ergab. Rudolphs Seele war wie umgewandelt, er war plötzlich ein willenskräftiger Mann geworden, denn — ihm lag ja jetzt die Sorge für seine Genovefa ob!

Als er sich mit der Leiche allein gelassen fand, war es ihm im ersten Augenblicke unmöglich zu beten, ihn bedünkte, als hätte er vorher noch eine andere, eben so dringende und heilige Pflicht zu erfüllen. „Ruhe im Frieden!“ — sagte er zu dieser bleichen Gestalt mit den geschlossenen Lippen und dem erstarrten Herzen — „ruhe im Frieden! ich liebe Dein Kind, Deine Genovefa, mehr, als mich selber; sie soll mir heilig sein! ich will sie lieben, wie man die Engel des Himmels liebt, mit denen Dein verklärter Geist uns beide bewachen wird! Sie soll meine Gattin, die Gefährtin meines Lebens werden!“ — Rudolph sprach diese Worte laut, so fest und mit einer so männlichen Stimme aus, daß er vor dem Ton seiner eigenen Rede zusammenfuhr, als hätte ein Anderer dieselbe gethan. „Ich werde Genovefa Merz heirathen!“ — wiederholte er vor der Leiche — „ich gelobe dieses bei dem Bilde des Heilandes, mit dem ich hier Deine Lippen berühre, theuere Verklärte!“

Unaussprechliche Rührung und heilige Ehrfurcht durchdrangen Rudolphs Herz, als er dieses Gelübde that. Er kniete

nochmals vor dem Sterbebette nieder, zog das Leichentuch behutsam weg und küßte die Hand der Todten mit der Innigkeit eines Sohnes. Zwei Tage nachher wurde Susanna Merz höchst einfach, aber würdig, zur Erde bestattet, und Rudolph, Graf von Helfenstein, erfüllte schon nach wenigen Monaten das Versprechen, das er der entschlafenen armen Hirtenfrau gegeben hatte.

---

Rudolph hatte seinen Vetter und Schwager, den seit ganz Kurzem mit seiner Schwester Maria vermählten Grafen Frobenius von Helfenstein, von der Meßkircher Linie des Hauses, zum Vertrauten seines geheimen Verhältnisses mit Genovefa gemacht; dieser sollte ihm zur Ausführung seines sehnlichsten Wunsches, nämlich der ehelichen Verbindung mit der Geliebten seines Herzens, behilflich sein. Er fand offene Ohren; allein nicht aufrichtige Theilnahme an Rudolphs Glück, sondern Selbstsucht und Eigennutz waren die Triebfedern, welche den Schwager in Meßkirch bewogen, seinen Wünschen so bereitwillig entgegenzukommen. Graf Frobenius hatte nämlich klug berechnet, daß die aus einer solchen Mißheirath etwa hervorgehende Descendenz weder die Besitzungen, noch das sehr beträchtliche Privatvermögen seines Schwiegervaters und beziehungsweise Schwagers würde erben können, somit, weil Rudolph der einzige noch lebende Sohn des regierenden Grafen von der Wiesensteiger Linie war, ein großer Theil von beiden seiner Zeit an ihn, den Grafen Frobenius, oder seine Nachkommen übergehen würde. Von derlei selbstsüchtigen Beweggründen ahnte Rudolph in seiner natürlichen Gutmüthigkeit freilich Nichts, und er war deßhalb auf das Höchste erfreut, als ihm sein Schwager im tiefsten Vertrauen den Vorschlag machte, Genovefa auf das, der Meßkircher Linie Helfenstein gehörige,

zwei Stunden vom Ueberlinger Arme des Bodensees entfernte Schloß Langenstein zu bringen, wo am 3. Mai 1603 der Bund des liebenden Paares durch den dortigen Schloßkaplan, im Beisein des Grafen Frobenius und noch zweier weiteren Zeugen, eingesegnet wurde.

Ungefähr drei Wochen brachten die Neuvermählten die Wonnetage ihrer Ehe beisammen auf dem Waldschlosse zu — eine kurze Zeit, während welcher Rudolphs Abwesenheit von Wiesensteig den Eltern um so weniger auffallen konnte, da sie ihn auf einem Besuche bei Schwester und Schwager zu Meßkirch befindlich glaubten. Der junge Graf liebte seine Gemahlin wie ein wahrer Romanheld; die Niedrigkeit ihrer Geburt machte sie ihm nur noch um so theurer, weil ihm stets die ungeheure Kluft vor der Seele schwebte, die — wenn seine Verbindung in der Familie ruchbar wurde — nothwendig Ursache werden mußte, die Geliebte auf immer zu verlieren.

Schon gegen Ende des Monats geboten es die Verhältnisse, daß Rudolph wieder nach Wiesensteig zurückkehrte. Genovefa lebte während der Abwesenheit ihres Gemahls in stiller Zurückgezogenheit, aber ihrem neuen Stande entsprechend, unter dem Namen einer Frau von Miltenberg, mit einer ihr treu ergebenen Kammerfrau und einigen Dienern auf Schloß Langenstein, und da sie Rudolph unter allerlei Vorwänden, von Hause weg zukommen — z. B. bei dem Grafen von Fürstenberg zu Trochtelfingen, dem von Hohenzollern zu Sigmaringen, oder dem Schwager zu Meßkirch einzusprechen — fast jede zweite Woche besuchte, so fand sie in diesen wenigen Stunden der allerinnigsten und hingebendsten Liebe genügenden Ersatz für die Entbehrungen der Zwischenzeit.

Aber nicht lange ward den beiden Gatten das Glück zu Theil, das sie von ihrer ehelichen Verbindung hoffen zu dürfen

geglaubt hatten. Die Macht der Verhältnisse ist nun einmal im menschlichen Leben so fest begründet, daß Niemand — selbst der Höchststehende und Mächtigste nicht — ihnen Trotz bieten darf, ohne sich die größte Unlust und den bittersten Kummer dadurch zu bereiten. Der regierende Graf von Helfenstein, Rudolph V., der es für an der Zeit hielt, daß sein Sohn in die Thätigkeit des öffentlichen Lebens trete und eine seiner vornehmen Geburt entsprechende Stellung in der Welt einnehme, hatte demselben durch seine Verbindungen am Münchener Hofe das hohe und einflußreiche Amt eines kurfürstlichen Haus- und Hofmarschalls zu verschaffen gewußt, das der Neuernannte, höchstem Befehl gemäß, unverzüglich anzutreten hatte.

Hier half kein Widerstreben; der Vater hatte es so angeordnet, und der Sohn mußte gehorchen. Kaum hatte Rudolph vor seiner Abreise nach München noch so viele Zeit übrig, seine geliebte Genovefa von der plötzlichen Aenderung der Verhältnisse schriftlich in Kenntniß zu setzen, und sie wissen zu lassen, er werde dafür besorgt sein, daß sie bald in seine Nähe komme; sie vorher selbst noch zu besuchen, war ihm aber nicht mehr vergönnt.

Genovefa vertauschte wirklich schon im August 1603 ihren bisherigen Wohnsitz zu Langenstein mit einem neuen in dem, nur 7 Stunden westlich von München gelegenen, hübschen Marktflecken Bruck. Aber was half das der Liebenden? Die nunmehrige Stellung ihres Gemahls, die ihn nöthigte, fast unausgesetzt um die Person des Kurfürsten zu sein, erlaubte ihm nur höchst selten, seine geliebte Gemahlin zu besuchen; brieflich konnte er nur durch einen einzigen vertrauten Diener, der um das Geheimniß dieser Ehe wußte und es auch treu bewahrte, mit ihr verkehren, sie selbst aber durfte nie nach München kommen, um jede Gefahr der Entdeckung schon von vorn herein zu beseitigen.

So sah sich denn die arme Genovefa in ihrer jetzigen Lage noch weit mehr, als früher, dazu verurtheilt, die ihr während der langen Trennung von ihrem geliebten Gemahl unerträgliche Zeit in der trostlosesten Einsamkeit zu verleben. Sie war zwar nur dem Scheine nach verlassen, denn Rudolph war im Geiste jeden Augenblick bei ihr, aber wie schmerzlich war dieser Anschein für sie! Zu diesem Kummer und der Langweile gesellten sich nun bald auch noch andere Besorgnisse, deren Quelle die Eifersucht war. Ein so schöner junger Mann! ein Graf aus einem der ersten und ältesten Häuser des Reiches! ein — wenn er die ungesetzliche, standeswidrige Ehe erführe — auf's Höchste erzürnter Vater! eine mächtige, unerbittliche Familie! Er, allen Versuchungen eines glänzenden Hofes ausgesetzt; sie, von aller Strenge gewaltthätiger Grausamkeit bedroht! und dann dieses Verlassensein — gewiß, sie war vergessen! das unglückliche Kind weinte Tag und Nacht. War ihr Gemahl abwesend, so weinte sie, weil er nicht da war; kam er, sie zu besuchen, so weinte sie, weil er nach wenigen Stunden wieder fort mußte; bekam sie nicht so oft, als sie es erwartete, — und das war Tag für Tag — Briefe von ihm, so war kein Zweifel, daß er entweder krank war, oder sie nicht mehr liebte.

Dieser unaufhörliche Kummer seiner so innig geliebten Gemahlin lag dem Grafen wie eine Centnerlast auf dem Herzen und drückte ihn noch um so schwerer, weil es nicht in seiner Macht stand, die Ursachen desselben zu beseitigen.

Rudolph hatte Niemanden, dem er sein bekümmertes Herz eröffnen, von dessen Theilnahme er Linderung der Qualen, die sein ganzes Inneres zerwühlten, hoffen durfte, und doch konnte er es nicht mehr allein tragen, er mußte eine Seele haben, der er sich völlig anvertrauen konnte. Kein einziger Mann unter allen, die er näher kannte, genoß sein Vertrauen in dem

Grade, daß er ihn zum Mitwisser seines geheimen Grames hätte machen mögen; nur ein Frauenherz schien ihm würdig, in das zarte Verhältniß eingeweiht zu werden, das ihn so hoch beglückte und ihm gleichwohl jetzt des Bittern so viel bereitete. Unter allen Damen des kurfürstlichen Hofes hatte nur eine — denn wie hätte Er, der einzig für seine Genovefa lebte, sein Auge auf ein anderes weibliches Wesen werfen können? — seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und auch diese nicht wegen körperlicher Reize, sondern lediglich um der seltenen Vorzüge ihres Geistes und Herzens willen. Diese eine aber war Karoline, verwittwete Gräfin von Hohenwart, erste Hofdame und vertraute Freundin der regierenden Kurfürstin. Diese edle Frau, bei welcher, als einer weitläufigen Anverwandten seines Hauses, Rudolph seit Anbeginn seines Aufenthaltes in München Zutritt hatte, war es, der er sein bekümmertes Herz öffnete; ihr klagte er sein Leid, von ihr hoffte er Trost und Aufrichtung, sie bat er um ihren einsichtsvollen Rath bei seiner innern Zerrissenheit.

Karoline von Hohenwart war nicht wenig überrascht, als sie aus Rudolphs Munde die erste Mittheilung seines Geheimnisses vernahm. Aber bald überschaute ihr klarer Blick den ganzen Zusammenhang der Dinge, und sie verhehlte sich nicht, daß vernünftige Vorstellungen hier nur im Verein mit zarter Schonung des nun einmal nicht mehr zu ändernden Verhältnisses von wohlthätiger Wirkung auf das gedrückte Gemüth ihres Vetters sein könnten.

„Geduld und Ergebung,“ — sagte daher die Gräfin zu ihm, als er sie eines Tages, mehr als je des Trostes bedürftig, besuchte — „Geduld und Ergebung, mein lieber Cousin! Man setzt die Verpflichtungen, die unser Stand uns auferlegt, nie ungestraft aus den Augen. Hätten Sie die sanfte, unschuldige

Genovefa wahrhaft geliebt, so würden Sie sich sorgfältig von ihr ferne gehalten haben, anstatt ihr mit Ihrem Herzen und Ihrer Hand ein unglückliches Geschenk zu machen. Prägen Sie es sich recht oft und tief ein, daß, wenn man seine Stellung in der Welt gewaltsam verrückt, man nie auf ein ruhiges Dasein Rechnung machen darf. Es taugt in keiner Weise für uns, wenn wir das uns angewiesene Element verlassen. Sie haben nur an sich gedacht, lieber Graf; Sie haben geglaubt, durch Ihre Verheirathung mit einem armen Landmädchen einen großmüthigen Beweis wahrer Liebe zu geben, und doch sehe ich in dieser Verbindung nur eine höchst egoistische Handlung von Ihnen; Sie sind ja ein Mann, und so ist es ganz in der Regel, daß Sie, gleich allen Männern, hiebei nur an sich selbst gedacht haben. Aber darum, daß Sie die arme Genovefa aus ihrem stillen Frieden heraus und in ein unnatürliches Verhältniß hineingerissen haben, soll und darf Ihre Gemahlin ihr Leben nicht in Gram und Kummer hinbringen. Ich will hin zu ihr, will ihr Vertrauen zu gewinnen suchen, will ihr Mutter und Trösterin werden. Gleich morgen erbitte ich mir wegen dringender Familienangelegenheiten Urlaub von der Kurfürstin, meiner gnädigsten Frau, fahre hinaus nach Bruck zu Genovefa, stelle ihr die ganze Lage der Verhältnisse vor, und hoffe, sie für die nächste Zeit wenigstens zu beruhigen. Ich denke, die Botschaft, die ich Ihnen alsbald zurückbringen werde, soll keine unwillkommene für Sie sein.« — Nun wurde noch verabredet, daß Rudolph seine Gemahlin zuvor in einem Briefe von dem zu erwartenden Besuche in Kenntniß setzen sollte.

Unglücklicherweise aber mußte Karolinens Besuch in Bruck um einige Tage verschoben werden, weil die Kurfürstin ihren Gemahl zu einem Festinjagen nach dem benachbarten Schlosse Blüthenburg begleiten wollte, wozu sie ihre erste Hofdame

wenige Stunden, nachdem diese dem Grafen von Helfenstein die Zusage, Genovefa zu besuchen, ertheilt hatte, zum Dienste bei ihrer Person befehlen ließ. Rudolph selbst blieb dießmal zu Hause: er hatte sich bei dem Kurfürsten wegen Unpäßlichkeit entschuldigen lassen.

Weil die Gräfin von Hohenwart Rudolphen den Besuch bei Genovefa so bestimmt zugesagt hatte, hielt sie es für Pflicht, ihm vor der Abfahrt nach Blüthenburg die Gründe des Aufschubes persönlich mitzutheilen. Wie sehr erstaunte aber die gute Frau, als sie ihn beim Eintritte in sein Zimmer, wider alles Erwarten, in finstern Gram und dumpfes Hinbrüten versunken fand! Rudolph hatte in der kurzen Zwischenzeit, seit er die Gräfin das letzte Mal gesprochen, einen herzzerreißenden Brief von Genovefa erhalten. Seit mehr als drei Wochen hatte diese ihn nicht mehr gesehen; unfähig, seine Abwesenheit länger zu ertragen, schrieb sie ihm, daß sie nach München kommen und ihn in seiner Wohnung im Residenzschlosse auffsuchen wolle. Er hatte ihr dieß in einem Billet, das er dem Expressen, der ihm ihren Brief überbrachte, unverzüglich mitgab, streng und entschieden untersagt, und dazu bemerkt, sie setze dadurch seine Ehre und ganze Stellung auf das Spiel. —

„Das haben Sie nicht gut gemacht!“ — entgegnete ihm die Gräfin, — „welche schreckliche Auslegung wird Genovefa diesem Verbot geben! Ach, daß ich sogleich zu ihr hinauseilen könnte! aber es ist nicht möglich; morgen soll es jedoch gewiß geschehen. Weiß sie, daß ich komme?“ — „Ach! das habe ich in der Aufregung, die ihr Brief in mir hervorbrachte, und bei der Eile der Beantwortung ganz vergessen; aber heute noch, in dieser Stunde noch, will ich es ihr durch einen Eilboten zu wissen thun.“ —

Bekümmert, und nichts Gutes ahnend, verabschiedete sich

die Gräfin von Rudolph, und versprach, noch am gleichen Abende oder, wenn es zu spät würde, am andern Morgen, vor ihrer Abreise nach Bruck, noch einmal zu kommen. Man kann sich denken, in welcher Stimmung die edle, theilnehmende Seele den rauschenden Freuden des Dianenfestes beiwohnte, wie viel es sie kostete, vor dem versammelten Hofe einen heiteren Humor zur Schau zu tragen, während ihr Herz von ganz entgegengesetzten Gefühlen erfüllt war.

Es war am 22. November 1603, Vormittags 9 Uhr, als Karoline von Hohenwart sich nach der Wohnung des Grafen Rudolph von Helfenstein in der kurfürstlichen Residenz verfügte, um ihm zu sagen, daß sie soeben im Begriff stehe, nach Bruck abzureisen. Oben auf der Treppe angekommen, war sie Zeugin einer lebhaften Debatte zwischen dem Leibdiener des Grafen und einem fremden, über und über mit Staub bedeckten Manne in hohen bespornten Stiefeln, braunlederner Jacke und einer Peitsche in der Hand, bei dessen Anblick sich gleich errathen ließ, daß er eben erst von einem angestrengten Ritte hergekommen sei. Der Fremde begehrte dringend, zu dem Grafen gelassen zu werden, was ihm aber von dem Diener beharrlich verweigert wurde, indem der Herr in verflossener Nacht von einer Krankheit befallen worden sei, die in ein Nervenfieber überzugehen drohe, weßhalb der gegenwärtig bei ihm befindliche Arzt auf das Strengste verboten habe, irgend Jemanden einzulassen, dessen Anwesenheit auch nur zu der allergeringsten Aufregung Anlaß geben könnte. — „Aber es hängt Leben und Tod an meiner Botschaft," — sagte der Fremde im lebhaftesten Tone, „ich muß hinein, und sollte ich die Thüre mit Gewalt aufsprengen müssen." — Wie er nun eben im Begriffe war, den sich ihm in den Weg stellenden Diener bei Seite zu schieben und seine Drohung wahr zu

machen, stand Karoline von Hohenwart neben den Beiden. „Was ist das?" rief sie, ganz außer sich vor Erstaunen — „was soll dieser entsetzliche Auftritt in dem geheiligten Burgfrieden der kurfürstlichen Residenz?" — „Gut, daß Sie da sind, gnädige Frau; dieser Ungestüme hätte sonst gewiß noch ein Unglück bei unserem kranken Herrn angerichtet; ich sehe es ihm an, daß er keine gute Mähr bringt, und der Herr Graf darf jetzt durchaus Nichts vernehmen, was seine ohnedies schon auf's Höchste gereizten Nerven noch mehr in Aufregung bringen könnte." — „Was, der Graf krank? Dann habe ich einen Grund weiter, ihn zu besuchen; mich werdet Ihr doch wohl einlassen, und dann kann ich ihm ja die Nachrichten dieses Mannes auf eine Weise beibringen, die gewiß nicht im mindesten nachtheilig auf seinen Zustand einwirken soll." — Der Fremde wollte auch die ihm völlig unbekannte Gräfin nicht zur Vermittlerin seiner Botschaft an Rudolph machen; als ihm aber der Diener das freundschaftliche und vertraute Verhältniß dieser Dame zu dem Grafen auseinander setzte, und beide ihm die Unmöglichkeit, selbst zu dem schwer Kranken gelassen zu werden, nochmals vorstellten, gab er endlich nach: „Ich stehe in Diensten der Frau von Miltenberg zu Bruck, seit dem Tage, daß sie diesen Namen führt, und bin der Einzige unter ihren Dienstleuten, der mit ihrem Verhältnisse zu dem Herrn Grafen von Helfenstein vertraut ist. Was ich Seiner Excellenz zu melden habe" — hier traten dem Manne die Thränen in das Auge — „ist, daß sich die gnädige Frau heute Nacht vergiftet hat. Der Inhalt eines Briefes, den ihr ein Reitknecht des Herrn Grafen gestern Nachmittag überbrachte, scheint meine unglückliche Gebieterin zu diesem verzweifelten Entschlusse hingerissen zu haben."

„Barmherziger Himmel!" — rief Karoline in höchster Be-

stürzung aus — „Genovefa vergiftet! und ist denn gar keine Rettung mehr zu hoffen?" — „Bei Gott ist kein Ding unmöglich," — bemerkte der Bote in ziemlich kleinlautem Tone — „aber schon bei meinem Wegritte von Bruck hatten wir Alle nur noch geringe Hoffnung, denn bereits sind es acht Stunden, daß das Gift wirkt, und es war weit und breit kein Arzt bei der Hand; einen solchen wollte ich eben durch Vermittlung des Herrn Grafen herbeischaffen."

Rasch entschlossen, bedeutete die Gräfin von Hohenwart dem Reisigen, eiligst nach Bruck zurückzukehren und der Kammerdienerin der Frau von Miltenberg zu melden, daß die Hilfe auf dem Fuße nachfolgen würde. Wenige Minuten, nachdem der Bote sich entfernt hatte, kam auch der Arzt aus Rudolphs Gemache mit der beruhigenden Nachricht zurück, daß die Krisis zwar eine äußerst heftige, jedoch bei der Jugend und sonst kräftigen Natur des Patienten alle Aussicht zu glücklicher Ueberstehung der Krankheit vorhanden sei. Nun aber erfuhr er aus dem Munde der Gräfin, daß eine drei Meilen entfernt wohnende, dem Grafen von Helfenstein und ihr gleich theure Dame in Folge von Vergiftung in Todesgefahr schwebe, und daß sie deßhalb hierher geeilt sei, um ihn zur unverzüglichen Hilfeleistung mit sich an den Wohnort der Unglücklichen zu nehmen.

Da, wie wir wissen, die Gräfin an diesem Tage ohnedieß nach Bruck reisen wollte, zu diesem Zwecke Alles bereit war, und der Wagen schon angespannt unten auf der Straße hielt, fand kein weiterer Verzug mehr statt, und in weniger als drei Stunden stand die edle Frau mit dem Arzte schon an dem Leidenslager der unglücklichen Frau von Miltenberg.

Die Kammerfrau hatte den Kopf ganz verloren und den halben Ort zusammengerufen, um ihrer Gebieterin beizustehen;

die Gräfin und der Arzt fanden daher bei ihrer Ankunft das Zimmer voll neugierig gaffender Zuschauer, die alsbald weggewiesen wurden, worauf jene sich der Kranken vorstellte und dieser seine genauen Beobachtungen über ihren Zustand zu machen begann.

„Gott, Sie sind es, gnädige Frau!" rief Genovefa, als sie den Namen der Gräfin erfuhr, deren freundschaftlichen und theilnehmenden Besuch ihr Rudolphs zweiter Brief, der aber leider zu spät gekommen war, bereits angekündigt hatte, — „welche unendliche Güte!" mehr konnte sie nicht mehr sagen, schon fingen ihre Kräfte an zu schwinden. Gerne hätte Karoline von Hohenwart ihr eigenes Leben hingegeben, um das der Gemahlin ihres Freundes zu retten, aber es war schon zu spät! Das Gift, welches Genovefa sich — Gott weiß auf welchem Wege — zu verschaffen gewußt, hatte schon den Brand in den Eingeweiden herbeigeführt; sie konnte nach der Aussage des Arztes höchstens noch 6—8 Stunden leben.

Die Sterbende hatte wiederholt den Beistand eines Beichtvaters verlangt, aber weder der Pfarrer des Ortes, noch dessen Kaplan, welche sich beide auswärts auf einem Patrociniums-Feste befanden, waren zu haben gewesen. „Ihr Gemahl," — bemerkte die Gräfin gegen Frau von Miltenberg — „setzt auf den Prior des hiesigen Klosters Fürstenfeld großes Vertrauen, lassen Sie diesen holen." — „Mein Gemahl?" — rief Genovefa mit der letzten Kraft ihrer Stimme — „so wissen Sie also, daß Rudolph mein Gemahl ist? er hat es Ihnen gesagt, daß ich — — o, mein Gott, mein Gott, vergib mir mein Verbrechen! Ach, hätte ich das ahnen können! Bis zum gestrigen Tage, wo Rudolph mir den Besuch einer mütterlichen Freundin ankündigte, als deren Namen er mir den der Gräfin Karoline von Hohenwart bezeichnete, hielt ich diese

Dame, die ich eben diesem Namen nach schon seit Wochen kenne, für seine Geliebte, ich glaubte ihn treulos, beschuldigte ihn in meinem Innern, daß er das Band, das ihn mit mir vereint, gewissenlos verläugnet habe, und gab mir in der Verzweiflung selbst den Tod! Lesen Sie hier, Frau Gräfin, und dann verurtheilen Sie mich!" Mit diesen Worten deutete Genovefa nach ihrem Kopfkissen, welches Karoline aufhob und zwei offene Briefe darunter hervorzog, deren Handschrift keine andere, als die ihr wohlbekannte des Grafen Frobenius von Helfenstein-Meßkirch war, mit dem sie selbst schon öfters in Familiensachen korrespondirt hatte.

Der erste dieser Briefe enthielt eine Reihe der schändlichsten Verläumdungen über den Grafen Rudolph von Helfenstein, namentlich wurde der "anbetungswürdigen" Frau von Miltenberg seine große Vorsicht ihr gegenüber als ein sicherer Beweis seiner Unbeständigkeit dargestellt, und ihr seine ganze Aufführung am kurfürstlichen Hofe in einem Lichte gezeigt, das sie auf eine unvermeidliche Zerreißung ihres ehelichen Bandes vorbereiten mußte. In dem zweiten Briefe, den sie acht Tage nach dem ersten durch dieselbe unbekannte Hand erhalten hatte, war ganz unverblümt und mit empörender Frechheit von einem Verhältnisse Rudolphs mit der „jungen und schönen" Gräfin Karoline von Hohenwart die Rede.

Ein schreckliches Licht war jetzt den beiden Frauen, der Gräfin wie der unglücklichen Genovefa, aufgegangen. "Vergib mir, mein Gott!" — schluchzte diese — "ich habe an Deiner Barmherzigkeit gezweifelt! Vergib mir meine Verblendung, meinen Mangel an Vertrauen zu Dir und ihm!" — "Unglückliches Kind!" — sagte Karoline unter einem Strome von Thränen zu Genovefa — "bereuen Sie die schwere Sünde, zu der Sie sich haben hinreißen lassen; ergeben Sie sich mit Demuth

und Verläugnung in Ihr Schicksal; Gott, vor dessen Richterstuhle Sie vielleicht schon in der nächsten Stunde stehen werden, ist gnädig, und seine Barmherzigkeit ohne Gränzen!"

Jetzt erschien der Prior. „Verlassen Sie mich nicht," rief Genovefa, als sie sah, daß die Gräfin sich entfernen wollte — „beiben Sie bei mir, und lassen Sie mich nicht ganz einsam sterben! Sie können und dürfen meine Beichte wohl mit anhören."

Karoline kniete vor dem Lager der Sterbenden nieder und betete leise. Nachdem die heilige Handlung vorüber war und Genovefa die Absolution erhalten hatte, fiel sie in einen betäubenden, Ohnmacht-ähnlichen Schlummer, der etwa eine halbe Stunde andauerte. Als sie wieder erwachte, blickte sie die Gräfin starr an und fragte kaum hörbar: „Wo ist Rudolph, mein Gemahl? warum kommt er nicht, seine Genovefa vor dem Scheiden noch einmal zu umarmen und ihr das letzte Lebewohl zu sagen?" — „Er ist eben so krank, als Sie, und an sein Lager gefesselt." — „Desto besser, dann werden wir bald wieder auf ewig mit einander ver......" — Die letzten Worte erstarben auf ihren Lippen, ihr Geist entschwebte, und ihr Antlitz strahlte im Tode von solch himmlischer Schönheit und Heiterkeit, daß man glauben konnte, sie sei vor Freude gestorben.

---

Rudolphs Krankheit war eben so langwierig, als schmerzlich. Man hatte ihm Genovefa's Tod aus Besorgniß für sein eigenes Leben lange verhehlt; erst nach drei Monaten, als er vollkommen hergestellt war, erfuhr er das Schreckliche aus dem Munde Karolinens. Ihre Befürchtung, er möchte sich nun ganz der Verzweiflung überlassen, war jedoch zum Glücke eine durchaus ungegründete. Geläutert durch sein langes Kranken-

lager, wie das Gold im Feuer, vernahm er die Trauerkunde; seine Ergebung in die göttliche Fügung war so groß, als sein Schmerz über den erlittenen Verlust. Ein einfacher Marmorwürfel, auf dem sich ein hohes, eisernes Kreuz erhob, bezeichnete Genovefa's Ruhestätte auf dem Gottesacker zu Bruck.

Nur ungern, aber als der letzte männliche Sprosse seines erlauchten Stammes sich der Pflicht für dessen Erhaltung unterwerfend, vermählte sich Rudolph im darauf folgenden Jahre 1604 mit Eleonora, Gräfin von Fürstenberg, und trat nach des Vaters Tode, als der sechste des Namens, die Regierung seiner Erblande an. Er ward Vater dreier Töchter und eines Sohnes, Heinrich, der aber schon zwei Jahre vor ihm selbst, kaum vierzehn Jahre alt, zu Rom starb. Mit ihm erlosch im Jahre 1628 der Mannesstamm der Linie Helfenstein-Wiesensteig, nachdem die Meßkircher Linie schon 1626 mit dem Grafen Georg Wilhelm, dem einzigen Sohne des Erbschleichers Frobenius, ausgestorben war.

# Inhalt.

Vorzeit und Gegenwart Historisch-romantische Schilderungen aus Schwaben und Franken. (3 Bde in 2.)

Bd.: 3

Stuttgart 1861